Zuchthaus und Rabenstein.

Eine

Gallerie merkwürdiger Verbrechen, aus Criminalacten und den sichersten Quellen

aufgestellt

von

J. R. von Train.

1. Bändchen.

Mit einem Titelkupfer.

Ilmenau, 1832.
Druck und Verlag von B. F. Voigt.

Inhalt.

I.

Seite

Mörder aus Irrwahn und Lebensüberdruß 1

II.

Das goldne Kreuzchen 45

III.

Georg Philipp Lang 79

IV.

Die enthüllten Verbrechen 125

V.

Des Züchtlings Bekenntniß 227

VI.

Das Opfer des Vorurtheils 259

I.

Mörder

aus

Irrwahn und Lebensüberdruß.

Herzog Emil überraſchte ſeinen Oheim, den Fürſten von S..., mit einem Beſuche. Die fürſtliche Familie konnte ihre Freude über die unvermuthete Ankunft des innig geliebten Anverwandten nicht lebhaft genug ausdrücken, aber der Hofmarſchall war außer ſich; er wünſchte ſeinen Correſpondenten, den er in Emils Hauptſtadt hatte, nach Bicetre. Welche Feſte würde er, der gewandteſte und ſinnigſte aller Hofmarſchälle, angeordnet haben, hätte er von der Ankunft des hohen Gaſtes nur den leiſeſten Wink erhalten. Daß den Feſten ein Orden, eine mit Brillanten beſetzte Tabatiere gefolgt, daß ſein Name in allen öffentlichen Blättern mit Ruhm genannt worden wäre, lag in der Natur der Sache; und alles dieſes war in die Brüche gegangen durch die Saumſeligkeit, durch das heilloſe Stillſchweigen des Correſpondenten.

Der Correſpondent war der Verſchwiegene wider Willen; er war unſchuldig, rein unſchuldig. In einer Grenzſtadt der ſüdlichen Provinz des Herzogthums wurde ein Dragonerregiment errichtet, der Herzog wollte ſich von dem Fortgange der Sache perſönlich überzeugen; er reiſte dahin, und als er das Regiment inſpicirt, und manche Regierungsgeſchäfte, welche er ſelbſt beſorgen wollte, geſchlichtet hatte, kam ihm plötzlich der Einfall, ſeinen alten geliebten Oheim, deſſen Landesgrenze an die ſeinige ſtieß, mit einem Beſuche zu überraſchen. Nur von ſeinem Leibjäger begleitet, fuhr er mit Extra-Poſt in einer leichten Chaiſe, der Reſidenz des Oheims zu, und war ſchon am Abende des zweiten Tages im frohen Kreiſe der theuren Anverwandten.

Die Jagd liebte Herzog Emil leidenſchaftlich; es war das einzige Vergnügen, dem er ſich in den Stunden, welche die Regierungsgeſchäfte ihm überließen, ganz hingab. Der Oheim, der die Jagdluſt des Neffen kannte, ließ gleich ein groſſes Treiben anſtellen. Emil machte es mit, aber er liebte dieſe Art der Jagd nicht, ihm gewährte das Durchſtreichen der Felder mit einem guten Vorſtehhunde, das Selbſtaufſuchen des Wildes, eine Pürſche bei Tagesanbruch, und das Anſtehen im Zwielichte, oder in ſchöner mondheller Nacht das größte Vergnügen, und ſo trieb er auch hier die Jagd, wie er ſie in ſeinem Lande zu treiben pflegte.

Unter den Forſten, welche er, nur von ſeinem Büchſenſpanner und einem fürſtlichen Jäger begleitet, bisher durchſtreift hatte, um den Wildſtand kennen zu lernen, war ihm beſonders einer durch ſeinen Reichthum an kapitalen Hirſchen aufgefallen; ſolch' einen Wildſtand hatte Emil ſelbſt in ſeinem Leibgehege nicht. Es kam eines Tages an der fürſtlichen Tafel darüber zur Sprache, und Emil erbot ſich zur Wette, im Laufe der vierzehn Tage, welche er für ſeinen hieſigen Aufenthalt beſtimmt hatte, blos in dieſem Forſte zehn kapitale Hirſche mit eigener Hand zu erlegen, ohne Hilfe eines Treibers oder Hundes. Der Oheim war mit dem Neffen einer Meinung, doch ein fremder Prinz, der eben anweſend war, und nach dem Zuſtande ſeiner wildleeren Waldungen auch den der fürſtlichen Forſten ſchätzte, fand Emils Aeußerung ein wenig zu hoch trabend, und nahm die Wette an, die auf 200 Ducaten feſtgeſetzt wurde. Emil machte zur ausſchließenden Bedingung, daß, von dieſem Augenblicke an, er nur allein dieſen Forſt begehen, und darin kein fremder Schuß mehr fallen dürfe. Der Fürſt ſchrieb ſelbſt den Befehl darüber an den einſchlägigen Förſter, und der Herzog ritt gleich nach der Tafel mit dem Billet zu dieſem, ließ ſich die beſten Pürſchgänge, die verläſſigſten Plätze zum Anſtehen genau zeigen und erlegte noch am nämlichen Abend einen ſtattlichen Hirſch.

Es war am vierten Tage nach dieſer Wette,

als Herzog Emil gleich nach Sonnenuntergang unter einer alten Eiche ſtand, an welcher eine von Tannig im weiten Kreiſe umſchloſſene Wieſe hinlief, die meiſtentheils der Tummelplatz zahlreichen Wildes war und an der Grenze eines andern Jagdreviers lag. Der Abend war etwas trübe, am jenſeitigen Saume der Wieſe zeigte ſich von Zeit zu Zeit einiges Wild. Emil ſchaute mit geſpannter Aufmerkſamkeit dahin; da wurde er raſch von rückwärts niedergeriſſen, ein Kerl, das Geſicht geſchwärzt, riß ihm Uhr und Börſe aus den Taſchen. Der muthige Emil wollte ſich aufraffen; er rang mit dem Räuber, er bot alle ſeine Kräfte auf, aber der Kerl hatte Rieſenſtärke; er faßte Emil bei der Kehle, drückte ihn mit einer Gewalt zu Boden, daß dieſer kaum zu athmen vermochte und zog raſch ein langes, breites Meſſer hervor. Er hob die Fauſt zum Todesſtoß: da fiel ein Schuß, röchelnd wälzte ſich der Mörder an Emils Seite. Ein großer rüſtiger Mann, mit Flinte und Waidtaſche, ſprang aus dem nahen Geſträuche, ergriff Emils Hand und zog ihn raſch mit ſich über die Wieſe hin. „Wir müſſen eilen — flüſterte er dem Herzog zu — es ſind noch Einige dieſes Gelichters in der Nähe. Dieſer Theil des Forſtes, welchen wir jetzt durchſchreiten, iſt ſehr ſchmal, die Landſtraße nicht ferne, und bald werden wir ein einzeln ſtehendes Wirthshaus erreichen.“ — Emil war von der nahen Todesgefahr ſo ergriffen, daß er nichts zu

ſprechen, nichts zu fragen vermochte, ſchweigend eilte er an der Hand ſeines Retters dahin, bald war die Landſtraße erreicht. Eine leere Poſtchaiſe fuhr eben der Hauptſtadt zu; der Unbekannte ließ den Poſtillion halten, flüſterte ihm einige Worte zu; hob den Herzog in die Chaiſe und mit verhängten Zügeln wurde der Reſidenz zugefahren.

Es machte großes Aufſehen im fürſtlichen Schloſſe, als eine gewöhnliche Poſtchaiſe ſo raſch durch die Thore hereinrollte, aber allgemein war das Erſchrecken und die Beſtürzung, als Herzog Emil blaß und beinahe ohnmächtig von den herbeigeeilten Dienern aus den Wagen gehoben wurde. Er fühlte ſich ſo matt, daß er die Treppe hinauf getragen werden mußte, die Leibärzte wurden gerufen und Emil verfiel in ein Fieber, welches ihn zwei volle Wochen an das Lager feſſelte.

In der erſten Stunde, wo Emil zur Mittheilung kräftig genug war, hatte er ſeinem Oheim das ihm Widerfahrne erzählt, aber die Geſtalt ſeines Retters war ihm ſo dunkel geblieben, und ſeine Beſchreibung von ihr hatte ſo wenig Bezeichnendes, daß ſich der ganze Hof in Muthmaßungen fruchtlos erſchöpfte. Ein Kammerjunker hatte den klugen Einfall, in aller Stille den Poſtillon, der den Herzog gefahren hatte, auszuforſchen, aber auch dieſer kannte den Mann nicht, der den Herzog in ſeine Chaiſe gebracht hatte, doch wußte er die Geſtalt und die Kleidung deſſelben, welche ihm der eben aufgegangene Mond

deutlich gezeigt hatte, genau zu beſchreiben, und es gelang dem eifrig Bemühten in dem Förſter F.... den Retter des Herzogs Emil zu entdekken. Der Herzog und der Oheim machten dem thätigen Kammerjunker ein reiches Geſchenk, und Beide gaben ihm den Auftrag, noch heute in das Jagdhaus, wo F.... wohnte, zu reiten, und ihn auf den andern Tag in das fürſtliche Schloß zu beſtellen.

Förſter F.... erſchien und wurde gleich in das Gemach des Herzogs geführt, der ſein Lager noch nicht verlaſſen konnte.

Emil

(reicht F.... die Hand und zieht ihn auf einen Stuhl neben ſeinem Bette).

Wie war es Ihnen möglich, mich nur einen Augenblick mit dem Namen meines Retters unbekannt zu laſſen? Warum entzogen Sie mir die Wonne, Ihnen danken und nach Kräften lohnen zu können?

F....

Was ich an Ihnen, Durchlauchtigſter Herzog, gethan habe, war ja nur Pflicht, die ich an jedem, auch dem geringſten im Volke würde ausgeübt haben.

Emil.

Ich will nicht unterſuchen, ob Ihr Zurückziehen und Ihre Verläugnung durch zu große

Bescheidenheit erzeugt wurde, oder ob Sie vielleicht ein wenig zu stolz sind, Sich durch die Belohnung solch' einer That, die nur fürstlich seyn kann, selbst dem Herzoge verpflichtet zu sehen. Doch darüber in der Folge, jetzt bin ich zu neugierig, um zu wissen, wie Sie im Augenblicke der höchsten Gefahr mein rettender Schutzgeist wurden. —

F....

Der Befehl, den der Förster von D.. erhielt, in seinem Reviere während Euer Durchlaucht Aufenthalt kein Wild zu schießen, wurde auch mir durch das Oberforstmeister-Amt ertheilt, da mein Jagdbezirk an den von D.. grenzt und gerade dort der Wechsel am stärksten ist. Doch besuchte ich alle Tage, größtentheils aber mit einbrechender Nacht die Grenze, indem es dort seit einiger Zeit verwegene Schnapphähne gibt, denen es hätte gelüsten mögen, auf Rechnung Euer Durchlaucht ein Paar Hirsche niederzuschießen. Gerade an jenem Abend, da ich überdies von meinem Jagdgehilfen gehört hatte, daß er bei dem Forstbesuche auf verdächtiges Gesindel gestoßen, dieses ihm aber auf sein Anrufen entsprungen sei, beschloß ich die ganze Nacht umher zu schleichen, und keine Mühe zu scheuen, mich Einiger dieses Gesindels zu bemächtigen. Ich stand, es war gerade Sonnenuntergang, keine vierhundert Schritte von jener Eiche, an welcher Euer Durchlaucht auf einen Hirsch lauerten, als ich

hinter mir im Gebüsche rauschen hörte. In der Meinung, es ziehe ein Hirsch vorüber, machte ich nicht die mindeste Bewegung, um selben nicht zu vergrämen,*) aber jetzt hörte ich flüsternde Stimmen, ich wandte mich so leise als möglich und sah drei Kerl, welche auf einem alten Fahrtwege fortschlichen. Schon wollte ich sie anrufen, als mir beifiel, daß ich durch diesen Ruf Euer Durchlaucht um die Freude bringen würde, einen von jenen Hirschen, die schon nahe an der Spitze der Wiese heraufzogen, zu erlegen. Ich schlich den verdächtigen Burschen in solch' einer Entfernung nach, daß es mir möglich war, sie immer im Auge zu behalten. Sie blieben an einem Kreuzwege stehen, und flüsterten lange und eifrig zusammen; jetzt trennten sie sich; der Eine ging nach Osten, der Andere nach Süden, der Dritte aber der Gegend zu, wo ich Euer Durchlaucht auf dem Anstande wußte. Es begann beinahe schon so zu dunkeln, daß ich nur mehr einen Schatten vor mir hinschweben sah, ja ich mußte manche Strecke, wo weicher kniesterloser Mooshoden war, auf den Fußspitzen laufen, um den Kerl nicht aus den Augen zu verlieren; und doch gelang es ihm, sich so unbemerkt und so rasch an Euer Durchlaucht zu schleichen, daß, vielleicht nur einen Augenblick später, ich außer Stande gewesen wäre, meine Pflicht zu erfüllen.

---

*) Zu verscheuen — ein waidmännischer Ausdruck.

Emil.

Daß ich alles aufbiete, Ihnen meinen Dank durch die That zu beurkunden, dürfen Sie von meinem Herzen erwarten. Sehen Sie in mir nicht den Fürsten, sondern den Freund, geben Sie mir Ihr volles Vertrauen, und sagen Sie mir mit der herzlichsten Offenheit, welche Wünsche ich Ihnen erfüllen, was ich für Sie thun soll.

F....

Gnädigster Herr, Sie fordern von mir die Sprache der Offenherzigkeit, ich gehorche. In Ihrem Lande ist, wie ich zufällig erfuhr, die Forstei W....rt erledigt; geben Sie mir diese, und alle meine Wünsche sind erfüllt.

Emil

(betrachtet ihn mit Erstaunen).

Wie, die Forstei W....rt? — und gerade die geringhaltigste des ganzen Herzogthums und noch dazu in der unfreundlichsten Gegend, wo das Försterhaus von dem nächsten Dorfe mehr als eine Meile entfernt ist, und in dessen felsiger, unbelebter Umgebung der Aufenthalt jede Annehmlichkeit des Lebens vermißt? Wollen Sie in meinem Lande angestellt seyn, so mache ich Sie zum Forstmeister. Wie können Sie mir zutrauen, daß ich den Retter meines Lebens in eine Forstei verbanne, welche das Sibirien meiner Staaten ist?

F....

Ich kenne die Forstei, das Jagdhaus, die Umgebung; mein Vater hat dort seine Lehrjahre gestanden, und mir die Einsamkeit, die Stille, die Ruhe, die dort herrschen, mit preisenden Worten geschildert; — (mit einem tiefen Seufzer) — ich liebe diese Einsamkeit, diese friedliche Stille, ich würde dort so glücklich seyn.

Emil.

Die Forstei sei die Ihrige, ich spreche noch heute mit meinem Oheim, und er wird meine Bitte, dem Retter meines Lebens einen Wunsch erfüllen zu dürfen, nicht unerhört lassen. Sie sind, nach Ihrem Verlangen, Förster zu W....rt, ich betrachte Sie von diesem Augenblicke an als meinen Diener, und als solchen gebiete ich Ihnen, den Gehalt eines Forstmeisters, welchen ich für Sie bestimme, anzunehmen. Und nun noch eine Frage, über welche ich Wahrheit fordere. Warum gefallen Sie Sich im Dienste meines Oheims nicht, den alle seine Unterthanen so herzlich lieben?

F....

(mit gesenktem Haupte und bebender Stimme).

Ich hatte das Unglück, einen Jagdgehilfen durch eine nicht zu verzeihende Unvorsichtigkeit zu erschießen. Seit diesem Augenblicke ist mir die

Stelle, die ich hier bekleide, dieſes Land, in welchem ich lebe, zu einem ſteten Vorwurfe, zum Gegenſtand der höchſten Unruhe geworden; der Gedanke, den heimathlichen Boden durch einen Mord befleckt zu haben, die tiefſte Reue, die mich bei jeder Erinnerung an meine unglückliche That ergreift, nagen an meinem Leben, und würden früh oder ſpät mich zum Selbſtmörder machen.

Emil.

Um dieſer Gefühle wegen achte ich Sie noch mehr. Es bleibt dabei, die Forſtei W....rt iſt die Ihrige, und die zu dieſem Reviere gehörende Jagd, vielleicht die beſte in meinem Lande, wird von nun an, nicht mehr auf Regie getrieben, ſondern ſey Ihr Eigenthum. Haben Sie Familie?

F....

Eine ſehr brave Frau und zwei Mädchen meiner erſten Gattin, welche hier in einem Erziehungsinſtitute leben. Ich befürchte, daß meine Frau mir anfangs nicht auf den neuen Poſten folgen wird, da ſie ihre, ſchon ſeit Jahren an das Krankenlager gefeſſelte Eltern zu innig liebt, um ſie zu verlaſſen. Von Euer Durchlaucht erbitte ich mir die beſondere Gnade, von Zeit zu Zeit meine Familie beſuchen zu dürfen, da die Forſtei ohnehin dicht an der Grenze dieſes Landes liegt, doch werde ich dieſe Gnade gewiß nicht mißbrauchen.

Emil.

Eine Reiſe zu den Ihrigen ſei Ihnen nie verweigert, denn das Herz des Gatten und Vaters will auch ſeine glücklichen Feſte feiern; ich werde dem Oberforſtmeiſter die eigene Weiſung geben, daß Sie für ſolche Beſuche keines Urlaubs bedürfen. — Jene Goldrollen (zeigt auf das offene Büreau hin) ſollen keineswegs ein Lohn für das, was Sie an mir gethan, ſondern nur ein kleiner Beitrag zur Erziehung Ihrer Töchter ſein. Nehmen Sie ohne Einwendung und ohne Dank. Gott befohlen.

Emil winkte, F.... nahm das Gold, verbeugte ſich ehrfurchtsvoll und verließ das herzogliche Gemach. Bald nach ihm kam der Fürſt, um den geliebten Neffen zu beſuchen und ihm zu ſagen, daß er für den Förſter F.... die ſeit einiger Zeit erledigte Forſtmeiſterſtelle zu A... beſtimmt und bereits das Decret unterzeichnet habe. Emil theilte ihm mit, was er F... auf deſſen Wunſch in Vorausſetzung der landesherrlichen Einwilligung zugeſichert habe; auf der Stelle willigte der Fürſt ein, und erklärte, an F.... für die Dauer ſeines Lebens die bisher bezogene Beſoldung ausbezahlen zu laſſen, um dieſen zu überzeugen, wie gerne er zum Lohne der mit Muth und Gewandtheit ausgeführten Rettung des ſo innig geliebten Neffen ſein Schärflein beitrage.

Noch an dieſem Tage ließ Emil den fürſtlichen Oberſtjägermeiſter zu ſich rufen und forſchte

bei dieſem nach dem Charakter und dem Wandel des F.... Der Oberſtjägermeiſter bezeichnete ihn als einen ſehr kenntnißvollen, dienſteifrigen, höchſt muthvollen Mann, von ganz unbeſcholtenem Wandel und vorzüglicher Herzensgüte, zugleich aber auch als einen Sonderling, der wortkarg, immer in ſich verſchloſſen, jede geſellſchaftliche Verbindung ſo viel als möglich meide, und am liebſten in ſeinen Wäldern und Schluchten hauſe.

Schon längere Zeit war die Förſterſtelle zu W....rt etledigt, das unbewohnte Haus im baufälligen Stande, Obſt- und Gemüſegarten ganz verwildert; das Revier wurde von den anliegenden Förſtern begangen. Jetzt kam dahin eine Schaar von Handwerksleuten; bald erhob ſich aus den Trümmern des unanſehnlichen Forſthauſes ein ſtattliches, geſchmackvolles Gebäude, mit Pracht und Bequemlichkeit eingerichtet, umkränzt von Platanen; die verwilderten Gärten wurden zur duftenden Blumenmatte, ein öde gelegenes Feld zum Gemüſebau bearbeitet und in weiten Zwiſchenräumen mit vortrefflichen Fruchtbäumen beſetzt. Wo die, in der Umgebung des Forſthauſes ſo ſtiefmütterliche Natur dem Geſchmacke und der Kunſt eine benutzbare Stelle bot, wurde ſie zur niedlichen Anlage geſtaltet; dort lud eine Moosbank unter ſäuſelnden Silberpappeln den

Müden ein, hier ſchlängelte ſich ein Sandpfad zwiſchen rauhen Felſenblöcken ſanft die Anhöhe hinan zu einer Fliederlaube, von welcher man eine entzückende Ausſicht genoß; ein Kiosk, eine Eremitage, eine künſtliche Ruine verſchönten ſo manchen Platz, der in ſeiner frühern Geſtaltung den widrigſten Anblick geboten hatte. Der dankbare Emil wollte dem Retter ſeines Lebens nicht nur das Aſyl geben, welches er ſich wünſchte, er wollte es auch, ſoviel Natur und Klima hier erlaubten, zu einem anziehenden Aufenthalt machen.

F.... kam im Forſthauſe an, begleitet von einem alten Jägerburſchen, der ſchon bei deſſen Vater gedient hatte und einer eben ſo alten Magd.

Mit Staunen durchging F.... das Forſthaus und die nächſten Umgebungen; hier, wo er, nach ſeines Vaters Schilderung, ein armſeliges, ungeräumiges Haus in der unwirthbarſten Lage erwartet hatte, fand er eine ſtattliche, mit Geſchmack erbaute und eingerichtete Wohnung, vortrefflich angelegte Gärten und eine Mannigfaltigkeit ſinnig geſchaffener Partien. Die gefurchte Stirne glättete ſich, das düſtere Auge ſah mit den Blikken ſtiller, ſanfter, innig gefühlter Freude umher, und der immer verſchloſſene, trauernde Mann lächelte ſo freundlich und ſprach über die Annehmlichkeiten dieſes Aufenthaltes mit ſolch herzlicher Wärme und ſolch einem Ausdrucke froher Empfindung, daß der greiſe Thomas und die alte Gertraud, welchen die ſtete Trauer ihres,

ſo innig geliebten Herrn ſchwer auf dem treuen Herzen lag, mit frommen Dankgebeten den Augenblick feierten, wo ſie über die Schwelle dieſes Hauſes traten.

Doch dieſe raſchen Sonnenblicke eines froh bewegten, der Freude ſich öffnenden Gemüthes wurden im Bilde wieder von den grauſchwarzen Wolken des finſterſten Ernſtes, der Menſchenſcheu und eines feindlichen Schweigens verdunkelt; ſelbſt während der vollen Woche, die Herzog Emil, theils wegen der, in dieſem Reviere ſehr reichen Jagd, theils aus dem ſchönen Beweggrunde, dem Retter ſeines Lebens jeden Beweis dankbarer Aufmerkſamkeit zu geben, bei F.... zubrachte, war dieſer ſtets ſchwermüthig, und der frohe Emil und ſein frohes Gefolge verloren jede Mühe, den Verdüſterten aufzuheitern.

Das Ober-Criminalgericht des Fürſtenthums, wo F.... vor ſeiner Verſetzung in Emils Land angeſtellt war, erhielt von ihm eines Tages folgende Anzeige:

„Ich habe einen Mord begangen, einen mit aller Umſicht, Beſonnenheit und lange genährtem Vorſatze vollzogenen Mord.“

„Als ich einige Monate mit meiner Marie, welche vor fünf Jahren ſtarb, vermählt war, wurde mir vom Oberforſtmeiſteramte der Sohn eines fürſtlichen Leibjägers zum Jagdgehülfen gegeben. Rudolph war ein ſehr praktiſcher Forſtmann, als Jäger und Schütz vollkommen, dabei

ſehr gebildet und von ausgezeichneter Schönheit; er war mir mehr Freund, als Untergebner. An der Seite eines Weibes, eines reizenden, Geiſt und Herz einnehmenden Geſchöpfs, im Umgange mit dem liebenswürdigen, jedem meiner Wünſche zuvorkommenden Rudolph, unter den mir ſo angenehmen Geſchäften meines Amtes und bei den Freuden der Jagd lebte ich glücklich, ach, zu glücklich!"

„So mochten beinahe zwei Jahre vorübergegangen ſeyn, als eines Abends die Kriegsräthin R..., meiner Gattin Tante, uns mit ihrem Beſuche überraſchte. Sie wollte ſchon des andern Tages wieder in die Reſidenz zurückkehren, aber wir ließen die vortreffliche Frau, welche unſern kleinen traulichen Kreis mit ihrer frohen Laune und ihrer geiſtreichen Unterhaltung verſchönte, erſt nach einigen Wochen von uns. Vor ihrer Abreiſe hatte ſie noch eine lange, geheime Unterredung mit meiner Frau, und da dieſe mir den Inhalt dieſes Geſprächs nicht mittheilte, ſo erlaubte mir mein Zartgefühl nicht, nach ſelben zu forſchen."

„Seit dem Abgange der Kriegsräthin bemerkte ich an meiner Marie eine auffallende Veränderung in ihrem Benehmen gegen Rudolph, ohngeachtet ſie ſich alle Mühe gab, über ſich zu wachen; ich ertappte ſie auf zärtlichen Blicken, die ſie, oft ſich unbemerkt glaubend, lange auf ihn heftete, ihre Stimme gegen ihn wurde täg-

lich ſanfter, ihre Worte inniger, ihre Aufmerkſamkeit für jeden ſeiner Wünſche größer, zuvorkommender. Ich liebte Marie mit der heißeſten Liebe, ich hing mit der reinſten Treue an ihr, ich hatte mir nichts, gar nichts gegen ſie vorzuwerfen; dieſe Treue, dieſe Liebe, dieſe Reinheit foderte ich auch von ihr; die Eiferſucht folterte mich mit ihren furchtbarſten Qualen, denn jedes Wort, das Marie mit Rudolph ſprach, ſchien mir enger betont, jeder Blick, den ſie ihm gab, feuriger, verlangender, jedes Zuſammentreffen geſuchter, vertrauter, als bisher; ich beobachtete Rudolph mit der ſtrengſten Aufmerkſamkeit, ich vergaß mich ſo weit, den Beiden aufzulauern, ließ Rudolph, in dem mein, von Eiferſucht verblendetes Auge meinen glücklichen Nebenbuhler ſah, oft unter einem ſchicklichen Vorwande Tage lang zu Hauſe, und ſtand, während man mich tief im Forſte glaubte, viele Stunden in einem Verſtecke, um zu ſpähen, um die Liebenden in einer, meinen furchtbaren Argwohn beſtätigenden Vertrautheit zu überraſchen und die Verbrecher dem geraubten Frieden mein Herzens, meiner gebrandmarkten Ehre, m nem zerſtörten Leben zu opfern“

„Jede Minute gab mir neuen Argwohn, aber noch immer nicht volle Ueberzeugung; dieſe wollte ich nun raſch herbeiführen. Ich ging eines Morgens mit Rudolph auf die neuen Schläge; dorthin hatte ich, ſchon Tages vorher durch einen

Holzhauer, den Förſter M...ger zu einer Unterredung eingeladen. Als ich ihn ankommen ſah, ging ich ihm entgegen, ſprach das Nöthige, was ich über Dienſtangelegenheiten abzuthun hatte und bat ihn dann, mir binnen einer Stunde hierher ein Billet zu ſenden, worin er mich benachrichtige: „daß der Jagd-Intendant dieſen Abend zu ihm komme, nothwendig mit mir zu ſprechen habe und ich daher mich bereiten wolle, ſowohl dieſe Nacht als auch den folgenden Tag bei ihm zuzubringen.“ — Die Erklärung über dieſe ſonderbare Bitte verſprach ich für die Folge. Was ich wünſchte, geſchah. Mit ſcheinbarem Unwillen las ich das Billet, ließ es auch Rudolph leſen und gebot ihm, nach Hauſe zu gehen, meine Frau über die Urſache meines nächtlichen, vielleicht längern Ausbleibens zu unterrichten, und mir mit Anbruch des folgenden Tages durch Thomas meinen Schimmel zum Förſter M...ger zu ſenden, da der Intendant alle Jagdanſtalten zu Pferde treffe. Rudolph ſchärfte ich beſonders ein, bis zu meiner Rückkunft keinen Augenblick das Haus zu verlaſſen, um Alles, was während meiner Abweſenheit vorfalle, gleich in meinem Namen beſorgen zu können.“

„Am äußerſten Ende meines weitläufigen Baumgartens ſtand eine dicht umrankte Flieder-laube und lehnte ſich an ein Gebüſch, welches in ein ſchmales, aber langes Tannenwäldchen auslief. In dieſer Laube brachte meine Frau, bei

günſtiger Witterung, immer die Abende mit ſeiner Handarbeit zu, während ich oder Rudolph ihr vorlaſen. Auch an den Abenden, wo Dienſtgeſchäfte mich entfernt hielten, ging Marie mit Rudolph dahin. — In meiner Eiferſucht ſah ich in der Laube den Tummelplatz ihrer ehebrecheriſchen Unterhaltung, die heimliche Stätte der Begünſtigung gegenſeitiger Lüſte, und hier wollte ich meines Elendes gewiß werden und blutige Rache ausüben.“

„Als ich Rudolph verließ, ſchlug ich den Weg nach der Wohnung des Förſters M...ger ein, wandte mich aber bald links und erreichte ſo, immer in den ſich anreihenden Waldungen forteilend, das Gebüſch an meiner Fliederlaube. Ich war nicht lange in meinem Verſtecke, als Marie mit ihrem Strickzeuge in die Laube trat, bald kam auch Rudolph. Nicht zehn Schritte von ihnen lehnte ich an einem Baume, die geſpannte Büchſe im Arme, ganz bedeckt von hohem Geſträuche, durch deſſen Zweige ich die Beiden genau beobachten konnte. Mit dem ſüßeſten Lächeln, mit einem Blicke an welchem ich die ganze Stärke ihrer Liebe zu dem ſchönen Jüngling ſah, reichte ſie ihm die Hand, die er mit aller Wärme an ſein Herz drückte und dann küßte. — Meine Bruſt kochte, ich zitterte vor Wuth, aber ich hatte noch Kraft genug, einen überzeugendern Moment der Untreue und meines Unglücks abzuwarten.“

„Rudolph zog ein Buch aus der Taſche und las vor. Ich konnte jedes Wort hören, aber mein Gemüth war zu aufgeregt, um das Geleſene hören zu wollen. Es mußte eine ſehr rührende Geſchichte geweſen ſeyn, denn Marie weinte heftig und Rudolph las mit feuchtem Auge und zitternder Stimme. Aber als Marie plötzlich Rudolphs Hand ergriff und ſie an ihren Buſen drückte, als ſie beinahe rufend, ſprach: „Ach, warum muß dieſes Herz noch immer ſchweigen? — Warum darf es nicht laut ſprechen und zwei gefühlvolle Seelen ganz glücklich machen!“ — und als ſie ſich jetzt über Rudolph neigte und ſich Beide umſchlungen, — da ward ich meiner Faſſung nicht länger mächtig; raſch legte ich an, raſch drückte ich ab, und — die Büchſe verſagte. Ich knirſchte vor Ingrimm, ſie waren in einer Stellung, daß mein Schuß Beide im nämlichen Augenblicke getödtet hätte; ſie waren ſo ganz in ſich verſunken, daß ſie nicht einmal das Geräuſch des ſchlagenden Schloſſes hörten. Mit Einem Griffe war der Hahn geſpannt, ich blickte zufällig darauf hin, und bemerkte mit Schrecken, daß ſich der Stein abgeſchraubt hatte. Noch lagen ſich beide in den Armen, noch wäre es mir ein leichtes geweſen, die Lattenverzäunung der Fliederlaube zu durchbrechen und Beide mit dem Kolben meiner Büchſe, mit meinem Jagdmeſſer zu ermorden, aber es ergriff mich plötzlich der ſchreckliche Gedanke, mit kaltem Blute mich zu

rächen und dieſe Rache deſto genügender werden zu laſſen. Leiſe ſchlich ich aus dem Gebüſche und ging tief in den Wald. Die Nacht brachte ich unter einem Baume und mit dem Erſinnen eines Racheplans hin. Meine Wuth war getheilt zwiſchen den Beiden, die mich unausſprechlich elend gemacht hatten; Rudolph ſollte von meiner Hand ſterben, aber nicht heimlich, ſondern in Gegenwart mehrerer Menſchen und auf eine Art, als habe ein unglücklicher Zufall ihm den Tod gegeben; dagegen ſollte Marie leben, aber in der Hölle des Grams, der ausgeſuchteſten Seelenleiden; die engelgute, zu ſanfte, zu ſchüchterne Frau, die ein feindlicher Blick von mir zum Zittern, ein rauhes Wort zu Thränen, das zürnende Schweigen eines einzigen Tages auf das Krankenbett brachte, durch Rohheit, durch eine tyranniſche Behandlung verzweifeln und dem Grabe bald entgegen welken zu machen, war der teufliſche Plan, bei deſſen Entwurf mein guter Engel von mir wich und mich den böſen Geiſtern übergab. — Mit Tagesanbruch verließ ich mein qualvolles Lager und ging den Weg, welchen Thomas mit dem Pferde kommen mußte; er kam zur beſtimmten Zeit. Unter der Erzählung, daß der Jagdintendant noch in der Nacht abgereiſt ſey, ſchwang ich mich auf meinen Schimmel und ritt nach Hauſe."

„Nie mit der Verſtellungskunſt vertraut, hatte ich mir dieſe jetzt ſo ſchnell und in ſolch

einem Grade angeeignet, daß auch nicht ein Zug meines Geſichtes, kein Blick, kein Wort die Gefühle meines Innern verrieth. Ich begegnete meiner Frau und Rudolph, als ſie mir zum Empfange entgegengingen, mit ſolch einer Herzlichkeit, mit ſolch einer lauten Freude über unſer Wiederſehen, und war, während des Frühſtücks, das Marie gleich nach meiner Ankunft in jene unglückliche Laube trug, ſo heiter, ſo traulich, daß ich in dem erſten Augenblicke des Alleinſeyns über mich ſelbſt erſchrak, vor mir ſelbſt zurück, ſchauderte und entſchloſſen war, meiner Rache zu entſagen. Mit dieſem Entſchluſſe eilte ich aus der Laube dem Hauſe zu, da — o entſetzlicher, verderbender Augenblick — da ſah ich, wie Marie mit Rudolph am Thorwege flüſterte, wie ſie ihm die Hand reichte, als er dem Forſte zugehen wollte. Alle Furien der Eiferſucht, der Wuth, der Rache griffen mit ihren glühenden Klauen in meine ſturmbewegte Seele und ich ſchwur einen gräßlichen Eid, das Beſchloſſene auszuführen."

„Ich veranſtaltete eine große Jagd; aus der Mitte des frohen, regen Waidmannslebens ſollte der Räuber meiner Freuden dem Tode herausgeholt werden. Die Geſellſchaft war zahlreich, Alles fröhlich, unter Allen ich der ausgelaſſenſte; meine Rachſucht, die Ueberzeugung, jetzt meines Opfers gewiß zu ſeyn, zwei Flaſchen des ſtärkſten Weines, den ich vor dem Aufbruche zur Jagd in mich hineingegoſſen, hatten mein Gemüth bis

zur wildeſten Luſtigkeit aufgeregt. Es waren einige Feldgehölze durchjagt, jetzt kamen wir in den Forſt und bald auf die Stelle, wo Rudolph unter meinem tödtenden Schuſſe verbluten ſollte. Ein langer, von beiden Seiten mit niedrigem, dichtem Tannig begrenzter Weg nahm uns auf, er war ſo ſchmal, daß nur zwei Perſonen neben einander gehen konnten. Schon beim Antreten dieſes Pfades verwickelte ich den benachbarten Gutsbeſitzer von Str....l, meinen ſteten Jagdgefährten, und Rudolph in ein Geſpräch; wir gingen langſam, von Str....l zu meiner rechten Seite, Rudolph einige Schritte vor mir. Ich bat Str....l, der ſeine Flinte, in horizontaler Richtung trug, die Mündung abwärts zu thun, da die vielen, ſtarren, in den Weg hereinlaufenden Zweige ſich leicht im Schloſſe verwickeln und das Losgehen des Gewehres veranlaſſen könnten. Wir waren weit von der Geſellſchaft zurückgeblieben, ich machte meine beiden Gefährten darauf aufmerkſam und es wurde raſch fortgeſchritten."

„Schon beim Antritte des ſchmalen Pfades hatte ich meine Büchſe, unbeachtet von jedem der Jagdgeſellſchaft, mit geſpanntem Hahne auf die Schulter genommen; ohne daß Str....l, der mir dicht zur Seite ging, es bemerken konnte, griff ich mit meinem rechten Arm von rückwärts in den Drücker des Gewehrſchloſſes, jetzt that ich, als ob mir ein Fuß im naſſen Graſe ausgleite; durch eine heftige Seitwärtsbewegung

meines Körpers kam die Mündung meines Gewehrs aufwärts, gerade auf den Vorangehenden gerichtet, — in diesem Augenblicke drückte ich los — und Rudolph wälzte sich sterbend in seinem Blute.“

„Der tödtende Schuß, der Anblick des strömenden Blutes, das Röcheln des Sterbenden, die Wehklagen der Gesellschaft, das Bewußtseyn eines Meuchelmordes rissen jedes Gefühl des Hasses, der Eifersucht, der Rache aus meiner qualvoll bewegten Brust; ich sank in die Knie, ich nannte mich laut einen grausamen Mörder, ich wüthete gegen mich selbst; ohnmächtig trug man mich vom Platze.“

„Alles war in voller Ueberzeugung, daß Rudolphs Tod das Werk des unglücklichsten Zufalls war. — „F... glitt im schlüpfrigen Grase aus, die Flinte kam durch die beinahe überschnellende Bewegung nach Rückwärts in höhere Richtung, der Hahn fing sich im dichten, herausstehenden Zweiggeflechte und durch dieses Verwickeln und rasches Losreißen bei F....s heftiger Bewegung, sich vor einem Falle zu schützen, ging in diesem Augenblicke das Gewehr los; F...., selbst hatte mich kurz zuvor zum vorsichtigen Tragen meiner Flinte ermahnt!“ — So hatte Herr v. Str....l oft und mit größter Lebhaftigkeit den Jagdgenossen erzählt. Alle waren mit dem Erzähler von der Wirkung des Zufalls, von meiner Unschuld

an Rudolphs Tod überzeugt; einige trugen mich nach Hauſe, andere die Leiche, die Uebrigen eilten voraus, um meine Frau vorzubereiten, um den Arzt aus dem nahen Städtchen holen zu laſſen, und für Alles zu ſorgen, was hier zu thun ſey. Sie waren noch Alle im Hauſe, als es kund wurde, daß ich aus meiner tiefen, langen Ohnmacht erwacht ſey. Sie drangen ſich um mein Bett, ſie erſchöpften ſich in den herzlichſten Worten der Theilnahme und der Beruhigung, ſie gaben mir die ſprechendſten Beweiſe ihrer innigſten Liebe. Ach, die guten Menſchen ahnten nicht, daß ſie mit Herzen voll der treueſten Anhänglichkeit, der gefühlteſten Freundſchaft an einem Böſewicht, an einem Meuchelmörder hingen."

„Ich fand mich wieder in meinem Schlafzimmer, auf meinem Bette, es war Niemand da. Erſt nach geraumer Zeit ſammelte ich meine Sinne und vermochte zu denken. Jetzt trat meine Frau herein, langſam, bleich, die Augen von Weinen geröthet. Sie betrachtete mich ſchweigend, mit einem Blicke, in welchem ſich Wehmuth, Schmerz, das Gefühl der Anklage und der Vergebung des Abſcheues vor dem Mörder und der überwiegenden Liebe ausſprachen; ich vermochte dieſen, aus mißtönenden Empfindungen geſtalteten Blick nicht auszuhalten. Laut ſchluchzend drückte Marie meine Hand an ihren fieberhaft wogenden Buſen. Es kam der Arzt und erſt nach vier Wochen war ich außer Gefahr."

„Ein Blick auf meine zwei, so lieblichen Kinder, die Liebe zum Leben, der Gedanke, daß nun der Verderber meiner ehelichen Ruhe dahin sey, und die, mit jedem Augenblicke sich mehrende Empfindung für meine Marie geboten mir, der allgemeinen Meinung nicht zu widersprechen und Rudolphs Tod als ein Werk des verderblichsten Zufalls anzuerkennen. Mein Herz war nur von der Macht der Leidenschaft, von den Furien der Eifersucht hingerissen, aber es war noch gut und fühlend genug, daß ich manche heiße Thräne dem Opfer meiner Rachsucht weinte und für das Heil seiner Seele betete."

„Marie wich nicht von meiner Seite, so lange ich mit Gefahr zu kämpfen hatte; sie erschöpfte sich in jeder Aufmerksamkeit und jeder Anstrengung für meine Pflege, und was ein treues liebendes Weib nur immer für den Gatten thun konnte, that sie mit dem besten Willen und der umsichtigsten Sorge, aber ihre Heiterkeit war dahin, eine stille Schwermuth, ein tiefer, nagender Gram goß sich immer mehr über ihr ganzes Wesen aus, oft wandte sie sich ab, um mir manchen, dem gebrochenen Herzen sich entwindenden Seufzer, manche heiße Thräne zu verbergen und oft überraschte ich sie auf einem, ernst und wehmuthsvoll auf mir haftenden Blick, der mir sagte: „Du bist es, der mir das Liebste auf Erden geraubt hat."

„Mit der erwachsenden Kraft meines Körpers erwuchs auch meine Liebe für Marien immer kräftiger; jener Vorsatz, auch an ihr eine langsame, gräßliche Rache zu nehmen, war mir zum höchsten Abscheu geworden und als ich zum ersten Mal mein Zimmer verließ und an ihrem Arme durch meinen, durch ihre Pflege und Kunst in reicher Fülle prangenden Blumengarten wandelte, da schwur ich im Stillen, keinen Gedanken mehr zu haben für die Vergangenheit und nur der innigsten Liebe zu meiner Marie, und der Erfüllung aller ihrer Wünsche zu leben, aber es war im Buche des Schicksals beschlossen, daß mir hienieden kein Glück blühen soll. Der Küster sagte mir, daß Marie oft an Rudolps Grab gehe, dort bete und laut weine; ich belauschte die Treulose eines Tages, wie sie ein Portrait Rudolphs, das er selbst mit Meisterhand gemalt und oberhalb meines Schreibtisches aufgehangen hatte, das aber seit seinem Tode, verschwunden war, aus einem geheimen Fache ihres Wäschschrankes hervorzog, es mit aller Wärme, mit der innigsten Empfindung an ihren Busen drückte, und mit Küssen und Thränen bedeckte; fürchterlich erwachte die schlummernde Eifersucht, die glühende Liebe ward zum verderbenden Hasse; ich wollte sie, mit dem Bilde ihres Buhlers am verrätherischen Herzen, ermorden; ein rascher Tod wäre zu süß für sie gewesen. Ich behandelte die Gehaßte von diesem Augenblick mit der eisigsten Kälte, mit allem

Erſinnen der Verachtung, des Hohns, der Zurückſtoßung. Meine, ſchrecklich conſequente Behandlung zernagte bald die durch den Gram um den getödteten Liebling morſch gewordenen Lebensfäden; nach einigen Monaten wurde Marie*) zu Grabe getragen."

„Die zarte Jugend meiner Kinder erforderte die Pflege und Aufſicht einer Mutter. Ich heirathete und war glücklicher, als ich es verdiente; denn Anna, meine gegenwärtige Gattin, iſt eine vortreffliche Frau, die, da bisher unſere Ehe kinderlos blieb, ich nur einer übertriebenen Liebe, einer zu großen Schwäche und Nachſicht gegen ihre Stieftöchter anzuklagen habe, welches mich auch bewog, meine Mädchen dieſer zu liebevollen Stiefmutter zu entziehen und ſie dem weiblichen Erziehungsinſtitute der Frau von Ru...ll zu übergeben."

„Ach, nun komme ich auf den erſchütterndſten Moment meines Lebens. — Es wird beinahe ein Jahr ſeyn, als meine Frau, welche, eine ſehr gute Hauswirthin, den Leinwandvorrath immer zu vermehren ſucht, in ihren Kiſten keinen Raum mehr dafür hatte. Es fand ſich ein geräumiger Schrank, welcher von Marien für ihre Kleider benutzt worden, aber ſeit ihrem Tode in einer

*) Manche Stelle dieſes Schreibens, beſonders wo Marie und Rudolph genannt wurden, war von Thränen, beinahe bis zum Unleſerlichen, verlöſcht.

abgelegenen Kammer leer ſtand. Der Schrank war ſchadhaft, er mußte zum Tiſchler gebracht werden. Dieſer kam ſchon nach wenigen Stunden und übergab mir ein verſiegeltes Päckchen, welches er in einem kleinen, ſehr verſteckt angebrachten Schubfache gefunden hatte. Ich löſte das Siegel und fand mehrere Billete, die ich, als Bräutigam, an Marie geſchrieben hatte. In eine trübe Stimmung verſetzt, wollte ich die Papiere dem Feuer übergeben, als ich, während ich ſie mechaniſch durch die Hand laufen ließ, einen noch verſiegelten Brief darunter erblickte, an Rudolph von Mariens Hand überſchrieben. Raſch erbrach ich den Brief und — las: daß Rudolph Mariens leiblicher Bruder, daß er nicht der Sohn des fürſtlichen Leibjägers, als welchen mir ihn der Oberforſtmeiſter genannt hatte, daß er nicht hervorgegangen aus ehelicher Umarmung, ſondern ein Kind der heißeſten, aber allerunglücklichſten Liebe war. Der dichte Schleier, der auf Rudolphs Geburt ruht, darf von mir nicht gelüftet werden, die Enthüllung dieſes Geheimniſſes, in welches mich Mariens Brief an Rudolph einweihte, würde die Ruhe und das Glück zweier, höchſt achtbarer Familien auf immer vernichten. Mariens Tante, die Kriegsräthin K... war es, welche ihr, bei dem letzten Beſuche in meinem Hauſe, in jener geheimen Unterredung, Rudolph als ihren Bruder entdeckte und ſie beſchwor, gegen Jedermann, ſelbſt gegen mich, das tiefſte Schweigen darüber

zu beobachten, und zwar so lange, bis sich ein gewisses Verhältniß geändert, und Rudolphs Vater, ein sehr angesehener, edler Mann, jedes Hinderniß beseitigt habe, dem Sohne seine vollen Rechte einzuräumen. — Selbst gegen Rudolph hätte Marie das Geheimniß seiner Geburt heilig bewahren sollen, aber sie sah, daß der feurige Jüngling die, aus zärtlichem Schwesterherzen ihm gewordene Aufmerksamkeit, die Blicke voll inniger Empfindung, jene in der Laube gesprochenen, geheimnißvollen Worte und jene, vom reinsten Schwestergefühle geschaffene, durch eine rasche Wallung heißer Schwesterliebe erzeugte Umarmung für eine, im Herzen der jungen, blühenden Frau gegen ihn erwachte Neigung halte, sie sah mit Erschrecken, daß Rudolph, der noch nie geliebt hatte, in aller Leidenschaft, mit aller Kraft der ersten Liebe für sie erglühe, — und nun ward in der tugendhaften Frau die Pflicht gegen den Gatten, gegen sich selbst und gegen die Verirrungen eines stets so reinen Jünglings mächtiger, als der geleistete Schwur des Stillschweigens; von der Gefahr bedrängt, schrieb sie an Rudolph und entdeckte sich ihm als seine Schwester."

„Der Brief war am Morgen des nämlichen Tages geschrieben, an welchem ich den Unglücklichen mit kaltem Blute mordete. Hätte Marie nur einen Tag früher geschrieben, der mit der innigsten Liebe an mir hängende, das Geheimniß seines Innern mir vertrauende Rudolph wäre nicht

fähig geweſen, dieſes Geheimniß nur eine Stunde lang gegen mich zu bewahren; — ich würde nicht zum Mörder eines Freundes, zum Mörder einer Gattin, zum Mörder meiner Ruhe und meines Friedens geworden ſeyn." —

„Seit dem Augenblicke der Entdeckung dieſes Geheimniſſes tobt eine Hölle der gräßlichſten Qualen in meiner zerriſſenen Bruſt. Täglich werden dieſe Qualen fürchtbarer. Ich kann, ich will nicht mehr leben, ich muß die beleidigte Gottheit, die gekränkte Menſchheit mit Blute verſöhnen."

„Ich habe Rudolph mit der kälteſten Beſonnenheit, mit einem reif überlegten, lange genährten Vorſatze ermordet; ich habe meine Marie, die engelreine Gattin, die Mutter meiner Kinder, in der Blüthe des Lebens, in der vollſten Kraft jugendlicher, ungeſchwächter Geſundheit durch die unmenſchlichſte Behandlung dem frühen Grabe übergeben; vor dem Blutgerichte klage ich mich des Doppelmordes an; ich fordere die Geſetze auf, den Meuchelmörder nach ſeinen Thaten zu richten."

Der Obercriminalrichter las dieſe Selbſtanklage mit heftigem Erſchrecken und heftigem Schmerze. F.... war einer ſeiner Jugendfreunde, er kannte ihn als einen Mann vom edelſten Herzen, von ganz unbeſcholtenem Leben, und nun trat dieſer Freund vor die Schranken des Blutgerichts und klagte ſich eines gräßlichen Verbrechens an. Es währte lange, bis der Erſchüt-

terte einen Entſchluß zu faſſen vermochte. Er eilte nach Hof, ließ ſich vom Fürſten ein geheimes Gehör erbitten und überreichte dieſem das Schreiben. Der Fürſt las mit großer Aufmerkſamkeit, er las zweimal und ſchritt dann im tiefen Sinnen das Gemach auf und ab. Mit einer Thräne im Auge verſchloß er die Papiere in ſeinem Schreibtiſche. — „Was der Unglückliche hier ſchrieb," — ſprach der edle Fürſt — „ſei tief in unſerer Bruſt begraben und ihm unſer herzliches Bedauern geweiht. Ich ſelbſt will dieſe Sache ſchlichten." — Auf des Herrn Wink entfernte ſich der Obercriminalrichter und dankte Gott innig, einer, ſeinem Herzen hier zu ſchwer gewordenen Amtshandlung enthoben zu ſeyn.

In aller Ruhe erwartete F.... den Erfolg ſeiner Selbſtanklage. Mit dem Leben hatte er nichts mehr zu ſchaffen, er ſah nur dem erwünſchten Tode unter dem Blutbeile der Gerechtigkeit entgegen, er wollte durch ſein öffentlich zu vergießendes Blut Gott und die Menſchheit verſöhnen; es kam ihm kein Gedanke, ſeine Gattin, ſeine Kinder noch ein Mal zu ſehen; er kannte Emils Herz zu gut, um zu wiſſen, daß der engelgute Regent die Hinterlaſſenen eines Mannes, der ihm das Leben gerettet, reichlich verſorgen werde. Den Tag berechnend, an welchem er vor Gericht gerufen werden könne, ſaß er eines Abends vor ſeinem Hauſe, da ſprengte ein Reiter, den Hut tief in das Geſicht gedrückt, in einen weiten, die

ganze Geſtalt umfaſſenden Mantel gehüllt, auf den Hof, übergab ihm ein verſiegeltes Billet, wandte raſch den triefenden Gaul und jagte mit verhängten Zügeln davon.

Das Billet hatte keine Aufſchrift, gleichſam mechaniſch erbrach es F.... und war ſehr befremdet, als er die Schriftzüge ſeines vorigen Landesherrn erkannte. Der Fürſt ſchrieb: „Reue verſöhnt hienieden und jenſeits!“

Das hatte F.... nicht erwartet. Er ſah mit heißem Verlangen dem Tode durch Richters Ausſpruch entgegen, und der Fürſt, in deſſen Lande er geſündigt, und in deſſen Lande er büßen wollte, weiſt ihn durch Güte, durch Vergebung von den Schranken eines Gerichts zurück, dem er ſeinen Kopf darbot. F.... fühlte ſich unausſprechlich unglücklich; er wollte nicht länger leben, aber auch nicht durch Selbſtmord einem Daſein ein Ende machen, deſſen er ſich nicht mehr würdig glaubte. Der verſchuldete Zwieſpalt im Innern, das verzweifelnde Gewiſſen waren die Furien, welche ihn mit zerfleiſchenden Geißeln vor ſich hintrieben; noch mehr aber die fire Idee, durch ſein Blut, auf dem Hochgerichte vergoſſen, den Mord an Freund und Gattin zu büßen, und durch ſolche große Buße ſich Gottes Barmherzigkeit zu erwerben. Da erwuchs raſch und mächtig ein gräßlicher Gedanke in ihm, der Gedanke, noch einen Mord zu begehen, und auf eine Art, daß ihm das Geſetz den Tod zuſprechen müſſe. —

In einem Marktflecken, eine halbe Meile von dem Forſthauſe W....rt entfernt, lebte ein Jude, den man in der ganzen Gegend nur den Blutſauger nannte, und zu dem doch Jeder, der in Noth gerieth, ſeine Zuflucht nahm. Baruch war der gewiſſenloſeſte Wucherer, den je die Sonne beſchien, aber Baruch half Jedem, der von ihm borgen wollte, wenn nur einige Ausſicht da war, das geborgte Geld, ſei es auch nach Jahren, wieder zu erhalten, oder ſich auf irgend eine Art bezahlt machen zu können, dafür mußte aber wenigſtens das Doppelte des Darleihens dem Wucherer zufließen. Sein Weib, ſeine Kinder waren ſchon vor mehreren Jahren geſtorben, er hatte keine Anverwandte, keinen Freund, für welchen zu erwerben und zu ſparen ihn die Pflicht oder eine Stimme des Herzens aufgefordert hätte, und doch häufte der Unerſättliche Schätze auf Schätze, und aß ſich nie ſatt. Baruch ward für Jeden, der ſich bei ihm Geld aufborgte, zur verſchlingenden Charybdis, denn der entſetzliche Menſch half immer ſo, daß die erhaltene Hilfe zu neuer Noth und zur Aufſuchung neuer Hilfe führen und den Unglücklichen allmählig ganz in die Hände dieſes Satans geben mußte, der das Opfer ſeiner furchtbaren Habſucht methodiſch an den Bettelſtab brachte.

Ueber dieſen Blutſauger klagte einſt gegen F.... ein Holzhauer, der auf ſein unverſchuldetes Anweſen, ein recht gutes Häuschen und drei

nicht unbedeutende Aecker, von Baruch 100 Thaler zum Ankauf einer Wieſe aufgenommen, während einer langwierigen, ihm jeden Verdienſt raubenden Krankheit von ſelbem noch eine kleine Summe geborgt hatte, und in einem Zeitraum von acht Jahren von dem Juden durch die ſchrecklichſte Betrügerei um Hab und Gut gebracht war. Der arme Mann weinte laut bei der erſchütternden Erzählung ſeines, durch die feinſten Wucherkniffe ihm gewordenen Unglücks, und in dieſem Augenblicke faßte F.... den ſchrecklichen Entſchluß, Baruch zu morden und ſo als Mörder dem Blutgerichte zu verfallen. — F.... ging zu Baruch und äußerte den Wunſch, ihm eine goldene Repetiruhr abzukaufen. Baruch brachte ein ganzes Kiſtchen voll und wählte ſelbſt unter den ſchönſten Eine, die er als vorzüglich rühmte. Er forderte einen höchſt billigen Preis, und als F.... bezahlen wollte, verweigerte er ſtandhaft die Annahme des Geldes, bis — wie er ſich ausdrückte — der Herr ſich überzeugt habe, daß der alte Baruch ein ehrlicher Jud ſei.

Der Schlaue betrachtete die gute, wohlfeile Waare als eine Lockſpeiſe, und hoffte mit dem Förſter noch manches Geſchäftchen zu machen und dann gewiß guten Gewinn zu ziehen. Baruchs Benehmen lief der Abſicht des F.... gerade entgegen; dieſer wollte übervortheilt und dadurch berechtigt ſeyn, den Juden als einen Betrüger zu erklären, ſeinen Haß gegen ihn allgemein kund

zu machen, um bei Baruchs Ermordung, das allgemeine Gerücht zu veranlassen, daß der Förster schon lange des Juden unversöhnlicher Feind sei und diesen gewiß nicht in einer Aufwallung des Zorns, sondern mit reifer Ueberlegung ermordet habe.

F.... kaufte noch manches Gold- und Silberzeug von Baruch. War auch die Waare nicht immer so ächt und zu so billigem Preise, wie beim ersten Kaufe, so hatte F.... doch noch nicht genügende Ursache, über zu große Uebervortheilung Klage zu erheben. Aber bald kam der unglückselige Augenblick, den der Jude durch seine Habsucht und seine Begierde, jeden Goin*) nach Möglichkeit zu meramen,**) verderbensvoll herbeiführte. Er kam eines Tages zu F...., zeigte ihm einen Ring mit einem einzigen, aber großen Diamant vom reinsten Wasser und forderte dafür 60 Karolin. F.... hätte sein ganzes Vermögen hingegeben, um Baruch in die Falle zu bringen, doch wollte er sich im ersten Augenblick keine Blöße geben und erklärte, diesen Ring wolle er vorher einem Kenner zeigen, da er von Edelsteinen nichts verstehe. Baruch war es zufrieden und versprach am nächsten Abend wieder zu kommen, um entweder den Handel abzuschließen oder seinen Ring zurück zu nehmen.

---

*) Christ.
**) Betrügen.

F.... war Kenner genug, um zu wiſſen, daß der Ring allerdings ſchön, aber nicht die Hälfte des geforderten Preiſes werth ſei; er war auch feſt entſchloſſen, die ganze Summe dafür zu geben, um endlich der lang erſehnten Beute gewiß zu werden. Am folgenden Abend, es war ſchon ſehr dunkel, kam Baruch in das Forſthaus und erzählte F.... unter den feierlichſten Betheuerungen, daß er den Ring, würde er ihn heute bei ſich gehabt haben, auf der Stelle um noch höhern Preis hätte verkaufen können, da ein vornehmer, reicher Herr, dem er vor einigen Tagen das Prachtſtück angeboten, ihm heute nun die volle Summe ins Haus geſchickt habe. F.... reichte ihm mit einer Hand den Ring, mit der andern eine Rolle von 80 Dukaten. Unwillig über das lange nicht genügende Angebot ſich gebährdend, griff Baruch nach dem Ring, legte ihn in die Kapſel von rothem Saffian mit ſammtner Fütterung, in welcher ihn F.... erhalten, die er jetzt aber neben ſich auf den Tiſch hingelegt hatte, verſchloß die Kapſel ſorgfältig, ſteckte ſie in ſeine Weſtentaſche, und eilte mit einem kalten Gruße der Thüre zu. F.... rief ihn zurück, er bot 100 Dukaten, aber Baruch ließ keinen Heller von den geforderten 80 Karolin nach. Mit einem tückiſchen Lächeln öffnete F.... ſeinen Geldſchrank, zahlte die volle Summe hin, empfing die Kapſel mit dem Ringe, verſchloß ſie in den Schrank, und wollte nun den Juden mit einer

Flaſche Wein bewirthen, aber dieſer ſchützte viele dringende Geſchäfte vor und verlies F.... mit ſolcher Eile, daß dieſer, den Baruch gewöhnlich mit zu langem Aufenthalte beläſtigte, darüber betroffen wurde.

Am folgenden Morgen machte ſich F.... zum erſten Geſchäfte, in die Hauptſtadt zu reiten, von den dortigen Juwelieren den Ring ſchätzen zu laſſen, dann Baruchs Betrügerei überall bekannt zu machen, und ſeinen Haß gegen den wucheriſchen Juden und das Vorhaben einer Racheausübung unter den Leuten zu verbreiten. Noch hatte F.... die Kapſel ſeit dem Wiederempfange aus Baruchs Händen nicht geöffnet; er that es erſt jetzt im Laden des Juweliers und — prallte zurück; ſtatt des im lebhafteſten Feuer die mannichfaltigſten Farben ausſtrahlenden Brillants ſchimmerte ihm ein Topas mit mattem, farbloſem Glasglanze entgegen. F.... konnte keinen Augenblick zweifeln, daß Baruch jene, den ächten Ring enthaltende Kapſel mit dieſer, die täuſchend ähnlich war, ſchnell vertauſcht und darum ſo eilfertig ſich entfernt hatte, um noch vor entdecktem Betruge aus des Förſters Hauſe zu entkommen.

So ergrimmt F.... im erſten Augenblicke über dieſe, zu ſchändliche Handlung war, ſo erfreute er ſich doch bald im Stillen, eine bedeutendere Veranlaſſung zur Ausführung ſeines unerſchütterlichen Vorhabens zu haben. Er erzählte dieſem und noch mehreren Juwelieren der Haupt-

ſtadt, den zahlreichen Gäſten an der Mittagstafel, in den Kaffeehäuſern und Weinſchenken, welche er den ganzen Tag hindurch beſuchte, den, ihm vom Juden Baruch aus R... zugefügten Betrug, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß der abgefeimte Hebräer ſchwer dafür büßen werde.

Noch in der Nacht eilte F.... nach Hauſe, ging am folgenden Morgen zum Juſtizbeamten, unter deſſen Gerichtsbarkeit Baruch ſtand und klagte dieſen des, an ihm begangenen Betruges an. Baruch wurde auf der Stelle geholt; die Gegenwart des Förſters machte ihn beim Eintritte in die Gerichtsſtube erblaſſen, aber der abgehärtete Böſewicht hatte ſich ſchnell gefaßt. Mit der allergrößten Frechheit behauptete er, dieſen, und nicht einen andern Ring an F.... verkauft zu haben, gab 10 Thaler als die, dafür erhaltene Bezahlung an, und erbot ſich, ſeine Ausſage mit jedem Eide zu bekräftigen.

Da ſchritt F.... mit einem furchtbar faſſenden Blicke, langſamen feierlichen Ganges, dicht an den, ſcheu zu ihm aufſchauenden Baruch heran. „Du haſt mich betrogen, ſo wahr ein Gott über uns iſt; doch dieſe Schandthat iſt nicht eine deiner größten; tauſende, die du durch deine unerſättliche Geldgierde, durch deinen furchtbaren Chriſtenhaß an Bettelſtab gebracht, denen du mit unmenſchlicher Härte Ehre und Ruhe geraubt haſt, denken nur mit den heißeſten Verwünſchungen an dich. Daß unter deiner Tigerklaue kein Opfer

mehr verblute, ſey nun meine Sorge!“ — Mit raſcher Bewegung riß er das Jagdmeſſer aus der Scheide und ſtieß es dem Juden bis an das Heft in die Bruſt.

Im ſtummen Entſetzen ſtarrten die Anweſenden zurück. Mit kaltem Lächeln warf F.... das bluttriefende Meſſer auf die Leiche, wandte ſich gegen den Juſtizbeamten und ſagte freundlich-ernſt: „Ich habe gethan, was ich nicht laſſen konnte, thun Sie nun ihre Pflicht!“ — Ruhig und ſchweigend ließ er ſich die ſchwere Kette anlegen, mit edler Haltung ſchritt er in der Mitte der Gerichtsdiener ſeinem Kerker zu.

Der oberſte Gerichtshof ſprach über den Mörder das Todes-Urtheil aus, Herzog Emil verwandelte es in lebenslängliche Haft mit leichten Feſſeln.

Als F.... vorgeführt und ihm das gefällte Urtheil eröffnet wurde, verſank er in ein langes, tiefes Schweigen; jetzt begann er zu weinen und ſprach mit weicher Stimme: „Ich habe gemordet, um unter den Händen des Nachrichters zu ſterben, und durch mein Blut, vergoſſen auf dem Hochgerichte, Rudolphs und Mariens Schatten zu verſöhnen. Es ſoll nicht geſchehen durch den Tod, vom Blutgerichte über mich ausgeſprochen, aber es geſchehe durch ein Leben, nur der Duldung, der Reue und dem Gebete geweiht.

(Nach einer langen Pauſe.)

Daß mir die Möglichkeit werde, durch die ſtrengſte

Buße des Allmächtigen Barmherzigkeit zu gewinnen, vermag nur die Gnade des Herzogs durch Gewährung meiner letzten, meiner innigſten Bitte. Im Gefängnißthurme unſerer Bergfeſte iſt ein Kerker, welcher das Steckloch *) heißt. Dort, tief unter der Erde, abgeſchieden von der Welt

*) Dieſes Steckloch war ein Gefängniß auf der Bergfeſte H....., welches mehrere Klafter tief in der Erde lag. Es war geräumig, gewölbt, ohne Fenſter; keine Treppe führte dahin, ſondern der Verurtheilte, der Züchtling, der den Kerker täglich reinigen und der Gefangenwärter, der bei dem Gefangenen nachſehen mußte, und Jeder, der dieſes lebendige Grab beſuchen wollte, wurde auf einem, in einer Rolle laufenden Sitze durch den dahinführenden, oben mit einer ſchweren Gitterthüre verſchloſſenen Schacht hinabgelaſſen. Kein Tageslicht konnte in dieſen Kerker dringen, daſelbſt das Gewölbe, unter welchem das Steckloch lag, ohne Fenſter war. Das tiefſte Dunkel herrſchte in dieſem Kerker, welchen ſelbſt eine ſtark flammende Fackel nur ſparſam beleuchtete. —

In grauer Vorzeit wurden hierher jene Unglücklichen gebracht, welche man, ohne ihnen ihr Schickſal wiſſen zu laſſen, heimlich zum Hungertod verurtheilt hatte. Ohne Nahrung, ohne prieſterliche Tröſtung, ohne jede menſchliche Annäherung mußte hier der Verurtheilte verhungern, verſchmachten, wie das Vieh gleichſam verrecken. Daher auch der Name Steckloch.

Auf der Feſtung Hohenſalzburg befindet ſich ein Thurm, welcher der Steckthurm heißt, aber größtentheils im Innern verſchüttet iſt. Noch im Jahre 1809 fand man darin viele menſchliche Gebeine. — Es herrſcht die Sage, daß von den Proteſtanten, welche beſonders unter dem Erzbiſchof Leopold Anton Eleutherius von Firmian (1729 bis 1733) die größten Bedrückungen zu leiden hatten, Viele in dieſem Thurme verhungern, verrecken mußten.

und ihren Zerſtreuungen, nur mir ſelbſt und dem Nachdenken und den Betrachtungen überlaſſen, mich, büßend und bereuend, auf meine Todesſtunde und ein ewiges Leben vorbereiten zu dürfen, iſt die einzige, zur Rettung meiner Seele mir unerläßlich nothwendige Gnade, um deren Verleihung — (hier ſtürzte er auf ſeine Knie und hob die gefalteten Hände hoch empor) ich durch ein hohes Gericht den allergnädigſten Landesherrn anflehe."

Der Herzog gewährte die Bitte; F.... wurde nach der Bergfeſte gebracht und in das Steckloch hinabgelaſſen. Mit ſolch einer glücklichen Empfindung betritt kein Menſch eine neue, ſehnlich erwünſchte, ihm jede Annehmlichkeit des Lebens bietende Laufbahn, wie F.... fühlte, als man ihn in ſeinen gräßlichen Kerker hinabließ.

Außer Brod und Waſſer und in der Woche zwei Mal einer warmen Suppe — der Herzog hatte eigens befohlen, F.... gute Koſt und täglich ein Glas Wein zu reichen — jede Nahrung verſchmähend, und unter Gebet und dem wohlthätigen Erbauungszuſpruche des weiſen, liebevollen Zuchthauspredigers, der von Zeit zu Zeit den Dulder beſuchte, lebte F.... in dieſem ſchauderhaften Aufenthalte, in dieſer Hölle des Schreckens und der ewigen Nacht 9 Jahre und 5 Monate. Ein kleines Krucifix, das er nie von ſich ließ, mit beiden Händen feſt auf die Bruſt gedrückt, den Blick himmelwärts gerichtet, fand der Gefangenwärter ihn eines Morgens tod auf ſeinem Strohlager.

II.

Das goldne Kreuzchen.

Früh am Morgen ſchlich ſich Arnold, ein junger Holzhauer, leiſe von ſeines Weibes Seite zur Hütte hinaus. Sorgfältig hob er die Thür beim Eröffnen, und lehnte ſie nur an, ohne ſie zu ſchließen, aus Furcht die ſchlafende Marie und ihren alten Vater zu erwecken. Geſchäfte führten ihn zur entlegenen Stadt, von wo er noch gerne vor Abend zurückkehren wollte, Marien zu Liebe, die es ſo gern ſah, wenn Alle nach gethaner Arbeit beiſammen waren, und Arnold auf ſeiner Schalmei des Vaters Abendlied begleitete. Am Tage ließen ihr die Kinder wenig Ruhe. Auch war ſie von Natur betriebſam, an bewegliche Thätigkeit gewöhnt, und pflegte daher wohl zu ſagen: daß ſie nur Abends feiern und ſich ihres Glückes freuen möge, wenn ſie Gott all' ihre Sorgen ans Herz gelegt, und er ſeine Engel geſandt habe, um mit den Kindern im Schlafe zu ſpielen. Arnold ge-

dachte deſſen beim Erwachen, und machte ſich ſofort auf den Weg. Ein lauer Sommermorgen duftete ihm erquicklich entgegen, Laub und Gras regte ſich friſch und lebendig. Arnold ſah mit geſunden Sinnen in die Welt und freuete ſich an Allem, was Gott den Menſchen zur Luſt erſchuf. Er athmete recht aus froher Bruſt, wie er jetzt das erwachte Leben überſchaute.

Dicht an der Hütte rauſchte aus hoher Felſenwand ein Bach, der ſeinen Silberſchaum kräuſelnd durch das grüne Thal ſandte. Die weichen, runden Wellchen netzten faſt Arnolds Füße, deſſen Weg drüber hin über ein ſchmales Bret führte. Unwillkührlich mußte er das helle Waſſer anſehen. Sein eigen Antlitz leuchtete ihm ſo vergnüglich und lockend aus den Fluthen zurück, daß er raſch die Kleider abwarf und die rüſtigen Glieder behaglich in dem wogenden Bett regte und dehnte. Ihm ward ſo leicht und wohl, das leiſe Flüſtern des Waſſers klang faſt wie ein Wiegenlied, ſo daß er die Zeit beinah verträumt hätte. Denn als er ſich endlich aufraffte, das lockige Haar getrocknet, die Kleider übergeworfen hatte und mit ſchnellem Schritt den Felspfad hinanging, flammte ihm die Sonne ſchon hochroth entgegen. Er blieb überraſcht ſtehen. Die glühende Scheibe funkelte recht. Das bedeutet Unwetter, dachte er in ſich, und ſchlechten Heimweg! aber es war dennoch prächtig anzuſehen, er konnte die Blicke nicht abwenden. Da rief es von der Hütte her: „guten

Morgen Arnold! bleib nicht zu lange aus, es gibt heute noch Sturm und viel Regen, der Raubvogel zieht gewaltig!“ — Arnold wandte ſich, Mariens Vater ſtand vor der Thür, aber ſeine Augen waren vom hellen Sonnenglanz geblendet, es flimmerte ihm davor, er ſah die ganze Hütte in Feuer, und wie der alte Holzhauer ſprach, kam es ihm vor, als zuckten kleine Flammen durch ſeinen weißen Bart. Er fuhr wohl mit der Hand über die Augen, grüßte den Vater und ſagte ihm ſeinetwegen außer Sorgen zu ſeyn; aber es tanzten lange noch tauſend Lichterchen vor ihm her, und die Grasſpitzen ſahen ſo golden aus, als wäre in der Nacht ein Goldregen gefallen. „Dummes Zeug!“ rief er, als ſich endlich das Glinzern verlor, und ihm dabei allerlei wunderliche Geſchichten einfielen, von Goldkörnern und goldnen Flachsknötchen und dergleichen, wie ſie in alten Sagen zu finden ſind. „Das iſt anjetzt vorbei! Da kann eins lange wandern, ehe ſich ſo ein Dings zeigt. Die hat unſer Herr Gott wohl alle in die Erde verſcharrt, damit ſie der Menſch erſt mühſam 'rausarbeiten ſoll.“

Bei dem Arbeiten fiel ihm ſein heutiges Tagwerk ein. Er wollte in der Stadt einen Eſel kaufen, um Holz und andern nöthigen Bedarf, den ſie ſehr beſchwerlich den ſteilen, im feuchten Wetter ſchlüpfrigen, Fußpfad hinunter tragen mußten, bequemer einzubringen. Es freute ihn in der Seele, daß Marie und der alte Jacob die-

ſen erſten Schritt zu größerer Bequemlichkeit durch ſeinen Beiſtand erlangt hatten, ja daß ſie ohne ihn wohl gar heruntergekommen und verarmt wären.

Er gedachte des Abends, wo er das erſtemal als ein fremder armer Burſche in die Hütte trat und um ein Nachtlager bat. Marie ließ eben eine ſchwere Bürde Holz von ihrem Rücken zur Erde ſinken, der Alte lag ſchon ſeit Wochen krank am Kamine. Er klagte über Froſt. Marie tummelte ſich raſch, ſie ſchürte das Feuer an, reichte dem Vater in einem kleinen Gläschen ein paar Tropfen Wein, indem ſie ermunternd rief: „Nicht wahr, das ſtärkt? Nun ſeht, den habe ich dort im Pfarrdorfe für ein Billiges erhandelt, thut's Euch wohl, ſo ſchaff' ich wohl mehr!“ — Drauf wandte ſie ſich zu ihrem Gaſte, und während ſie ihm Brod und Milch zutrug und das erforderliche Geſchirr in einem ſauber gehaltenen Schränkchen nachwies, bat ſie ihn, ſich ſelbſt zu bedienen, indem ſie der rückkehrenden Heerde entgegen müſſe. — „Es thäte Noth,“ ſetzte ſie hinzu, „daß ich jetzt doppelt wäre! denn alles geht zurück und leider ſeh ich kein Ende.“ Er ließ nun Alles ſtehen und liegen und ging Marien zur Hand. Das Vieh ſah erbärmlich aus, zum Theil war es verhütet, oder durch Unachtſamkeit zu Schaden gekommen. Der träge Hirt ſchlenderte nachläſſig hinterdrein und ließ gehen und kommen, was eben wollte. Arnold hingegen war gewandt, auf-

merkſam und zeigte ſich überall bedienſtlich. Marie maß und erwog ihn mit ſchnellem Blick, und als er des andern Tages weiter ziehen wollte, ſchlug ſie ihm vor, noch etwas zu verweilen, bis der Vater hergeſtellt ſei und den gewohnten Arbeiten wieder vorſtehen könne. Arnold hatte auch auf der Welt nichts beſſeres zu thun, da er, ein obdachloſer Waiſe, ſeinen ſchlimmen Brodherrn jetzt auf gut Glück verlaſſen hatte, und zur Zeit kein Unterkommen wußte. So blieb er denn, und blieb bis zu dieſer Stunde. Es waren ſeitdem ſieben Jahr verfloſſen, Marie war ſein Weib geworden und hatte ihm zwei bildſchöne Knaben geſchenkt. Des Himmels Segen ſchien mit ihm in die Hütte gekehrt zu ſeyn. Der alte Jacob lebte wieder auf, beſorgte ſein Gärtchen, ſpielte mit den Enkeln, und ſah jeden Abend an ihrer Hand die glatten, fetten Rinder mit inniglicher Freude in den Stall ziehen.

Jetzt nun, da ſich die rüſtigen Eheleute ein Sümmchen erſpart hatten, und Arnold bei wachſendem Wohlſtande zum erſtenmale in ſeinem Leben mit vollem Beutel einherging, mahnte ihn die alte Zeit, auf ſie zurück zu ſehen, und die ſieben Jahre gingen noch einmal an ihm vorüber. Als er ſich darauf im dichten Gebüſch unter einen ſchattenreichen Eichbaum ſetzte, ſagte er vergnügt zu ſich ſelbſt: „Ja, ja, ſo kommen uns die rechten Goldkörner! man findet ſie nicht gleich, aber ſie bleiben auch dafür länger bei uns!“

Indem er nun ſo ſaß, und auf dem wohl-gelegten Grunde immer weiter in die Zukunft hinein bauete, fielen ſeine Augen auf etwas Glänzendes, das im Graſe blinkte. Er theilte mit ſeinem Stock das Gras von einander und fand ein goldnes Kreuzchen, das, an einem ſchwarzen Bande befeſtigt, auf niedrem Gebüſch hängen geblieben war. — „Nu wahrhaftig!“ rief er, „da habe ich doch wirklich was Koſtbares gefunden!“ Er beſah es von allen Seiten. Das Kreuz war leicht und dünn gearbeitet, das Band gar alt und abgetragen, weshalb es denn auch wohl geriſſen und dem Beſitzer unbewußt entfallen ſeyn mochte. „Ei Gott!“ ſagte Arnold, „wer weiß, wem das gehören mag! ich wollt', ich könnt 's ihm wiedergeben!“ Es ward ihm ſo beweglich zu Sinne, wie er das ärmliche Band und den kleinen Schmuck daran betrachtete. Er ließ es nachdenklich durch ſeine Finger gleiten, bis es ihm einfiel, Marien eine Freude damit zu machen, denn gefunden, meinte er, ſei doch gewiß und wahrhaftig nicht geſtohlen. Er war aufgeſtanden und wollte es eben einſtecken, als ſich hinter dem Baume etwas regte. — „Nun, da haben wirs!“ rief er, „jetzt wird es doch wohl an den rechten Mann kommen!“ — Somit trat er um den Baum herum, und fand ein bildſchönes ſchlafendes Mädchen auf den Raſen hingeſtreckt; der Rücken war an den Baum gelehnt, das Köpfchen aber ſeitwärts auf die Bruſt geſunken; der kleine

Strohhut lag neben ihr, indeß ihr die Luft kühlend das ſchwarze Haar von der Stirn hob. Beide Hände falteten ſich auf der Bruſt, mit einem Arme ruhete ſie auf dem kleinen Reiſebündel, der andere aber ward vom abwärts geneigten Oberleibe verdeckt. Die ärmlichſten Kleider ſchloſſen ſich knapp an dieſen ſchönen Leib, der, ihrer wohl längſt entwachſen, mehr verhüllende Bedeckung forderte.

Arnold ſtand wie eingewurzelt. Er konnte es nicht über's Herz bringen, ſo ſüßen, erquickenden Schlaf zu ſtören, auch ſchienen die zarten Glieder erſchöpft und der Ruhe bedürftig. Die leiſen gleichmäßigen Athemzüge flüſterten zudem ſo lieblich durch die Luft, und die Schläferin war ſo wunderhold, daß er nicht von der Stelle konnte. Dabei fiel ſein Blick bald auf das Band, bald auf den halbentblößten Hals; er wäre um die Welt nicht gegangen, ehe er dem Mädchen das vielleicht ſchmerzlich entbehrte Eigenthum zurückgegeben hätte

Indeß waren leichte Windwölkchen heraufgezogen; die Luft regte ſich ſtärker, es rauſchte in den Blättern, und plötzlich fiel auf des Mädchens Stirn ein kleiner Zweig, ſo zierlich und ſo voll friſchen Laubes, daß es Arnold ſo vorkam, als haben Engel das Brautkränzchen in die dunklen Locken gedrückt. Das Mädchen aber erwachte von der Berührung, und als es den fremden großen Mann vor ſich ſah, war der Erſchrockenen erſte

Bewegung, die gefalteten Hände bittend zu ihm aufzuheben. Arnold that das im Herzen wehe, er zog unwillkührlich den Hut ab, und ſagte verſchämt, indem er ihr das Kreuz hin hielt: „Jungfer, iſt das ihre?“ Das Mädchen hatte ſich aufgerichtet und faßte begierig nach dem Bande. „O Gott ja, das iſt mein,“ ſagte es mit weicher Stimme, „das hätte ich alſo auch verlieren können,“ ſetzte es hinzu, ſchnell und faſt ängſtlich das Band um ihren Hals ſchlingend und es ſo feſt zuſammenſchürzend, wie es die morſchen Fäden nur geſtatteten. In des Mädchens Augen ſtanden helle Thränen. Arnold wandte ſich gerührt ab. — „Seid nicht böſe,“ ſagte es, „ich habe Euch noch nicht gedankt, ich war ſo erſchrokken und ſo erfreut.“ — „Thut nichts,“ erwiederte er, „iſt gern geſcheh'n, war auch nicht mehr als billig!“ Die Fremde ſprang jetzt raſch von ihrem Sitze auf, nahm den grünen Zweig aus ihren Locken und verdeckte dieſe mit dem Strohhütchen, dann faßte ſie das Bündel, und auf dürres Haſelrohr geſtützt, das die kleine Laſt ohne Schwanken trug, ſagte ſie mit herzlichem Ton: „Es iſt wohl ſchon ſpät und ich habe vielleicht noch weit.“ — „Es kommt darauf an,“ entgegnete Arnold, „wo die Jungfer hin will.“ — Sie nannte dieſelbe Stadt, wohin auch ſein Weg ging. Beide freuten ſich länger beiſammen bleiben zu können. Sie machten ſich ſogleich auf und wanderten unter mancherlei Geſpräch neben einander hin. Ar-

nold erfuhr von dem Mädchen, daß es Margareth heiße, längst schon vaterlose Waise und eines armen Pfarrers Tochter sei, mit einer kranken Mutter Jahre lang in großer Dürftigkeit gelebt habe, und nun, da diese vor Kurzem gestorben, ohne allen Anhang in der Welt ein leidliches Unterkommen suche, weshalb sie jetzt zu einem Vetter in der Stadt wollte, der sich zwar allezeit hartherzig bewiesen, doch nun vielleicht in ihrer Verlassenheit Erbarmen haben werde.

Arnold betrachtete sie mit wachsender Lust, wie sie sprach und dabei so beredte Miene hatte, und mitten im zierlichen Gehen die kleinen Schritte anhielt, und beide Händchen auf das Haselrohr legend, den schlanken Leib, ein wenig nach vorne geneigt, darauf ruhen ließ; alles gefiel ihm an ihr, und rührte ihn so sehr, daß es ihm oft einkam, gleich mit ihr umzukehren und sie Marien zuzuführen, wo sie dann immer bei ihnen bleiben und mit ihnen leben könne. Allein, so oft er sich ein Herz faßte, hiervon etwas zu sagen, so wollten die Worte nicht über seine Lippen, ja es war ihm ganz unmöglich, etwas von sich und den Seinen herauszubringen, geschweige Mariens mit einer Silbe zu erwähnen. So ging er denn nachlässig neben ihr hin, und sah es gern, wenn sie still stand, wodurch der Weg immer länger ward. Auch waren sie bald gezwungen, öfter zu ruhen, denn ungeachtet der stärkeren Luftzüge war die Hitze drückender, und zuletzt, wo sie tiefer in das

Dickicht des Waldes hineingeriethen, unerträglich geworden.

Margareth war ſehr erſchöpft, und Arnold, dem das ohnehin zu Herzen ging, bemerkte mit Schrecken, daß ſie vom rechten Wege ab und in verſchlungenes Gebüſch gerathen waren. Er wollte daher einbiegen, aber wie es zu gehen pflegt, wenn einmal die Richtung verloren iſt, man ſucht und ſucht und findet ſich niemals zurecht. Ueberdem war er ängſtlich, denn es rollte und rauſchte furchtbar in der Luft, und da er wußte, was das zu bedeuten habe, und auf des armen Gretchens ärmliches und dünnes Röckchen ſah, ſo bat er ſie, nur ſchneller vorwärts zu eilen; vielleicht, daß ſie irgend eines Menſchen Wohnung erreichten. Doch ehe er es ſelbſt noch geglaubt, brach das Unwetter los. Pfeilſchnell fuhr der Sturm in den Wipfeln der Bäume, drehete ſie kräuſelnd aus ihren Wurzeln und warf ſie mit lautem Gekrach zur Erde. Regen und Hagel ſchoſſen ſtromweiſe nieder. Margareth bebte an allen Gliedern, und ob ſie gleich Arnold unterſtützte, ſo ſank ſie jeden Augenblick in die Knie. Voll Mitleid nahm er ſie endlich auf ſeine Arme, und ihr Geſicht feſt an ſeine Bruſt gedrückt, trug er ſie den erſten beſten Fuſtpfad entlang.

Doch der Sturm drängte ſich ihm mit gewaltiger Kraft entgegen, er arbeitete mit höchſter Anſtrengung hindurch und wußte bald ſelbſt nicht mehr, wohin er trat. Die empörte Natur machte

ihm die ganze Gegend fremd, hohe Baumſtämme lagen wild über einander geworfen, überall riß das Waſſer wie ein übergetretener Bach, und rauſchte durch die Ebene hin. Arnold ſchlang ſeine Arme dichter um Gretchen und lief auf gut Glück immer weiter. Er konnte kaum noch athmen, als er zwiſchen dicken Regentropfen und Schloſſen eine Köhlerhütte durchſchimmern ſah.

Die Arbeit ging trotz des Unwetters ihren ruhigen Gang fort. Die rothe Gluth leuchtete hell im Ofen, junge Burſche mit ihren rußigen Geſichtern und Armen ſtanden davor und ſchürten mit großen Zangen die Flamme wacker an. Arnold ließ Margareth auf der Thürſchwelle ermattet aus ſeinen Armen ſinken; ſie aber klammerte ſich ängſtlich an ihn, der Schrecken hatte ſie ganz betäubt, und der Anblick der finſtern Hütte und der ſchwarzen Männer, die ihre Furcht merkend, ſie roh anlachten, machte ſie vollends ſcheu. Sie ſagte nicht ein Wort, aber ihre großen Augen hoben ſich bittend zu Arnold auf. Dieſer wußte nicht recht, wie er ſie beruhigen ſollte, als einer der Burſche eine Seitenthür öffnete, und ſie in ein enges Stübchen hineinwies. Hier trat ihnen eine Frau mit einem Kinde im Arme entgegen. Sie war gleich ſehr liebreich um Gretchen beſchäftigt, die bis auf die Haut durchnäßt war und auch keinen trockenen Faden in ihrem kleinen Päckchen vorfand. Die Köhlerfrau gab ihr ein Wamms, ſchob einen Schemel zurecht, hieß ſie

ſich darauf ſetzen, und breitete einen alten Mantel über ihre Füße, dann gab ſie ihr das Kind auf den Schooß, und ging, beiden Gäſten etwas Warmes zu bereiten. Das Kind wollte zu Anfang ſchreien, allein Margareth drückte es an ihre kleine Bruſt, und tändelte ſo artig mit ihm, daß es bald lachte und jauchzte. Gretchen lachte mit und vergaß über das Spiel die eigne Noth.

Arnold war allein mit der reizenden Margareth in der eingewohnten, mit altem Hausrath verſehenen Stube. Der Köhlerin Wamms gab der zarten Geſtalt ſolch hausmütterliches Anſehen, auch that das Kind zu ihr, als ſei es ihr eigen, die Wiege ſtand neben dem zweiſpännigen Bett, eine Spindel und eine alte Geige lagen vertraut neben einander auf einem Seſſel. Arnold träumte wunderliche Dinge. Da trat der Köhler herein, der zuvor noch im Walde geweſen war. — „Das iſt ein Wetter!“ rief er, das Waſſer aus ſeiner Mütze ſchleudernd. „Ihr habt's auch nicht gut getroffen mit der jungen Frau da,“ fuhr er, zu Arnold gewandt, treuherzig fort. Margareth war blutroth. Arnold warf ein brennenden Blick auf ſie. Der Köhler merkte nicht viel darauf. Er machte ſich umher zu ſchaffen, war wacker und fröhlich in ſeinem Benehmen und ließ manches Späßchen mitunter laufen.

Arnold war denn doch endlich gezwungen, ihm zu ſagen, daß Gretchen nicht ſeine Frau ſei, worauf bald ein Wort das andere gab, und man

zuletzt auf die Hilfloſigkeit des armen Mädchens zu reden kam. Der Köhler hatte bei friſchem Muthe auch ſogleich Troſt und Hoffnung bereit. Er meinte, er habe viel und ſeit lange Verkehr in der Stadt, ſei dort wohl gekannt und werde ſchon ein ſchicklich Plätzchen für das hübſche Kind finden. Mit dem Vetter aber, den ſie früher genannt, verſicherte er, ſei es nichts, den kenne er als ein Erz-Knauſer und filzigen Schuft, der ſie in Hunger und Noth ſitzen laſſen und ſich wenig darum kümmern werde. Er ſetzte hinzu, ſie ſolle nur ruhig einige Tage in ſeiner Hütte bleiben, es werde ſich ſchon machen laſſen. Die Frau, welche hierzu kam und ihr Kind ſo freudig in Gretchens Armen fand, war es gern zufrieden, und Arnold mußte es wohl geſchehen laſſen. Er wäre ſelbſt gern geblieben, aber das ging nicht, wie er ſich auch drehte und wandte. Er zögerte indeß von Augenblick zu Augenblick, denn Gretchens Augen ſuchten ihn ſo ängſtlich, als habe es ſeine Gedanken errathen. Darüber war es Abend und das Wetter ſtill und heiter geworden. Er hatte nun keine Entſchuldigung mehr für ſich ſelbſt; ſo nahm er indeß in Gottes Namen den Wanderſtab und ſchickte ſich zum Abſchied an. Margareth ſtand einen Augenblick ſtumm und gedankenvoll vor ihm, dann knüpfte ſie raſch das ſchwarze Band vom Halſe und drückte es ſammt dem kleinen Kreuze in Arnolds Hand. „Es iſt der Mutter ganzer Brautſchmuck geweſen,“ ſagte

ſie, „ich habe auch ſonſt nichts von ihr, aber nehmt's nur, ich gebe es euch gern, gewißlich von Herzen gern!“ Arnold lachte das Kreuzchen faſt wie ein Kind an, an zurück geben dachte er nicht, er konnte auch kein Wort ſagen, ſondern drückte ihr ſchweigend die Hand und ſtürzte zur Thür hinaus.

„Beſucht mich bald einmal, wenn ich in der Stadt bin,“ rief ſie ihm nachſpringend zu. — Arnold drehete ſchnell um, als habe ſie ihm gerufen, und von großer innerer Bewegung übermannt, umſchlang er ſie unter den freundlichſten Küſſen.

Die Verſchämte ging weinend zurück. Er ſah ihr lange nach; als ſie ihm aus den Augen kam, rannte er wie ein Getriebener durch den Wald. Es ſchwirrten ihm die Gedanken wild durch einander, er konnte ſich nicht zurecht finden, und wußte weder aus noch ein. Nur zuletzt, als er über den Steg ſeiner Wohnung zu ging, war es ihm, als müſſe er ſich ſchämen. Er trat ſchüchtern hinein, die Bruſt ward ihm enge, und er bot ſein: „Gott grüß Euch!“ ſo kleinlaut, daß Marie glaubte, er ſei krank. Ihm war das ſchon recht; er ließ ſie dabei, blieb ſtill und ſagte nur einmal wie im Vorbeigehen, daß er ſeinen Handel nicht geſchloſſen, ſondern ſich verirrt habe, und während des Unwetters bei einem Köhler geblieben ſei. Der alte Jacob ſchlief und Marie fragte auch nicht weiter; ſie war nicht von vielen

Worten, und bemühte ſich nur, ſeine Unpäßlichkeit durch Pflege zu erleichtern. Da er aber Alles von ſich wies, und auch nicht ſagen mochte, was ihm fehle, ſo ſah ſie eben nichts für ſich zu thun und vertröſtete ſich auf den andern Tag.

Der kam nun freilich wohl, aber mit ihm wenig Troſt für die arme Marie. Arnold ſchmollte mit ſich und der ganzen Welt. Er hatte nirgend Ruhe noch Raſt; am unerträglichſten aber war es ihm im Hauſe. Alles ſtörte ihn hier. Mariens raſches, beſtimmtes Weſen, ihr großartiges Betragen gegen ihn demüthigte und ärgerte ihn zugleich. Er wollte nicht gefragt ſeyn, und doch war es ihm verdrießlich, daß alle thaten, es ſei nichts geſchehen, ja daß ſie in dem gewohnten, von lange her geebneten Gleiſe blieben. Die Kinder ſpielten, Marie war flink und überall an ihrem Platze; der Alte wartete ruhig ſein Gärtchen; nichts, gar nichts hatte ſich geändert, und doch war alles in ihm ſo ganz anders; Er hielt das nicht lange aus, der Boden brannte ihm unter den Sohlen. Marie hatte ihn nie ſo geſehen; doch da ſie wußte, wie oft wohl kleine Sorgen des Menſchen Herr werden, und immer gefunden hatte, daß Fleiß und tüchtiges Treiben und ein herzliches Gebet die einzigen Wächter dagegen ſind, ſo war ſie nur froh, wenn Arnold draußen beſchäftigt blieb. Doch dem halfen weder Arbeit, noch Gottes freie reine Luft. In ihm, wie über ihm, war es dunkel, und nur der Böſe hatte ihm

eine Flamme angezündet, die fernab lockte. Er folgte ihr, ohne gerade etwas Arges zu denken, aber es tobte immer wilder in seiner Seele.

Was zuvor nur wie ein Schatten hindurch geflogen war, oder sich doch unverständlich darin regte, das bekam nun Gestalt und Farbe, und ward ein vermessener Wunsch. Unaufhörlich fühlte er Gretchens Arme um seinen Nacken, ihren Mund auf dem seinen. Es zog ihn zu der Unvergeßlichen hin, und doch hielt ihn eine Scheu vor Marien, deren er nicht sogleich Herr werden konnte. So gestört und getheilt in sich, trug er sein Leid einige Tage unwillig mit sich herum, ohne den Muth zu irgend einem Auswege zu finden.

Als er eines Abends, milder als gewöhnlich, mit den Kindern gespielt hatte, und es einen Augenblick stille in ihm war, nahm er die Schalmei zur Hand und gab einige Töne darauf an. Der alte Jacob zog sogleich sein Mützchen, faltete die Hände, und stimmte sein Abendlied an. Zu Anfang begleitete ihn Arnold wie ehemals, doch plötzlich fiel er aus dem Takt, und blies wunderliches Zeug. Der Alte sah ihn ganz erschrocken an. „Ei Arnold!“ rief er, „wo bist du gewesen? Du hast Alles verlernt, du kannst deinen Gott nicht wieder finden!“ Es lag etwas in den Worten und den Mienen des Alten, wovor Arnolds Herz erbebte. Er ließ beschämt die Schalmei sinken und fühlte heiße Gluth auf sei-

nen Wangen brennen. Doch wie aus der Beſchämung ſowohl Demuth als Trotz erwächſt, ſo zog ſich ſein Gemüth augenblicklich wieder zuſammen, und als Marie herzu trat, und ihn mit ihrem entſchloſſenen Tone bat: nur dreiſt abzuwerfen, was ihm auf der Seele liege, ſo fühlte er ſich ganz von ihr gewendet und ſchwieg ſtarr und kalt. Sie ließ aber nicht ab, ſondern ſah ihm feſt ins Auge, indem ſie ſagte: „Höre, Arnold, Du haſt kein gutes Gewiſſen, Du fändeſt ſonſt wohl Worte, Dir Luft zu ſchaffen.“ — „Hm! brummte er finſter, was weiſt Du davon!“ — „Lieber Gott, erwiederte ſie, was ich davon weiß? ſehr viel, ſage ich Dir, ich kenne Dich ja ſeit ſieben Jahren. Du kannſt ſonſt nichts auf dem Herzen behalten, und ruhſt nicht, bis Du alles haarklein erzählt haſt, was Dir da oder dort begegnete. Jetzt ſiehſt Du aus, wie ein armer Sünder, und magſt keinem von uns dreiſt unter die Augen treten; ich kann Dich nicht länger ſo ſehn!“ — „Du ſollſt mich auch nicht ſehn!“ — rief er heftig, drängte ſie von ſich und eilte aus dem Hauſe hinaus in die dunkle Nacht.

In ſeinem Grimme ging er in die Nacht hinein, ohne ſelber zu wiſſen, was er wollte. Doch ſeine Schritte trugen ihn unwillkührlich dem Walde zu. Er beſann ſich jetzt. Die Köhlerhütte war wohl nahe, doch mußte es ſehr ſpät ſeyn und Alles längſt darin ſchlafen. Indeß ſchritt er ihr immer näher. Es brannte kein Licht mehr.

So ohne alle Noth Lärm zu machen, kam ihm doch ſelbſt gar zu unſinnig vor. Er legte ſich daher unter einen Baum, der Hütte gegenüber, in der Hoffnung, Gretchen werde Morgen die Erſte ſeyn, die zur Thüre heraustrete. Die Nacht war kühl und ihm unheimlich zu Sinne zwiſchen den rieſigen Baumſtämmen und den weit vorgeſtreckten Zweigen. Sein Unrecht gegen Marien hatte ſich hinter wilden Zorn über ihr gebieteriſches Weſen verſteckt. Die dunkle Nacht ſteigerte alle ſeine Gefühle. Das Blut trat ihm ſiedend zum Herzen. Er warf ſich von einer Seite zur andern; ruhen mochte und konnte er nicht. Der Schlaf kam wohl, lockte ihn aber vollends in ſein wüſtes Schattenreich. Er ſah Margareth auf Mariens Seſſel am Kamin, ſeine beiden Kinder zu ihren Füßen. Er wollte zu ihr treten; aber da war es Marie, die ihn mit hohlen Augen anſah, und ihm eine Knochenhand reichte. Er ſchauderte, und wie er recht zuſah, war auch er ein nacktes Gerippe, und kaltes Gebein ſchlug gegen kaltes Gebein.

Arnold bebte, als er mit dem erſten Lichtſtrahle erwachte. Der Köhler ſtand vor ſeiner Thür, ſah ihn aber nicht, denn er betete und blickte auf zum Himmel. Arnold dachte daran, wie oft er auch ſo geſtanden, mit reinem Herzen Gott einen verſöhnlichen Morgengruß gebracht und neue Kraft errungen habe, zu ſtillem friedlichem Tagwerk. Der Traum ſtand wie ein Schreck-

bild vor ihm. Er war weicher geworden, und ein guter Vorſatz regte ſich in ihm. Deshalb wollte er auch nicht nach Gretchen fragen, ſondern grüßte den Köhler nur flüchtig, und that, als müſſe er eilends weiter. Doch dieſer hielt an. „Ei, ſeht doch! rief er; nun das Mädel nicht mehr hier iſt, läuft er ſtracks zur Stadt, und thut, als kenne er einen nicht. Na, geht nur, geht, es iſt ſo böſe nicht gemeint. Ihr thätet nur wohl daran, Gretchen gleich zu Eurer Frau zu machen, denn anders wirds bei meiner armen Seele doch nicht!“ — Arnold war wie vom Blitze getroffen. „Margareth iſt nicht mehr bei Euch?“ fragte er kleinlaut. „Habt Ihr's nicht gewußt? ſagte der Köhler. Nun, da muß ich Euch wohl alles ſagen. Seht! ich hatte mir das Ding's überlegt. Den Vetter, der Stadt-Rektor iſt, den durften wir nicht vorbeigeh'n, das hätte Zwieſpalt gegeben. Hm? habe ich recht? na, d'rum ſprach ich zuerſt mit dem, und, hol' mich der Teufel! er brauchte juſt ſo eine Art von Haushälterin und Köchin und alles in allem, und da meinte er, ſie ſolle nur kommen; Lohn brauche ſie nicht, ſie habe alles frei; eine Verwandte ſey in ſolchen Fällen immer beſſer wie eine Andere. Da iſt ſie nun geſtern in Gottesnamen hingezogen. Sie mag ihr Heil verſuchen. Sie iſt jung, und ich denke, Ihr helft ihr bald davon!“ — Arnold wußte nicht recht, was er auf alles dies antworten ſollte; geſtehn, daß er verheirathet ſey,

mochte er dem Köhler gerade am wenigſten, dem er nur im Allgemeinen geſagt hatte, er ſey ein Holzhauer dort unten im Wieſenthal. Deshalb ſuchte er ſich bald loszumachen, und fragte nur nach des Rektors Wohnung, worauf er der Stadt zueilte.

Es war recht, als komme Arnold alles in ſeiner Liebe entgegen und begünſtigte ſeine Wünſche, denn kaum war er den Stadtgärten nahe, ſo ſah er auch ſchon Margareth, die mit großer Anſtrengung Waſſer aus einem Brunnen ſchöpfte, und es in zwei neben ihr ſtehende Kannen ſchüttete. Als ſie ſich wieder aufgerichtet und die zarten, ermüdeten Arme wie zur Stärkung in der Luft ſchlenkerte, ward ſie ihn gewahr. Sie flog ihm entgegen mit einer Freude, einem Entzücken, das ſeine Seele gierig in ſich ſog. Tauſendmal drückte ſie ihm die Hände, duldete und erwiederte ſeine Küſſe; dann zog ſie ihn auf den Rand des Brunnens im Schatten einer Linde. Hier, neben ihm ſitzend, ſeine Hand in der ihrigen, erzählte ſie ihm mit kindlicher Geſchwätzigkeit Alles, was ſie auf dem Herzen hatte, und Beide wurden eins, ſich wöchentlich zweimal hier zu ſehen und zu ſprechen. Der Himmel lag offen vor ihnen da und überleuchtete die Zwiſchenzeit der Trennung. So ſchieden ſie denn auch mit leichterm Herzen.

Arnolden wars ganz wohl. Der Weg war nun bezeichnet, den er zu gehen hatte. Alles

Schwanken nahm ein Ende, ſein Gefühl hatte vor der Hand eine beſtimmte Richtung, ſeine Pläne erzielten etwas leicht zu Bewerkſtelligendes, daher mochte er denn auch ruhiger an die alten beſtehenden Verhältniſſe denken, und kehrte verſöhnlich zu Marien zurück, die ihn, wie immer, gütig aufnahm, und das Vergangene mit keiner Sylbe erwähnte.

Des Gehens und Kommens war indeß fortan kein Ende. Arnold verſchleuderte die Zeit mit dem ewigen Hin- und Herlaufen, verabſäumte ſeine Arbeit, und zeigte nur zu ſehr, wie wenig Theil er an dem Glücke ſeiner Familie nähme. Zudem war das augenblickliche Genügen bei dem erſten erfüllten Wunſche bald in ihm durch die allerpeinlichſte Begehrlichkeit verdrängt; er empfand es widrig, Meilen weit laufen zu müſſen, um wenige, kurze Augenblicke des Glückes im Fluge zu erhaſchen. Bei jeder Rückkehr zu den Seinen ward er herber und unerträglicher. Marie merkte wohl, was dem Allen zu Grunde lag; ſie ſchwieg indeß, in der Hoffnung, es werde ſich von ſelbſt das ungleich gewordene wieder fügen, und die gute Sache Recht behalten. Sie richtete jedoch mit aller Klarheit und Ruhe nichts gegen ſo unſtetes Treiben aus und ſpannte umſonſt alle Thätigkeit an, die frühern, ſüßen Verhältniſſe häuslicher Sitte und Ordnung wieder herzuſtellen. Sie konnte aber das Unwürdige nicht ohne Widerſtand immer näher auf ſich zukommen ſehen,

und beſchloß, Arnolds Schritte genauer zu beobachten. Von da machte ſie Bekanntſchaft in der Stadt, forſchte behutſam und verſtändig, und hörte nicht ſo bald ihr Unglück ganz ſchonungslos von fremden Zungen bekräftigen, als ſie ſich ſchnell zuſammenfaßte und durch einen entſcheidenden Schritt ſich und Arnold und das Mädchen zu retten meinte.

In dieſer Abſicht eilte ſie unverzüglich zu Gretchens Vetter, entdeckte ihm, mit möglichſter Ruhe, die Lage der Sachen, und legte es ihm ans Herz, das unglückliche Kind durch ſchnelle Entfernung aus dem ſchimpflichen, und höchſt gefährlichen Handel zu retten. Der Rektor hörte ſie gelaſſen an, und verſprach weiterem Aergerniß vorzubeugen. Ton und Haltung ſchienen ſeiner Verheißung volle Sicherheit zu geben. Marie kehrte beruhigter zurück. Zu Anfang, meinte ſie, werde es Arnold wohl ſchmerzen und ſchlimm umgehen mit ihm ſeyn, dann aber müſſe er doch der Nothwendigkeit und zuletzt der Vernunft weichen, und Freude und Einigkeit in das verſtörte Häuschen zurück bringen.

Der Rektor war indeß kein Mann, der eine Gelegenheit vorbeigehen ließ, ſeine Gewalt über Andere im vollſten Maße auszuüben; und als Arnold noch ſelbigen Tages Gretchen vergeblich am Brunnen erwartet hatte, und voll Bangigkeit Hecken und Büſche des Gärtchens durchſuchte, fand er endlich das verwaiſte Kind auf der Schwelle

des Hinterhauſes ohnmächtig mit zerſchlagenem Geſicht und aufgelöſtem Haar, bleich wie der Tod daliegen. In wilder Verzweiflung faßte er die ſchwach Stöhnende in ſeine Arme, trug ſie zum Brunnen, ſchüttete ihr Waſſer ins Geſicht, rief und drückte und küßte ſie, bis ſie endlich die Augen matt aufſchlug. „Jeſus! ſchrie ſie, Arnold, Du biſt es!“ — Sie verdeckte mit beiden Händen das erröthende Antlitz, und indem ſie recht aus gebrochenem Herzen weinte, ſagte ſie: „Geh nur, es iſt doch nun Alles aus! Du haſt mich betrogen; ich wußte es nicht, ach Gott! ach Gott! nein, ich wußte es nicht!“ — Arnold bebte an allen Gliedern und konnte kein Wort hervorbringen. Margareth weinte immer heftiger, endlich raffte ſie ſich auf. — „Bring mich nur hier fort, rief ſie, wenn der Vetter kommt, bin ich verloren!“ — Sie rannte ſo eilends vor Arnold her, daß er ihr kaum folgen konnte, doch merkte er bald, daß ſie den Weg nach der Köhlerhütte nähme. Sie ſagte kein Wort, ſondern ſah nur einigemal ſcheu hinter ſich, um dann noch ſchneller zu laufen. Als ſie aber in die Hütte kamen, fiel ſie wie zerſchmettert, vor die Köhlerin nieder. „Er iſt verheirathet! Schrie ſie. O Gott! mein Gott! wer hätte das gedacht! Nun bin beſchimpft, der Vetter hat mich gemißhandelt und verſtoßen, was ſoll ich armes, armes Kind nun machen! O meine Mutter! meine Mutter! warum gab ich auch das Kreuzchen weg! ſie ſagte es

wohl, bewahre es wohl wie deinen unbefleckten Namen! Und nun! und nun!“ — Sie schlang die Arme dichter um der Köhlerin Knie. „Habt Erbarmen, rief sie, verstoßt mich nicht, laßt mich hier sterben!“

Arnold stürzte hin zu ihr, schwor und vermaß sich theuer, alles gut zu machen, sich von seinem Weibe zu scheiden, und sie gewiß und wahrhaftig zu heirathen. Der Köhler sah ihn mit flammendem Blick an. — „Ihr habt schlecht gehandelt! rief er, und bleibt nun elend auf eine oder auf die andere Art. Macht Euch jetzt fort! Will sich Euer Weib gutwillig von Euch lossagen, und werdet Ihr wacker, so seht zu, ob Gretchen Euch vergeben kann. Bis dahin kommt mir nicht über meine Schwelle, denn so wahr Gott lebt, eher will ich das Mädel auf meinen Schultern zu den Hottentotten tragen, als es einem schlechten, wortbrüchigen Kerl überlassen!“ —

Arnold mußte wohl weichen, denn Gretchen hatte sich unter des Köhlers Schutz gegeben, und wollte nichts von ihm hören. So ging er denn trübselig zu Marien, die er beschäftigt fand, den Kleinen ihr Abendbrod zu geben. Sie hatte den einen Knaben auf ihrem Schooß, der andere stand an ihre Knie gelehnt. Wie Arnold mit dem finstern Gesicht eintrat, klammerten sich beide Kinder an die Mutter, die sie vergebens dem Vater zuwandte. — „Marie, sagte Arnold, nach einer

Weile, so geht es nicht länger. Ich halte das nicht aus, wir müssen von einander, laß uns gütlich scheiden, ich bitte Dich." — „Ich denke, Du träumst, Arnold, erwiederte Marie, indem sie die Hände auf ihre beiden Kinder legte; was soll da geschieden seyn? Die sind ja doch einmal da, das hat Gott gewollt, und was Der will, das kann niemals zu nichte gemacht werden; darum ist es mit dem Scheiden nicht hin, nicht her. Du magst Dein Herz von mir wenden, die Kinder bleiben doch Dein wie mein, und nähme sie heute noch der Himmel, Gottes Wort währet ewiglich und der hat durch sie gesprochen." — „Du hast unrecht, unterbrach sie Arnold, Dich zu weigern, es hilft Dir auch nichts, denn ich bleibe nicht bei Dir, und die Gerichte haben auch noch ein Wort mitzusprechen!" — Marie weinte, aber Arnolds Herz war härter als Stein gegen sie. Er mochte nicht in der Hütte aushalten, sondern machte sich sogleich wieder auf den Weg zur Stadt, um die Sache in Gang zu bringen.

Dort arbeitete er lange Zeit für Taglohn, nachdem er bei den Richtern auf Scheidung geklagt, und Unverträglichkeit in der Ehe, wie großen Widerwillen gegen seine Frau, als Ursach angegeben hatte. Das Recht geht tief, deshalb langsam. Marie blieb standhaft bei ihrer Weigerung, und Arnolds Gesuch ward ihm in zwei Instanzen abgeschlagen.

Alle Bekannte riethen ihm, die Sache aufzugeben, und ſich wieder mit Marien zu verſöhnen, weil doch für ihn nichts dabei heraus kommen werde. Arnold wollte aber davon nichts hören, wie er auch ſeine Hoffnungen ſcheitern ſah. Mit ihnen fühlte er alle Fäden ſeines Lebens reißen; zu was ſollte er noch einen Schritt zu den alten Verhältniſſen thun? Er ward ſtumpf und trübſinnig, ging einſam umher, brachte Tage und Nächte im Walde zu, und hatte nur noch Muth zu dem einzigen Wunſche, Gretchen dort vielleicht zufällig zu treffen.

Wie er ſein trübes Loos nun bis ſpät im Herbſte ſo mit ſich herum geſchleppt hatte, ging er einſt, in dunſtigem Nebel, durch feuchtes welkes Laub, zwiſchen todten Bäumen umher. Da bemerkte er in der Dämmerung eine weibliche Geſtalt, die einen ſchwer beladenen Korb auf dem Kopf trug, und ſich mühſam den ſchlüpfrigen Weg vor ihm hin arbeitete. Er konnte nur noch die Umriſſe unterſcheiden; doch erregte der ſchwankende, unſichere Gang ſein Mitleid. Er wollte näher hinzutreten und der belaſteten Trägerin ſeine Hilfe anbieten, als dieſe ausglitt, das Gleichgewicht verlor, und ſich und den Korb und alle darin befindliche Sachen einen niedern Abhang hinunter ſtürzte. Arnold ſchrie unwillkührlich auf; er ſprang hin, half der armen Frau, die noch ganz betäubt von dem Falle ſchien und den Kopf ſchmerzvoll mit beiden Händen hielt; er indeß

raffte die zerſtreut liegenden Sachen zuſammen, unter denen er ein warmes Kinderröckchen, Pelzmützen und kleine Stiefelchen fand. Das Herz klopfte ihm dabei, denn er mußte an ſeine lieben Knaben denken. Da rief die Frau: „O laßt nur, gebt Euch nicht ſo viel Mühe, ich find's wohl wieder!“ — „Mein Gott, Marie!“ ſagte Arnold, weniger erſchreckt als gerührt. „Du biſt es!“ — Er brachte ihr den angefüllten Korb. Sie hob ſich langſam in die Höhe; ihre Bewegungen waren ſo matt und krank, daß Arnold ſie gerührt fragte, ob er ihr die Laſt ein Eckchen tragen ſolle? Marie reichte ihm die Hand; „Thue es immer, du gute Seele,“ ſagte ſie, „mir ward ſie ohnehin zu mächtig!“ — Ihre Stimme war weicher als ſonſt; Arnold kam es vor, als ſei es gar nicht mehr dieſelbe rüſtige, lebendige Marie. Er fragte ſie, ob ſie krank geweſen ſei. Sie nickte mit dem Kopfe; er ſah aber wohl, wie ſie ſich mit der Schürze oftmals die Augen trocknend, das Geſicht von ihm abwandte. Er wagte es nicht, die Kinder zu nennen.

Beide gingen ſchweigend neben einander hin, als Marie ſtill ſtand und ihn bat, ihr den Korb wieder aufzuhelfen, ſie ſei jetzt nahe an ihrer Wohnung. Arnold ſah ſich um; der Felspfad führte hinunter, dem Bache zu. Marie hatte ſich während deſſen auf einen Stein geſetzt und erwartete ihre Laſt zurück. Arnold kam das ſo wehmüthig vor. Er ſtand neben ihr und zögerte und

ſah auf die Sachen im Korbe. Das Kinderröckchen lag oben auf. Seine Augen füllten ſich mit Thränen. „Gott!“ rief er aus — „ich bin doch ſehr unglücklich! Ich ſehe es wohl, du, Marie, wirſt mir allein helfen können, vergib mir nur, und laß uns friedlich mit einander ſeyn, die Kinder fluchen mir ſonſt wohl dereinſt.“ — „Lieber Himmel,“ ſagte ſie, „jetzt iſt es wohl zu ſpät!“ Arnold wußte nicht recht, wie ſie das meinte, aber die Worte ſelbſt mahnten ihn immer ſtärker, das verloren gegebene Seelenheil wieder zu erringen. Er drang mehr und mehr in Marien, ihm zu verzeihen. — „Es iſt nicht dein rechter Ernſt,“ ſagte ſie ſanft; „glaube es mir Arnold, du denkſt das jetzt wohl ſo, aber im Grunde deines Herzens iſt es doch anders!“ — Doch er gelobte es ihr heilig. — „Sieh', Marie,“ hub er an, ich gebe dir etwas zum Unterpfande, was ich vor Kurzem nicht um die Welt von mir gelaſſen hätte!“ — Und ſomit langte er das Kreuzchen aus der Taſche und band es ihr ſelbſt um den Hals. — „Laß mich nun mit dir gehen, und alles gut ſeyn!“ — Marie weinte ſehr. „Nun“ — ſagte ſie, „ſo warte nur ſo lange hier, bis der Alte eingeſchlafen iſt und ich die Kinder zu Bett gebracht habe. Dein unerwarteter Anblick möchte dem Vater nicht gut thun. Er iſt jetzund ſchwach und auf dich ſehr unwillig.“ — Sie ſetzte noch hinzu: er möge nur in einer Stunde an's Fenſter klopfen, ſie werde ihm dann aufmachen.

Als ſie nun ſo in ſeine Wünſche willigte und in der Gewißheit ging, daß er kommen müſſe und das Vergangene alles vergeſſen ſeyn ſolle, ward ihm ängſtlich und beklommen. Gretchens Bild trat wieder vor ſeine Seele, er ſchob es wohl weg und redete ſich ſelbſt zu: Gretchen ſei jung, ſie werde ſchon durch die Welt kommen, Gott wird ihr beiſtehn, und es ſei nun einmal nicht anders. Aber ſein Herz klopfte ihm dennoch, und er ſchauderte, als er über den Steg ging, und der Bach in dem bekannten dumpfen Tone aus der Felswand rauſchte. Seine Hand zitterte und dreimal zog er ſie zurück, ehe er an's Fenſter klopfte. Auf den erſten Ton öffnete Marie die Thür. Sie ſtürzte ihm laut weinend in die Arme und drückte ihn feſt an ſich; aber ihm war, als gieße ſich Gift in ſeine Adern. Das Herzblut ſtockte ihm, kalter Schweiß ſtand auf ſeiner Stirn, angſtvoll wand er ſich aus ihren Armen. Marie war todtenbleich, ihre Augen von Weinen roth, und durch Krankheit hohl und eingefallen, zudem war ihr der Kopf doch etwas vom Fallen beſchädigt, ſie hatte ein Tuch herum gewickelt, das ſie ganz veränderte. So ſtand ſie der Flamme im Kamin gegenüber. Arnold betrachtete ſie mit innerm Grauſen, er ſah das Kreuzchen an ihrem Halſe blinken, ſeine Sinne verwirrten ſich ganz, jener Traum, der ihm Gretchen in die todte Marie verwandelt zeigte, kam ihm wieder zurück, und ſeine Leidenſchaft für das

ſchöne Mädchen flammte wild auf, er riß Marien das Band von der Bruſt, und ſtarrte ſie ſo furchtbar an, daß ſie angſtvoll ſeine Hand faßte, und wie in ſonſtigen guten Tagen, um ſeinen Zorn zu ſänftigen, ſich bittend an ihn ſchmiegen wollte; er aber fürchtete ſie mehr als den Tod, und faßte ſchnell ein vor ihm liegendes Meſſer, es ſich in die Bruſt zu ſtoßen. Doch als ihm Marie nahe kam, führte ſein böſer Geiſt das Mordeiſen anders; er wandte es gegen Marien, die blutend, mit leiſem Wimmern, an ihm niederſank.

Arnold wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Er konnte ſich nicht ſogleich beſinnen. Doch regte ſich die Furcht, entdeckt zu werden, dunkel in ihm. Er lud den Leichnam auf ſeine Schultern und warf ihn in den ſchäumenden Bach, dann aber rannte er, ohne ſich umzuſehen, betäubt, und faſt bewußtlos in der Irre umher.

Es mochte des andern Tages ſchon hoch an der Zeit ſeyn, als er in der Stadt und in ſeiner Wohnung eintraf. Man hatte von Gerichtswegen mehreremale Nachfrage ſeinetwegen gethan. Jetzt ward er auf's neue auf's Rathhaus gefordert. Er ging hin ohne eigentliche Scheu. Nur ſagte er ein paarmal: „Alſo die wiſſen's ſchon, ſo ſchnell, ſo ſchnell!“ — Als er eintrat, überreichte man ihm die Akte ſeiner Scheidung, in die Marie noch in den letzten Tagen, aus großer Liebe zu ihm, gewilligt und ſie ſelbſt nachgeſucht hatte. Er

ſchwankte, wie er das hörte, und ward ohnmächtig. Alle glaubten, es ſei Wirkung der Freude. Man brachte ihn an die Luft, und geleitete ihn dann in ſein Stübchen. Hier fiel er in einen feſten Schlaf, der mehrere Stunden währte. Gegen Abend ward er durch wiederholtes Pochen an der Thür erweckt. Er machte ſie auf. Der alte Jacob trat mit ſeinen beiden Enkeln herein. „Ich bitte dich, Arnold," ſagte der Alte, „wo haſt du Marien? Dein Knabe da ſagt, du habeſt ſie geſtern Abend mit dir genommen, er hat es durch die Kammerthür geſeh'n." Wie damals zuckten des Greiſes Worte wie Flammen durch den weißen Bart; Arnold ſchrie laut auf: „Du weißt ja, alter Hexenmeiſter, wo ſie hingekommen iſt! in dem Bach liegt ſie, da holt ſie euch heraus!" Bei den letzten Worten fiel er in wilde Verzuckungen, und als man ihn feſt nahm und ſpäterhin verhörte, hielt er ſein Urtheil durch nichts auf, ſo daß ſogleich über ihn erkannt und er zum Rade verdammt ward.

Die Nacht vor ſeiner Hinrichtung trat der Köhler mit Margarethen zu ihm in's Gefängniß. Arnold war ſehr ruhig, und wenig durch den Anblick der mit der höchſten Leidenſchaft von ihm geliebten erſchüttert. Er gab ihr das Kreuzchen zurück, indem er ihr ſagte: „Bewahre es nun beſſer!" — Dann ſegnete er ſie, und empfahl ihr die Pflege für den alten Jacob, den ſie niemals verlaſſen ſollte.

Als Arnolds Gebein ſchon längſt auf dem Rabenſtein verwittert war, ſaß Margareth noch ſorglich Abends neben dem betrübten Alten auf Mariens Seſſel am Kamin, und erzählte ihm und den Kindern fromme und beruhigende Geſchichten aus vergeſſenen Sagen, und bis an ihrem Tod weilte ſie ſtill in der Hütte.

Als die Knaben heranwuchſen, nahm ſie der Köhler zu ſich, dann wurden ſie wackere Soldaten, und löſchten mit ihrem Blute des Vaters Sünde und Schmach.

III.

Georg Philipp Lang,

mit

dessen nach der Natur gezeichnetem Bildniß.

Die Kaufleute, Jakob Rieder aus Winterthur und Rudolph Hanhart aus Zürich kehrten von der Frankfurter Oſtermeſſe mit Extrapoſt zurück. Es war in der Nacht vom letzten April auf den erſten Mai 1811, zwiſchen Hemsbach und Laudenbach, als ſie durch ein ſtarkes Gepolter an der Chaiſe aus ihrem tiefen Schlafe aufgeſchreckt wurden. In der erſten Beſtürzung ſprangen ſie aus der aufgehaltenen Chaiſe.

Hanhart erhielt im Augenblicke des Herausſpringens einen Schlag auf den Kopf, deſſen Gewalt ihn bewußtlos niederſtürzen machte. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, war die Chaiſe fort und er hörte nichts als das Wimmern ſeines Reiſegefährten, der, wie er ſelbſt, nicht auf der Chauſſee, ſondern unterhalb derſelben lag. Es gelang ihm, dieſen aufzurichten und auf der Straße gen Hemsbach fortzuſchleppen.

Ein junger Burſch, welcher zur nämlichen Zeit eine Eſtaffette von Weinheim nach Heppenheim hatte befördern ſollen, hörte, als er von Hemsbach gegen das nahe Laudenbach zukam, eine männliche Stimme rufen: „Ach Gott, ach Gott! — Ach, Wehe!“ — In der Meinung, es habe ein Reiſender das Unglück gehabt, mit der Chaiſe umgeworfen und ſchwer beſchädigt worden zu ſeyn, eilte er auf den Rufenden zu. Lauter und heftiger wurde das Wehklagen; aber als der Burſch den Ausruf: „Ach! laßt mir nur mein Leben, ich will euch ja alles geben, was ich habe!“ — dann andere Stimmen: „Gib dein Geld her, oder ich ſchieße! — Schlagt ihn todt! — Viſitire ihn aus!“ — und zugleich ein fürchterliches Gepolter fallender Schläge hörte, da ergriff ihn eine ſchreckliche Angſt. Er lief, ſo ſchnell er konnte, nach Hemsbach und machte dem Schultheißen die Anzeige von dem eben Gehörten.

Der Schultheiß traf unverzüglich die zweckmäßigſten Anſtalten, aber ſchon außerhalb des Ortes Hemsbach kam der zur Hilfe und zum Streifen aufgebotenen Mannſchaft ein Poſtillon mit leerer Chaiſe entgegen und erzählte: daß die Reiſenden, welche er gefahren habe, von Räubern überfallen und, ſo wie er ſelbſt, gemißhandelt worden ſeyen. Wo die Reiſenden geblieben, ob ſie noch lebten, konnte er nicht angeben. Eiligſt ſetzte die Mannſchaft ihren Weg fort, ſtieß aber, nicht weit hinter der Chaiſe, auf Rieder und

Hanhart, welche, einander führend, langsamen Schrittes die Chaussee her, gegen Hemsbach zu kamen. Sie wurden nach Hemsbach in das Wirthshaus gebracht, dort verbunden und dem Amte Weinheim die schleunigsten Anzeigen gemacht, welches die umsichtigsten Anstalten zur Verfolgung und Einfangung der Räuber traf und dann mit dem Physikate unverzüglich zu den Verwundeten eilte.

Kaufmann Rieder hatte, beim Herausspringen aus dem Wagen, mit seinem Reisegefährten gleiches Schicksal. Auch er erhielt einen Schlag über den Kopf, der ihn zu Boden warf, aber nicht ganz betäubte. Nun hagelte es Schläge auf ihn und trotz seines Rufes: er wolle ja gerne Alles hergeben, was er habe, setzten die Räuber die Mißhandlungen so lange fort, bis er sein Bewußtseyn verlor. Der Postillon gab an, daß sogleich oberhalb Laudenbach zwei Kerle seinen Pferden in die Zügel gefallen seyen, während ein Dritter ihn durch Schläge vom Kutschbock herabgebracht habe. Andere hätten die Reisenden gemißhandelt, beraubt und seyen dann mit dem Geraubten entflohen. — Weder der Postillon, noch die Kaufleute konnten die Räuber beschreiben.

Auf sein ausdrückliches Verlangen wurde der schwer verwundete Rieder, mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit, nach Heidelberg gebracht, und dort von sehr geschickten Aerzten behandelt. Was Wissenschaft und Kunst leisten konnten, geschah

an dem Unglücklichen, Alles wetteiferte in ſeiner Pflege; aber es war zu ſpät, menſchliches Wiſſen und menſchliche Anſtrengungen konnten ihn nicht retten. Rieder ſtarb am 5. Mai Morgens 11 Uhr. Die vorgenommene Section und legale Inſpection des Leichnams erzeugte und begründete das ärztliche Gutachten:

„Daß die Verletzung des großen und kleinen Gehirns, welche ſich an Rieder fand, weſentlich war, und daß es um ſo weniger in der Gewalt der Kunſt lag, bei ſo vielen bedeutenden Wunden, die Entzündung des Gehirnorgans mit deren tödtlichen Folgen abzuhalten, als unaufhebliche Urſachen zum Grunde lagen; daß ſohin die körperlichen Verletzungen des Jakob Rieder von Winterthur, als ſchlechterdings tödtliche Verwundung (Vulneratio absoluto letalis) zu achten ſeyen.“ —

Bald nach der Beerdigung des Ermordeten traf deſſen älteſter Sohn in Heidelberg ein. Sein Schmerz war grenzenlos und unbeſchreiblich, als er den Vater nicht mehr fand, zu deſſen Pflege er nach Heidelberg geeilt war, in der Ueberzeugung, es ſey noch Hilfe für den ihm Unerſetzlichen möglich.

Es war am 4. Mai, dem Tage vor Rieders Tod, als einige Kinder, die aus dem Walde bei Sickenhofen heimkehrten, dort einige verdächtige

Burſche mit Weibsleuten bemerkten. Sie zeigten es dem Schultheiß von Sickenhofen an, der gleich die Einwohner aufbot. Die Burſche hatten ſchon aus der Ziegelhütte bei dieſem Dorfe das Anrücken der Bauern geſehen und ſuchten denſelben zu entfliehen; allein die braven Sickenhofer griffen raſch an, ſchlugen tapfer zu und nöthigten dadurch das Geſindel, die Bündel, welche es trug, wegzuwerfen und die Flucht zu ergreifen. Es gelang den Verfolgten zu entkommen, bis auf Einen, welcher gefangen und an das Amt Babenhauſen, von da aber an das großherzoglich heſſiſche Criminalgericht zu Darmſtadt abgeliefert wurde.

Der Gefangene nannte ſich bei ſeinem erſten Verhöre Valentin Schmitt und gab Berlin als ſeinen Geburtsort an. Den unermüdeten Bemühungen des Darmſtädtiſchen Criminalrichters Brill gelang es, dieſen ſogenannten Valentin Schmitt dahin zu bringen, daß er nicht nur bekannte, ſein wahrer Name ſey Veit Krähmer, ſondern auch das weitere allgemeine Geſtändniß ablegte, auf der Bergſtraße zweien Kaufleuten, welche in einer Poſtchaiſe gefahren (Rieder und Hanhart), mit fünf Andern, die in den Bündeln und bei ihm ſelbſt gefundenen Sachen geraubt zu haben.

Veit Krähmer, dieſer höchſt berüchtigte Gauner, Dieb, Räuber und Mörder, wurde an das Stadtamt Heidelberg, als die geeignete Criminal-Behörde abgeliefert. Hier wiederholte er

umſtändlich ſein, in Darmſtadt begonnenes, Geſtändniß und nannte und beſchrieb aufs genaueſte ſeine, an dem zwiſchen Laudenbach und Hembach verübten Raubmorde mitſchuldigen Kameraden. Auf der Stelle wurden Steckbriefe erlaſſen, und dieſe, und die raſtloſen Bemühungen des Großherzoglich Badiſchen Neckarkreis-Directoriums, wie auch die ausgezeichnet thätigen Mitwirkungen aller benachbarten höhern und niederen Behörden hatten zur Folge, daß von allen Seiten verdächtiges Geſindel aufgegriffen und bald eine Anzahl von 96 Verdächtigen zugleich in den Gefängniſſen von Heidelberg verwahrt wurde.

Ein ſchauderhaftes Bild der gänzlichen Verdorbenheit dieſer Menſchenklaſſe mögen zwei Thatſachen geben. Es wurde ein Weib mit ihrem ſiebenjährigen mißgeſtalteten Sohn eingezogen, die ſich im Verhöre Spitzin nannte. Veit Krähmer, mit dem Beide confrontirt wurden, behauptete, daß der Name: Spitzin, falſch ſey und nannte den wahren der Gefangenen, worauf der ſiebenjährige Bube, zum Abſcheu des Unterſuchungsrichters, die unerhörte Frechheit hatte, dem Krähmer in den pöbelhafteſten, ſchmutzigſten Ausdrükken zu ſagen: „Krähmer habe ſeine Mutter fleiſchlich brauchen wollen, und weil ihm dieſes nicht geſtattet worden ſey, ſpreche er aus Feindſchaft gegen ſie.“ Selbſt der von einem Gauner erzeugte, unter Gaunern erzogene Veit Krähmer war wie verſteinert ob ſolcher Frechheit. — Eine

Mutter von drei Kindern, welche mit dieſen und zwei jungen Weibsperſonen in dem nämlichen Kerker ſaß, trieb mit ihrem eignen, noch nicht achtjährigen Knaben Unzucht und verleitete auch die beiden Dirnen dazu. —

Unter den Raub- und Mordgenoſſen, welche Veit Krähmer nannte, war

Georg Philipp Lang

der boshafteſte und grauſamſte. —

Lang wurde zu Roth am Berg im Naſſauiſchen geboren. Seine Eltern hatten nie eine feſte Wohnſtätte gehabt, ſie zogen immer umher, größtentheils im Bettel, verdingten ſich auch von Zeit zu Zeit auf großen Weilern zum Hüten des Viehes, aber immer nur ſo lange, bis ſie ſich ſoviel erworben hatten, um ihre, in Lumpen zerfallne Kleidung gegen eine brauchbare zu vertauſchen. Die Winter brachten ſie größtentheils in Viehſtällen zu und lebten von der Gutherzigkeit der Bauern, wofür ſie dieſen in den Hausarbeiten an die Hand gingen, alte Körbe ausbeſſerten, zerbrochenes Geſchirr mit Draht banden, Späne ſchnitzten und ſich bei jeder Arbeit brauchen ließen.

Trotz dieſes Vagantenlebens und des äußerſten Mangels und Elends, in welchem ſie ſich oft längere Zeit hinſchleppten, wurden die Lang'ſchen Eheleute doch nie eines Verbrechens bezüchtigt; aber das größte, das mit den furchtbarſten Folgen verbundene, begingen ſie an ihrem einzigen Kinde, deſſen Erziehung ſie in jeder Hinſicht auf

das Unverzeihlichſte vernachläſſigten und mit dem Unterrichte im Betteln, welchen ſie ihm methodiſch ertheilten, ſchon Alles gethan zu haben glaubten.

Nach dem Tode ſeiner Mutter trieb ſich Lang noch lange Zeit mit ſeinem Vater umher, bis er endlich mit einer Weibsperſon ſich verband und, wie er behauptete, förmlich trauen ließ. Um für dieſe und ſeine dereinſtige Familie ſeine Subſiſtenz zu begründen, fing er von dem Wenigen, was ſein Weib ihm zubrachte, einen Handel mit hölzernen Waaren an und trieb denſelben geraume Zeit.

Dieſer Holzwaarenhandel brachte ihm den Beinamen: „Hölzerlips“ — unter welchem er ſo bekannt und berüchtigt wurde.

Hölzerlips war von Jugend auf zu ſehr an den Müßigung gewöhnt, um nur ſelbſt an den unbedeutenden Geſchäften ſeines kleinen Handels lange Behagen zu finden; er gab ihn auf, und ward ein vollkommner Landſtreicher. Wegen dieſer Lebensweiſe wurde er in Bergen durch Streifmannſchaft verhaftet und ſaß dort geraume Zeit.

Seine Frau war den Streifern entſprungen und trieb ſich mit ihren zwei Kindern in der Nähe von Bergen mit großer Vorſicht herum. Der berüchtigte Gauner und Räuber Heinrich Pfeiffer fand ſie zufällig in ihrem Verſtecke. Es gelang ihm ohne große Mühe, das ſinnliche Weib für ſeine Wünſche zu gewinnen und mit der Treu-

losen den vertrautesten Umgang zu pflegen. Auf allen seinen Streif- und Raubzügen begleitete sie ihn als Theilnehmerin und Concubine.

In seinem Arreste zu Bergen erfuhr Hölzerlips seines Weibes Verbindung mit Pfeiffer; er schwur Beiden die fürchterlichste Rache.

Seine Loslassung erfolgte und sein erstes Geschäft war nun die Aufsuchung seiner Frau. Er fand sie noch am nämlichen Abend in einem Kochemer-Bayes *), und seine zwei eignen Kinder und Pfeiffer bei ihr. Noch ehe er seine Vorwürfe begann, schilderte sie ihm die Freundschaft, mit welcher sich Pfeiffer ihrer und der Kinder angenommen, sie gegen Hunger und Mangel geschützt und aller Orten für sie gesorgt habe, mit so lebhaften Farben, daß der Zorn des Hölzerlips schon in seinem Ausbruche gemindert wurde. Zwar begann er seine Vorwürfe; aber wie leicht waren diese widerlegt. Alles war Verleumdung boshafter Menschen, welche ihm sein Unglück gegönnt, und gerne gesehen hätten, daß auch sie und ihre armen Kinder zu Grunde gegangen wären, und die nun, da dieses nichts erfolgt sey, sie durch ihn selbst verderben wollten.

Hölzerlips hatte keine Beweise, seine Frau fuhr fort, ihn durch die heiligsten Versicherungen ihrer unverletzten Treue zu beschwichtigen, beschrieb ihm ihre Theilnahme an seinen Leiden,

*) Diebsherberge, vertrautes Haus.

ihren tiefen Kummer und ihre Troſtloſigkeit unter Thränen und Liebkoſungen, ließ ſich ſeine ausgeſtandenen Leiden erzählen und, um ihn ſchnell dafür zu entſchuldigen und ſie leichter vergeſſen zu machen, Branntwein holen. Hölzerlips, welcher dieſes Getränk bis zum Unſinn liebte, trank den Verſöhnungstrunk. Der Groll war vergeſſen, es wurde des köſtlichen Trankes mehr und immer mehr gebracht, bis Hölzerlips berauſcht auf ſein Lager niederſank und bald im tiefſten Schlafe lag.

Erſt ſpät am folgenden Morgen erwachte er; ruhig ſchliefen die beiden kleinen Kinder neben ihm; ſeine Frau und Pfeiffer waren entflohen.

In jedem ſeiner Verhöre behauptete Hölzerlips und beharrte ſtandhaft auf der Behauptung, daß er bis zu ſeiner Loslaſſung von Bergen ſtreng ehrlich geweſen ſey, ſich von allen Verbindungen mit Räubern enthalten, und erſt nach der Entweichung ſeiner Frau dem Räuberleben gewidmet habe, da er, durch dieſe Entweichung, in die erbärmlichſte Lage verſetzt worden und keines Mittels fähig geweſen ſey, ſich und ſeine zwei Kinder ferner auf eine ehrliche Weiſe fortzubringen.

Hölzerlips wurde, auf Veit Krähmers Angabe ſeiner Conſorten, von Hanau, wo er, unter fremdem Namen, eines Einbruchs wegen, gefangen ſaß, nach Heidelberg abgeliefert. Erſt nach langer Zeit und durch viele Mühe des Unterſu-

chungsrichters, wurde er zum Geſtändniſſe ſeiner Verbrechen gebracht, welche er, ſobald er einmal zum Bekennen geſchritten war, mit dem gleichgültigſten Tone erzählte, ohne einige Reue, ohne das mindeſte Mitleid mit den von ihm und ſeinen Genoſſen Beraubten und Gemarterten zu zeigen. Sein früheres Leugnen erklärte er für eine erlaubte Nothlüge und äußerte dabei: „alle, wie wir einſitzen, ſchwören zehn falſchen Eide, wenn wir uns damit losmachen können.“ —

Ungeachtet Hölzerlips nie eine Erziehung genoß, ſo war er doch kein ungebildeter Kopf. Seinen Zorn, ſeine Wuth, wenn ſie zum Ausbruche kamen, konnte er nicht mäßigen, und ſie wurden ſehr oft höchſt gefährlich, da er eine außerordentliche Körperkraft beſaß. Unter allen Gefangenen wurden ihm die ſchwerſten und ſtärkſten Ketten angelegt. Gegen die übrigen Räuber betrug er ſich ſtets mit ausgezeichneter Superiorität, und die Art, wie dieſe ſeine Anmaßungen ertrugen, bewies zur Genüge, daß ſie ſchon gewohnt waren, von ihm ſo behandelt zu werden.

In einem ſeiner Verhöre eiferte er ſehr gegen die größere Schonung, welche das Gericht den Räuber-Concubinen widerfahren laſſe. „Es iſt ſehr unklug — ſagte er — daß man die Concubinen geringer als die Männer beſtraft. Dieſe ſind gewöhnlich eben ſo ſchuldig, als ihre Zuhälter und dieſe ſind es, durch welche die verſprengten Banden wieder gebildet werden. Auf keinen

Fall soll man vor ihrem Zuhälter eine Weibsperson von der Haft entlassen, denn, kommen sie früher los, so suchen sie, an den Beischlaf gewöhnt und nicht Willens, noch Jahre lang auf Befriedigung durch ihre alten Liebhaber zu warten, junge, unerfahrne Bursche zu verführen, machen sie anfangs zu Marktdieben, ehe ein Jahr vergeht, zu Ganofen *), und so bilden sich, während man die Zuhälter zurückbehält, durch ihre Concubinen neue Räuberbanden."

War auch Hölzerlips nicht der Hauptmann der mit ihm in den Heidelberger Gefängnissen liegenden Bande, so behauptete er doch unter diesen Räubern den Vorrang, und bei einzelnen Räubereien öfters die Stelle des Bonnherrn **). Er wollte zwar in seinen Verhören meistens dieses nicht zugeben, doch verrieth er immer ein Wohlgefallen, wenn die Andern ihn dafür erkannten, oder wenn der Untersuchungsrichter ihn merken ließ, daß er ihn dafür halte. Er begehrte manchmal leichtere Ketten; wenn man ihm aber lächelnd bedeutete: es würde ja für ihn selbst beschimpfend seyn, wenn man ihn, den Bonnherrn und Permaſſemotter ***), wie jeden andern Gauner behandelte, so ließ auch er lächelnd von sei-

*) Räuber, Spitzbube.

**) Anführer.

***) Anführer bei gefahrvollen Einbrüchen.

nem Begehren ab. — Er wurde unmittelbar aus einem Verhöre, ohne das mindeſte davon zu wiſſen, eines Morgens nach Manheim in das Zuchthaus, wohin der größte Theil der Uebrigen, mehrerer Sicherheit wegen, ſchon gebracht war, abgeführt. Als er die Fuhre und die Militär-Eskorte erblickte, ſagte er: „das war kein fauler Käs, ſonſt hätte ich ihn gerochen.“ — Es regnete, man hing ihm einen Teppich um, er warf ihn aber ſogleich ab, hob beide kreuzweis mit ſchweren Ketten gefeſſelten Hände, ſo hoch er konnte, empor, und ſagte: „Die Leute müſſen ſehen, wer ich bin!“ — Der Fuhrmann trieb nun ſeine Pferde an und Hölzerlips ſang:

„Bei der Windmühl
Geht der Weg 'naus,
Nacher Manheim —
In das Zuchthaus!“

Georg Philipp Lang, vulgo Hölzerlips, machte ſich der Theilnahme an folgenden Verbrechen ſchuldig.

I.

Raubmord zwiſchen Hemsbach und Laudenbach.

Veit Krähmer, ſein Gevattermann, Friederich Philipp Schüß, vulgo Manne Friederich, und der lange Andres hatten ſich am 28. April 1811 bei

Milden, unweit Strümpfelbronn im Odenwalde, um ein Feuer gelagert; hierher kamen auch bald darauf Andreas Petri, vulgo Köhlers Andres und Sebastian Lütz, vulgo Basti. Sie plauderten eine Weile unter einander, und kamen dann sogleich auf ihre gewöhnliche wechselseitige Frage: ob keiner etwas zu verdienen *) wisse? Der wußte dies, ein anderer jenes. Sie wurden über keinen einzelnen der gemachten Vorschläge einig, und beschlossen daher gemeinsam, ohne daß sie sich in der Folge bestimmt erinnerten, wer die erste Idee dazu angab, auf gut Glück hinab auf die Bergstraße zu ziehen, und dort eine Chaeette zu malochnen **), oder sonst etwas zu unternehmen, wozu sich Gelegenheit zeige.

In dem Augenblicke dieses gemeinschaftlich gefaßten Beschlusses kam Hölzerlips mit seiner Beischläferin zur Stelle. Der gefaßte Entschluß wurde ihm entdeckt, und er war sogleich von der Partie. Es wurde ein Schoppen Branntwein, das besondere Lieblingsgetränk dieser Menschen, aus einem Wirthshäuschen im nahen Höllengrunde geholt, und mit diesem Labsal versehen, begann die Gesellschaft ihre Reise durch die steilsten und unwegsamsten Gebirge des Odenwaldes. Köhlers Andres und Basti hatten schon vor ihrem Ab-

*) Durch Diebstahl, Einbruch oder Straßenraub Etwas erwerben.

**) Eine Chaise, oder Wagen, angreifen und berauben.

gange wacker geſchnapſt; ſie geriethen unter Wegs in Streit mit einander, und zerkkatzten und zerbläuten ſich tüchtig, doch konnte dieſe kleine Differenz keine Störung des gemeinſchaftlichen Zweckes erzeugen.

Es war tief in der Nacht, als die Geſellſchaft bei Oberſchönenmattenwaag vorüberzog. Der mitgenommene Branntwein war längſt getrunken, und Durſt plagte die Räuber. Ein Keller wurde erbrochen, und daraus ein Hafen voll Milch, und ein Krug Wein — mehr war nicht zu finden — mitgenommen und getrunken.

Erſt am Morgen des 29. Aprils kam die Geſellſchaft auf dem ſogenannten Juche-Häuschen, oben auf dem Gebirge, an welchem Ober-Laudenbach — auch noch im Gebirge — liegt, an. In dieſem Häuschen, bewohnt von den Michel Fuhniſchen Eheleuten, die einige um daſſelbe herumliegende Grundſtücke beſaßen, und Kochems*) waren, wurden die Räuber mit Freude empfangen; ſie ließen ſich Apfelwein geben, Suppe kochen, Eicher backen, und labten ſich damit für die Beſchwerden des langen, mühſeligen Marſches. Baſti unterhielt die Geſellſchaft mit allerlei kurzweiligen Sprüngen, und Späßen. Das Geld der Räuber reichte nicht hin, um die Zeche zu bezahlen, allen ſie fanden willig Kredit, als ſie die Bezahlung bei der Rückkehr zuſicherten. Sie

*) Baunn, Diebe.

hielten ſich den Tag über im nahen Walde auf, und ſtiegen erſt mit ſinkendem Abend das Gebirg weiter herab, bis auf die Bergſtraße, nachdem ſie ſich zuvor mannshohe, junge Buchen abgeſchnitten, und zu Prügeln zugerichtet hatten.

Die Räuber waren auf der Bergſtraße, im Großherzoglich Heſſiſchen Gebiete, poſtirt und warteten dort der Dinge, die da kommen ſollten. Nach langem Harren hörten ſie das Geraſſel einer daherrollenden Chaiſe. Alle ſtellten ſich in Bereitſchaft; die Chaiſe kam näher, und ſchon ſollte der Angriff geſchehen, als ſie entdeckten, daß eine zweite Chaiſe dicht hinter der erſtern nachkomme. Hölzerlips hielt ſich und ſeine Genoſſen nicht für zahlreich genug, die beiden Chaiſen zugleich anzugreifen, und unterſagte den Angriff. Es war die Diligence mit einem Beiwagen. In dieſer Nacht kam nichts weiter, und ſo zogen ſich die Räuber gegen Morgen wieder in den Wald zurück.

Hier verweilten ſie bis zum 30. April Abends, wo ſie in einem Kochemen-Bayes zu Oberlaudenbach bei der Wittwe Geiger einkehrten und den in dieſem Hauſe einheimiſchen Georg Schmitt, vulgo großer Harzbub, fanden, welcher ſie mit Branntwein regalirte, auch ihnen eine Bohnenſuppe ſelbſt kochte, und Eier backen ließ. Sie eröffneten ihm ihr Vorhaben, und luden ihn ein, Theil daran zu nehmen. Schmitt, welcher entweder nicht beherzt genug zu einem Straßenraube

wat, oder Entdeckung befürchtete, weil in dieſer Gegend ihn alles kannte, ſchlug die Theilnahme an dem Raubzuge aus, proponirte aber dagegen einen Diebſtahl in der Mühle zu Mörlenbach, wozu er die Gelegenheit angab, und wohin er mitziehen wollte. Der Vorſchlag wurde, als zu wenig verſprechend, verworfen.

Nach eingebrochner Nacht verließen die Räuber Oberlaudenbach; Schmitt zeigte ihnen den Weg auf den Theil der Bergſtraße zwiſchen Hemsbach und Laudenbach, im Badiſchen, auf welchem ſie ſich nun mit friſch geſchnittenen, tüchtigen Prügeln verſehen, poſtirten. Sie harrten lange, es kamen endlich zwei Fußgänger; einige verlangten, ſie anzugreifen, andere widerſetzten ſich, weil ſie zu geringe Leute vermutheten. Der Angriff unterblieb. Es war bereits Mitternacht vorüber, und noch zeigte ſich nichts. Die Räuber fühlten Hunger, ſie beſchloſſen, in die Küche des Wirthshauſes zu Unterlaudenbach (auf der Chauſſee) einzubrechen, und ſich dort mit Lebensmitteln zu verſehen.

Schon waren ſie im Hofe dieſes Wirthshauſes, ſchon hatten ſie den Einbruch begonnen, als der auf der Schmier *) ſtehende Räuber rief: „es kommt eine Charoette!“ — Alle verließen den Hof, und liefen der durch Laudenbach kommenden Chaiſe auf der Chauſſee nach Hemsbach

*) Wache.

zuvor. Veit Krähmer und Basti sollten den Pferden in die Zügel fallen, allein sie hatten dazu den Muth nicht, und widersetzten sich standhaft dem Antrage; Hölzerlips, der verwegenste, zugleich der stärkste dieser Gesellschaft, erbot sich zu diesem gefährlichen Geschäfte. Mit Leichtigkeit führte er, der schon so manchem Straßenraube beigewohnt hatte, sein übernommenes Werk aus. Die Pferde waren angehalten, der Postillon erhielt vom langen Andres und auch von Köhlers-Andres einige Streiche, und wurde gezwungen, abzusteigen, sich vorn zu den Pferden zu stellen, und diese selbst zu halten.

Rieder und Hanhart, welche schlafend bis zur Stelle des Angriffs gefahren, erwachten erst, nachdem Hölzerlips die Pferde gehalten hatte, während von den andern mit ihren Prügeln auf die Chaise selbst geschlagen wurde, um dadurch die Reisenden in Furcht zu setzen, und zum Herausspringen zu zwingen. Dieser Zweck war schnell erreicht; die beiden Reisenden, aufgeschreckt aus ihrem sichern Schlafe, konnten sich im ersten Augenblick nicht fassen, auch hätte ihnen alle Fassung wenig gefrommt, da sie unbewaffnet waren, und selbst die beste Bewaffnung die Räuber nicht gehindert haben würde, ihre Absicht zu erreichen. Rieder und Hanhart sprangen nach einander aus der Chaise, und erhielten, jeder, so wie er die Chaussee betrat, einen so kräftigen Schlag auf den Kopf, daß sie betäubt zu Boden stürzten.

Zum Glücke für Hanhart war die Betäubung, in welche er verfiel, von längerer Dauer. Er erhielt zwar, ſelbſt in dieſem Zuſtande, noch einige Streiche, aber nur auf den Rücken.

Rieder erwachte aus ſeiner Betäubung in dem Augenblicke, als die Räuber ihm Geld und Uhr abnahmen; ſogleich erhielt er vom langen Andres neue Streiche; der Unglückliche bat, — wie ſelbſt die Räuber in ihren Verhören einſtimmend ausſagten, — um ſein Leben, erbot ſich, Alles herzugeben, was er beſitze, ſuchte durch die Angabe, daß er Vater von ſechs Kindern ſei, das Mitleid des ihn mißhandelnden Räubers rege zu machen. Umſonſt, der lange Andres fuhr fort, mit unmenſchlicher Grauſamkeit auf ihn loszuſchlagen; Rieder fing ihm, auf der Erde ſitzend, den Stock auf; nun rief Andres ſeine Kameraden zu Hilfe. Ehe ſie aber ankamen, hatte er ſchon die geladne Piſtole, welche er bei ſich führte, hervorgezogen, und ſchlug mit dem Kolben und Schloß derſelben den um Barmherzigkeit flehenden Rieder ſo lange auf Kopf und Stirne, bis dieſer den aufgefangenen Stock los ließ, und bewußtlos hinſank. Er wurde nun völlig ausgeplündert.

Während dieſer Mißhandlung hatten Veit Krähmer und Man-Friederich den Koffer, welcher hinten auf die angegriffene Chaiſe gepackt war, mit einem dazu eigens gefertigten, von ihnen mit gebrachtem Inſtrumente unter Hölzerlips Bei-

hilfe erbrochen. Alles, was ſich in dem Koffer befand, wurde geraubt, die Chaiſe ausgeplündert, und dann zogen die Räuber, mit ihrer Beute beladen, wieder zurück in das Gebirge.

An dem ſchon erwähnten Juchehäuschen hielten ſie an, ließen ſich, ohne jedoch in das Häuschen ſelbſt zu gehen, Aepfelwein reichen, bezahlten von dem geraubten Gelde ihren vorigen Zechrückſtand, ſchenkten dem Wirthe eines der geraubten Halstücher, und ſetzten dann ihren Weg tiefer in den Odenwald fort. Unterwegs theilten ſie im Walde die Beute in ſechs gleiche Theile, und verlooſten dieſe unter ſich. Uhren, Ringe und andere Sachen, die ſich nicht theilen ließen, wurden unter ihnen verſteigert, oder, wie die Diebe es nennen, von Einzelnen herausgekauft.

Schon am andern Abend waren ſie wieder im Höllengrund, in der Gegend, aus welcher ſie ausgegangen waren.

II.

Todſchlag des Zahnfranzen Heinrich.

Hölzerlips gab darüber Folgendes an:

„Ein gewiſſer Peter Willmann, vulgo Lorenzen-Peter, oder vielmehr deſſen Schwiegermutter, vulgo die Kropf-Jakobin, waren ungefähr drei oder vier Wochen vor dem Todſchlag des Zahnfranzen Heinrich, mit Zahnfranzen Martin und Henerle, dann deren Schweſter, Kathrine, in

der Porzellain-Fabrik zu Rettersheim am Main beisammen. Die Kropf-Jakobsin, welche Gold bei sich hatte, gab vor: es sei ihr von der Kathrine eine Karolin entwendet worden, worüber ein großer Zank unter ihnen entstand."

„Einige Wochen darauf war ich mit dem Lorenzen-Peter in einem Dorfe unweit Darmstadt zusammen, und da mich dieser aufforderte, zu der Zahnfranzischen, welche er auf dem sogenannten Linsenhäuschen wußte, zu gehen, indem er noch einen Tragkorb bei jener stehen habe, so ging ich mit, und traf unfern des Linsenhäuschens die beiden Brüder Martin und Heinrich Delis, dann noch einen andern Mann an."

„Gleich bei der Zusammenkunft gab Lorenzen-Peter dem Henerle Schläge, worauf ich unverzüglich davon eilte. Erst in der Nacht kam Lorenzen-Peter blutend und ganz zerschlagen nach Hause, forderte mich gegen Morgen abermal auf, mit ihm in die Gegend des Linsenhäuschens zu gehen, um ihm seinen verlornen Hut und ein Pfeifenrohr suchen zu helfen. Nur auf Peters Versicherung, daß die andern nicht mehr dort seien, ging ich mit ihm, welcher voraneilte, und nachdem ich lange dessen Rückkunft erwartet hatte, kam ich auch vorwärts, und zwar bis an das Linsenhäuschen hin, welches ich zu umgehen suchte."

„Aber die beiden Brüder Delis hatten mich schon wahrgenommen, kamen aus dem Häuschen, bewillkommten mich recht freundlich, und nöthig-

ten mich, mit ihnen in die Stube zu gehen. Wir ſetzten uns an einen Tiſch, aber ſie wußten es ſo einzurichten, daß ich meinen Platz hinter dem Tiſch erhielt, und ſo von den beiden und dem auch gegenwärtigen großen Mann, welchen ich Tags vorher ſchon bei ihnen ſah, ganz eingeſchloſſen wurde. Da ich wußte, welche feindſeligen Geſinnungen die Brüder Delis gegen mich hegten, ſo ergriff mich eine große Angſt, und ich gab eine Viertelkrone für Branntwein her, um ſie mir geneigter zu machen. Während wir tranken, zog Martin Delis plötzlich ſein Meſſer, und ſtach mich in den Arm, Henerle gab mir mit einem Stock einen Streich auf den Kopf, und nun ſchlugen beide äußerſt heftig und ſo lange auf mich, bis ich ohnmächtig unter den Tiſch ſank, worauf mich der große Mann zur Thüre hinauswarf. Hier erholte ich mich wieder, und kam Morgens um acht Uhr in meine Herberge zurück, wo mir die Wunden ausgewaſchen wurden."

„Als die Frau des Lorenzen-Peter ſah, wie ich zugerichtet war, ging ſie fort, um ihren Mann zu ſuchen. Erſt Nachmittags vier Uhr kehrte ſie wieder zurück, ſagte zu mir: „Ach Gott! ſie ſchlagen ſich wieder!" — und forderte mich zugleich auf, mit ihr auf einen anderen nahen Ort zu ziehen. Ich zog mit ihr dahin. Abends gegen ſieben Uhr kam Lorenzen-Peter und ſagte zu mir: „Bruder, ich habe dem Henerle die Schläge wieder zurückgegeben, die du erhalten haſt!" — Auf meine

Aeußerung: „Wenn du ihm nur keinen Schaden gethan haſt!“ — erwiederte Peter: „Ich habe ihm nur die Hoſen verſohlt!“ —

„Am folgenden Morgen kam die Frau des Zahnfranzen Martin in dieſen Ort, brachte die Nachricht, daß Henerle todt geſchlagen worden ſei, und verlangte die Arretirung des Lorenzen-Peter. Wirklich wurden auch deſſen Frau und Schwiegermutter arretirt, Peter aber entſprang, ſchwamm durch den Rhein, und hat ſich bisher jenſeits des Rheins aufgehalten.“

„Ohngeachtet Niemand verlangte, daß ich arretirt werden ſollte, ergriff mich doch unwillkührlich eine Furcht, und ich verließ den Ort. — In der Folge erfuhr ich, daß man auch mich mit Steckbriefen verfolgt habe, und dieſes war die Urſache, warum ich das Darmſtädtiſche Gebiet vermieden habe.“ —

So deponirte Hölzerlips und ſuchte jede Schuld an dieſem Morde von ſich zu wälzen. Doch vermochte er nicht, den weiter angezeigten Umſtand zu läugnen, daß er am Morgen nach der That mit dem Lorenzen-Peter auf das Linſenhäuschen gegangen ſei, um nach Henerle zu ſehen; noch ſchwerer wurde er dadurch beſchuldigt, daß Peter Heinrichs Hannadam, auf welchen er ſich zum Beweiſe ſeiner Unſchuld berief, den Angaben des Hölzerlips widerſprach, und daß Martin Delis feſt auf der Behauptung verharrte, Lorenzen-Peter und Hölzerlips hätten ſei-

nen Bruder und ihn ſchlafend unter einem Baume überfallen und jenen erſchlagen.

Es ergab ſich aus der Unterſuchung, daß Hölzerlips an der Ermordung des Zahnfranzen Heinrich Theil habe.

III.

Straßenraub bei Gelnhauſen.

Hölzerlips war mit Pfeifer, Baſti und Johann Werner, vulgo Wuttwuttwutt, auf Entwendung eines Branntweinkeſſels ausgegangen, welchen ihnen Pfeifer verrathen hatte.

Im Hinwege nach dem Dorfe, in welchem dieſer Keſſel geraubt werden ſollte, jenſeits Wehrtheim, hinter Gelnhauſen, auf dem Aufenauer Berge fuhr eine Chaiſe, in welcher ſich zwei franzöſiſche Offiziere befanden, an ihnen vorüber. Pfeifer machte den Antrag, der Chaiſe nachzueilen und ſie zu berauben. Sein Antrag wurde angenommen. Wohl eine halbe Stunde Wegs liefen ſie dem Wagen nach, ohne ihn erreichen zu können. Schon bekam Hölzerlips das Milzſtechen, und mußte zurückbleiben; da nahm Pfeifer noch einmal ſeine Kräfte zuſammen, und es gelang ihm, die Chaiſe einzuholen. Er fiel ſogleich den Pferden in die Zügel, und hielt ſie feſt, bis die Andern beikamen. Im Augenblicke dieſes Beikommens ſchoß einer der Officiere mit einer Piſtole nach Pfeifer. Dieſer wähnte, er ſei getroſ-

ſen und ſchrie daher den Andern zu: „Ihr lieben Brüder, ich kann nicht mehr, ich habe meinen Theil, nun macht ihr es fertig!“

Alſo gleich übernahm Hölzerlips die Pferde und zwang den Kutſcher, abzuſteigen. Inzwiſchen hatte Pfeifer ſich von ſeinem Schrecken erholt, nahte mit den Andern der Chaiſe ſelbſt, und forderte den Officieren ihr Geld ab. Er erhielt fünfzehn Goldſtücke.

Während dieſem ſchlugen Baſti und Wuttwuttwutt heftig auf das Dach der Chaiſe, um die Officiere dadurch zum Herausſpringen zu verleiten. Ihre Abſicht wurde erreicht. Im Herausſpringen hieb aber einer der Officiere mit entblößtem Säbel nach Wuttwuttwutt; dieſer glaubte, der Streich werde nur mit einem Stock auf ihn geführt, und hob, um ihm zu pariren, den Arm vor, wodurch ihm der linke Vorderarm halb durchgehauen wurde. Die Officiere ergriffen die Flucht. Nun plünderten die Räuber die Chaiſe aus, und erbrachen den Koffer, in welchem ſich noch einige Päcke Geld und verſchiedene Kleidungsſtücke fanden.

Sie theilten das Geraubte im Walde unter ſich; nach Angabe des Hölzerlips erhielt jeder Räuber als ſeinen Antheil 59 fl. 20 Xr. baares Geld.

IV.

Beraubung eines Fuhrmannskarren auf der neuen Herberge zu Lieblos.

Was die Größe des Werths der geraubten Sachen betrifft, so ist dieser Raub der bedeutendste. —

Hölzerlips, Krähmer Mathes und der kleine Johann waren in einer Nacht ausgezogen, um in einem Wirthshause das Zinn aus der Küche zu stehlen. Veit Krähmer war auch eingeladen, er konnte aber nicht mit von der Partie seyn, weil ihm seine Füße den Dienst versagten, denn er war mehrere Nächte nach einander auf Diebstähle ausgegangen gewesen, hatte aber nie etwas ausführen können, und blos müde Füße davon getragen.

Die Diebe konnten in dem Wirthshause, wo sie das Zinn rauben wollten, ihre Absicht nicht erreichen, weil der Wirth eine neue Mauer um seinen Hof herum hatte aufführen lassen, auch sich ein sehr wachbarer Hund im Hofe befand. Sie zogen von da ab, und auf gutes Glück weiter.

So gelangten sie auf die neue Herberge bei Lieblos. Im Hofe derselben standen drei bepackte Fuhrmannskarren. Die Räuber schnitten, ohne daß der Wächter, welcher unter einem andern Karren gelegen zu haben behauptete, es gewahrte, einen Karren auf, und nahmen daraus ein Kästchen von Tannenholz, welches sie, einige Büch-

fenſchüſſe weit von der Herberge hinwegtrugen, dann erbrachen und darin lauter weißes, feines Zeug fanden. Sie packten dieſes Zeug in die Säcke, welche ſie bei ſich hatten, und trugen es zuerſt in das Wirthshaus zu Lützelhauſen. Dort wurde es zweien Juden feilgeboten. Da man aber nicht des Handels einig werden konnte, ſo wurde die geraubte Waare weiter auf ein Wirthshaus bei Hanau gebracht, und den Wirthsleuten in Verwahrung gegeben.

Hölzerlips, Krähmer-Mathes und Veit Krähmer, welcher dazu vom kleinen Johann um 3 fl. gedungen worden war, holten die Säcke in der folgenden Nacht in dieſem Wirthshauſe ab, und trugen ſie auf die Ober-Piskheimer Mühle. Dorthin gingen die Weibsleute dieſer Bande, packten den Inhalt der Säcke in Krämerkaſten und begaben ſich damit in den Wald bei Oſtheim, wo die Räuber ſich gelagert hatten, und wohin, nebſt mehreren andern, auch der alte, erfahrne Räuber und vorzüglich geſchickte Baldowerer,*) Porzellan-Hannes genannt, gekommen war. Dieſem wurde das geraubte Zeug vorgewieſen, und er erbot ſich, durch ſeine Tochter den Verkauf beſorgen zu laſſen. Wirklich ſetzte dieſe auch ſogleich das ſämmtliche Zeug ab, und überbrachte den Räubern für jedes Stück 3 fl. 6 Xr.

Die geraubte Kiſte hatte 88 Stücke Batiſt

*) Ausſpäher.

enthalten, deren Werth 12332 Francs betrug. Da der Fuhrmann nachgewieſen hatte, daß er bei Emmel, dem Wirthe auf der neuen Herberge, gute Bewachung ſeines Wagens beſonders beſtellt und zugeſichert erhalten habe, ſo mußte Emmel, zu ſeinem gänzlichen Ruine, den Erſatz des ganzen Schadens leiſten.

V.

Raub bei Aſchaffenburg auf der Speſſarter Straße.

Die Räuber, unter Hölzerlips Anführung, waren ausgegangen, um in der Nacht einen Fuhrmannskarren vor einem Wirthshauſe aufzuſchneiden und zu berauben. Es wurde auch wirklich einer aufgeſchnitten, da ſich aber fand, daß er blos Säcke mit Wolle enthalte, ſo verließen ihn die Räuber und ſetzten ihren Weg weiter fort.

Oberhalb Aſchaffenburg fanden ſie in einem Dorfe wieder Frachtwagen vor einem Wirthshauſe ſtehen; es befanden ſich aber Hunde dabei. Der kleine Johann war auf dieſem Fall mit Krähenaugen verſehen und brachte auch wirklich den Hunden welche bei. Es krepirte aber nur einer der Hunde, und ſie mußten ihr Vorhaben aufgeben. Am andern Morgen hatten ſie die Frechheit, im nämlichen Wirthshauſe einzukehren und ſich von dem Wirthe die Vergiftung ſeines Hundes erzählen zu laſſen. Sie zogen dann weiter, um in der folgenden Nacht bei einem im Walde

liegenden, einzelnen Wirthshauſe, vor welchem auch Frachtwagen zu halten pflegten, ihr Heil zu verſuchen. Sie kamen an, fanden aber keine ſolchen Wagen und kehrten wieder zurück.

Auf dieſer Rückkehr fuhr eine Chaiſe an ihnen vorüber. Der Räuber Hannfriedl verſuchte den Koffer abzuſchneiden, er war aber angeſchraubt, oder mit Ketten feſtgemacht, und darum mißlang der Verſuch. Die Reiſenden in der Chaiſe hatten inzwiſchen Unrath gewittert, und ſahen ſich nach dem Koffer um. In demſelben Augenblicke ſprang der kleine Johann, welcher der Chaiſe gefolgt war, an die Pferde hin, und ſchlug das eine mit einem Steine nieder. Die andern kamen nun auch und ſchlugen mit ihren Prügeln auf den Chaiſenkaſten. Die Reiſenden, welche das Kommando des Hölzerlips: „Haltet die Pferde an, werft die Chaiſe um!“ — und das Schlagen und Werfen auf die Chaiſe bange gemacht hatte, ſprangen heraus und entflohen; auch der Kutſcher entſprang. Sämmtliche wurden mit nachgeworfenen Steinen und Prügeln verfolgt, entkamen aber glücklich.

Die Räuber brachen nun mit Gewalt den Koffer ab, zertrümmerten und plünderten ihn; ſie waren eben im Begriffe, auch den Chaiſenkaſten auszurauben, als, auf die von den Entflohenen gemachte Anzeige, ſchon Hilfe herbeikam. Die Räuber entliefen in den Wald, und verließen ihren Raub ſo eilig, daß mehrere Rollen Geld,

zwölfhundert Stück Brabanter Thaler im Fond der Chaise zurückblieben.

Kaufmann Soltel von Nürnberg, welcher sich unter diesen Reisenden befand, hatte allein, nach eidlicher Angabe, einen Verlust an Geld und Effecten von 1200 fl.

VI.

Straßenraub bei Mosbach.

Der königlich würtembergische Quartiermeister Bernhard Ovenlog, welcher nach eingetretener Nacht von Ablasterhausen in einer Miethkutsche abreiste, wurde in einem Walde, jenseits Obrigheim, eine halbe Stunde davon, zwischen sechs und sieben Uhr Abends, plötzlich von sieben Männern umringt, welche, von beiden Seiten aus dem Walde hervorspringend, Händel an dessen Fuhrmann suchten. Als Ovenlog diesem weiter zu fahren gebot, schlugen diese Männer, welche er nun gleich für Räuber halten mußte, wie auf einen Wink auf ihn und den Führmann, mit grossen, dicken Prügeln los.

Ovenlog, der schon von den drei ersten Hieben auf den Kopf betäubt in den Wagen zurückgesunken war, wurde herausgerissen, beraubt und dann losgelassen. Man hatte ihm auch seine Mütze, und, nebst seinem Oberrock, den Frack genommen, solche aber, auf Befehl des Hölzerlips, welcher das Kommando führte, ihm wieder zurückgegeben, doch behielten sie den Oberrock, wa-

ren aber ſo aufmerkſam, aus deſſen Taſche die Schlüſſel zu nehmen, und ſie Ovenlog zu geben.

Nach Ausſage der Räuber wurden Mütze und Frack dem Beraubten zurückgegeben, weil es ſehr kalt war und der Herr ſie dauerte, noch ſo weit in Hemdeärmeln mit bloßem Kopfe fahren zu müſſen.

Ovenlogs Beraubung währte beinahe eine halbe Stunde; die Räuber waren ſo gefällig, dem Fuhrmann zu helfen, ſein gefallnes Pferd aufzurichten und wieder anzuſpannen.

VII.

Straßenraub.

1) Beim Baſtelshof.
2) Im Königſteiner-Walde.
3) Bei Dörnigheim.
4) Im Büdinger-Walde.

VIII.

Beraubung.

1) Des Handelsmannes Schlink von Pensheim.
2) Der Bauernwagen bei Frankfurt.
3) Zweier Metzger im Königſteiner-Walde.
4) Eines Reiters.
5) Zweier Juden im Walde bei Hainchen.

IX.

22 Einbrüche und Diebſtähle.

Urtel

in

Unterſuchungsſachen

gegen

Philipp Lang, vulgo Hölzerlips, aus Roth im Naſſauiſchen,

wegen Mord, Straßenraub, Einbruch, Diebſtahl und Vaganten-Leben

wird auf amtspflichtiges Verhör, gehörte Vertheidigung und erſtattete Vorträge zu Recht erkannt:

„daß Philipp Lang des Straßenraubs mit Mord auf der Bergſtraße und weiterer 15 Straßenräube und 22 Einbrüche und Diebſtähle

für ſchuldig einbekannt und überwieſen zu erklären, daher, ihm zur gerechten Strafe, andern zum warnenden Beiſpiel, **mit dem Schwert vom Leben zum Tod zu bringen iſt, und wird der** Verbrecher zum Erſatz der Koſten, ſo weit ſein hinterlaßnes Vermögen zureicht, mit Ausnahme der auf ſeine Hinrichtung ergehenden Unkoſten, verurtheilt.

V. R. W.

Deſſen zu Urkund iſt gegenwärtiger Urtelsbrief nach Verordnung des großherzogl. badiſchen Oberhofgerichtes ausgefertigt und mit dem größern Gerichts-Inſiegel verſehen worden.

So geſchehen Mannheim, den 2. Junius 1812.

Frhr. v. Drais. (L. S.) Dr. Baum. vdt. Schott.

Wir Carl, von Gottes Gnaden Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen, Landgraf von Nellenburg, Graf zu Hanau ꝛc. ꝛc.

wollen der Gerechtigkeit ihren Lauf laſſen; welcher Wir mittelſt eigenhändiger Unterſchrift und unter Beidruckung unſers größeren Juſtiz-Miniſterial-Inſiegels beurkunden. Karlsruhe, am 27. Juni 1812.

Carl.

Frhr. von Hövel. (L. S.)

Auf beſondern höchſten Befehl
G. Walther.

Es wurde zur Publication des Urtheils Dienſtag der 28. und zur Execution*) Freitag der 31. Juli 1812 beſtimmt, auch jede erforderliche Anſtalt getroffen, um die Vollziehung mit Sicherheit vor ſich gehen zu laſſen, und jedes, bei ſolchen Fällen leicht mögliche, Unglück zu verhüten.

*) Mit Hölzerlips wurden noch drei Verbrecher hingerichtet, deren Geſchichte ich in den folgenden Bänden erzählen werde.

Nach der gemachten Bestimmung wurde die Verkündigung des Urtheils an dem festgesetzten Tage bewirkt. Es war gelungen, den Inquisiten bis zu dem Augenblicke seiner Vorführung in gänzlicher Unkunde des Einlangens des Urtheils zu erhalten, und er würde dessen Dasein wirklich erst im Gerichtssaale erfahren haben, wenn nicht das ganz außerordentliche Zusammenlaufen der Menschen und der Anblick des Militairs ihn aufmerksam gemacht und ihm verrathen hätte: es gehe etwas besonders vor. Und was konnte anders vorgehen, als die Urtheilsverkündigung?

Nachdem das Gericht seine Sitze eingenommen hatte, und Hölzerlips vortreten sollte, mußte man ihm einige Zeit lassen, um sich zu sammeln, indem der Anblick der Menge und das Vorgefühl dessen, was folgen werde, auffallend auf ihn eingewirkt hatte. Doch trat er mit Frechheit vor, sprach sogleich von seinem Todesurtheile, als ob es schon verkündet sei und erklärte es für ungerecht.

Die Thüren öffneten sich und das Todesurtheil wurde Hölzerlips, nebst der Bestätigung des Großherzogs verkündet, wie auch, daß der Morgen des 31. Juli seine Todesstunde herbeiführe. —

Hölzerlips verlangte, daß man sein Weib und seine Kinder von Darmstadt hierher bringen solle. Man bemerkte ihm hierauf, daß die Gewährung dieser Bitte unmöglich sei, weil seine Frau bereits von Darmstadt entlassen, und ihr

jetziger Aufenthalt unbekannt, jedes ſeiner Kinder aber fern von Darmſtadt in Penſion gegeben ſei.

Man befragte nun Hölzerlips, ob er einen Geiſtlichen verlange, und er erklärte: „Ich verlange drei Pfaffen, einen katholiſchen, einen lutheriſchen und einen reformirten; — den, der mir am beſten gefällt, behalte ich, die andern jage ich fort.“ — Es wurde ihm das Unſchickliche einer ſolchen Aeußerung dargethan, er beharrte aber mit Heftigkeit dabei. Um ihn auf eine andere Weiſe zu faſſen, erwiderte man ihm:

„Man wird dir den Rewwe*) ſenden!“

Er erwiderte:

„Ja den Rewwe-Moſche,**) den könnte ich brauchen, wenn ich Boder***) wäre; nun verlange ich ihn nicht; — aber einen Kapuziner will ich haben.“ — Nur mit höchſtem Ernſte und untermiſchter Laune konnte man ihn dazu bringen, es dem Stadtdirector von Heidelberg, Dr. Pfiſter†) zu überlaſſen, ihm einen braven Geiſtlichen zuzuführen. Dieſen begleitete Pfiſter am Nachmittage nach der Morgens bewirkten Urtheils-Verkündigung zu Hölzerlips, um ihm leichter mit demſelben bekannt zu machen, und um, im Falle er

*) Rabbiner.

**) Eine Art Chlamonet, jenes Inſtruments, welches zum Durchfeilen der Gitter, Ketten ꝛc. ꝛc. dient.

***) Los von Feſſeln.

†) Verfaſſer der: „Geſchichte der Räuberbanden im Odenwalde ꝛc.“ ein ausgezeichneter Criminaliſt.

unartig werden wollte, gleich bei der Hand zu seyn.

Trotz seiner erklärten Bereitwilligkeit zur Bekehrung empfing Hölzerlips den Geistlichen noch barsch und frech, und hörte nicht auf, bald diese, bald jene unsinnige Bitte aufzustellen. Kaum hatte ihn Abends der Geistliche verlassen, so simulirte er eine Ohnmacht und verlangte: „der Pfaffe sollte die ganze Nacht bei ihm bleiben.“ — Er fand kein Gehör, lärmte noch eine geraume Zeit in seinem Gefängnisse fort, und wurde erst gegen 2 Uhr Morgens still.

Die Reden und Gebete des so würdigen Kirchenrathes Wolf, der die Belehrung und Bekehrung des Hölzerlips übernommen hatte, brachten den Inquisiten zur vollsten Selbsterkenntniß, und mit Ergebung und wahrer Andacht empfing er, nach abgelegter Beichte, das Abendmahl.

Da Hölzerlips nach der, von ihm jedoch widersprochenen Anzeige eines Inquisiten, des stumpfarmigen Zimmermanns, früher einmal in den Gefängnissen geäußert hatte: „In der letzten Nacht wolle er einen Streich machen, an welchen man denken werde; — man solle die Freude nicht haben, ihn hinrichten zu sehen;“ — so ließ man ihn Abends noch einmal genau visitiren; — und siehe da! es fand sich bei ihm, zwischen jeder Socke seiner Strümpfe und dem platten Fuße, die Hälfte einer Scheere. Er ließ sie sich stillschwei-

gend nehmen, ohne zu ſagen, wo er ſie erhalten, wozu er ſie beſtimmt gehabt.

Schon mit Anbruch des 31. Juli waren die Blutfahnen auf dem Balcon des Rathhauſes zu Heidelberg aufgeſteckt worden.

Hölzerlips wurde Morgens 5 Uhr aus ſeinem Gefängniſſe in das Rathhaus, unter militairiſcher Bedeckung, gebracht, ihm das weiße Todtenkleid angezogen, und er dann in einer beſondern Stube unter dem Zuſpruche des Geiſtlichen gelaſſen.

Nach 8 Uhr verſammelten ſich in feierlicher Auffahrt die Beamten, und um halb 9 Uhr fuhr eben der Stadtdirector zum Rathhauſe. — Um halb 10 Uhr wurde das Blutgericht zum erſten, und um drei Viertel auf 10 Uhr zum zweiten Mal angeläutet. —

Mit dem Schlage 10 Uhr ertönte das dritte Zeichen der Glocke, und mit dieſem ſetzte ſich der geſammte Rath der Stadt Heidelberg mit dem Ober- und dem zweiten Bürgermeiſter in Bewegung, um als Urkundsperſonen dem Acte beizuwohnen. Im feierlichen Zuge begaben ſie ſich auf den hierzu gehörig bereiteten Gerichtsplatz auf dem Markte, unmittelbar vor dem Rathhauſe, und erwarteten, vor den zu beiden Seiten des Platzes für ſie aufgeſtellten, ſchwarz überzogenen Stühlen ſtehend, die Ankunft des Gerichts; der Ober- und der zweite Bürgermeiſter trugen die Gerichts-Stäbe. —

Das Gericht, aus dem großherzogl. Stadtdirector Pfiſter, dann den großherzogl. Stadt-Amtleuten, Weber, von Pötz und Wilkens gebildet, zog, unter der Vortretung der 4 Gerichtsdiener mit Partiſanen, in den Gerichtsplatz ein, und nahm auf dem ſchwarzbelegten, erhöheten Theile, an dem ſchwarz decorirten Gerichtstiſch ſeinen Sitz.

Nun wurde Hölzerlips, begleitet von dem Geiſtlichen, mit Wache vorgeführt und erhielt, dem Gerichte gegenüber, ſeinen Sitz angewieſen.

Die Richter hatten ihre entblößten Degen auf dem Gerichtstiſche kreuzweis vor ſich liegen; der Ober- und zweite Bürgermeiſter überbrachten dem Director die Stäbe.

Der Stadtdirector gebot mit einem Schlag mit dem Stabe und einem lauten Ruf:

Stille!

Die 4 Gerichtsdiener, welche mit den Partiſanen an den 4 Ecken des Gerichtsplatzes ſtanden, riefen, einer nach dem andern, ſich gegen die zahllos verſammelte Menge wendend:

Stille!

Der Stadtdirector: „Herr Amtmann Weber, ich frage Sie: ob dieſes gegenwärtige Blutgericht nach den Vorſchriften unſerer Geſetze und nach unſerem Gerichtsgebrauche gehörig beſetzt ſey?“

Amtmann Weber: „Es iſt es.“

Der Stadtdirector: „Herr Amtmann von Pötz, ich frage Sie: In weſſen Namen

iſt dieſes Blutgericht zu eröffnen und zu hegen?“

Amtmann von Pöz: „Im Namen des allmächtigen Gottes;

Im Namen Sr. Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden, unſers allergnädigſten Fürſten und Herrn, und

Im Namen höchſt deſſen nachgeſetzter höchſt- und hochpreißlichen Juſtiz-Collegien.“

Der Stadtdirector: „Herr Amtmann Wilkens, ich frage Sie: ob es gerechte Zeit ſei, dieſes Blutgericht zu eröffnen?“

Amtmann Wilkens: „Es iſt gerechte Zeit.“

Der Stadtdirector: „Ihr Diener dieſes peinlichen Gerichtes, rufet!“

Die 4 Gerichtsdiener, einer nach dem andern: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!“

Der Stadtdirector, aufſtehend mit entblößtem Haupte, den Stab in der Hand: „Weil dann alſo dieſes Blutgericht gehörig beſetzt, und da es gerechte Zeit iſt, es zu eröffnen; ſo eröffne ich es hiermit, im Angeſichte des Himmels und der Erde!“

Schlag mit dem Stabe: „Im Namen des allmächtigen Gottes, des oberſten der Richter, welcher die Herzen und Nie-

ren der Menſchen ergründet, und die Haare auf ihren Scheiteln gezählt hat."

Schlag mit dem Stabe: „Im Namen Sr. Königlichen Hoheit, Carls, von Gottes Gnaden Großherzogs von Baden, Herzogs zu Zähringen, Landgrafen zu Nellenburg, Grafen zum Hanau ꝛc. ꝛc. unſers allergnädigſten Fürſten und Herrn, und ſeiner nachgeſetzten höchſt- und hochpreißlichen Juſtiz-Kollegien."

Schlag mit dem Stabe: „Kraft meines Amts!"

Nach einer kleinen Pauſe: „Setzen wir uns, meine Herrn!"

Sitzend: „Das Blutgericht iſt eröffnet und gehegt, darum tritt hervor, du, der du, durch deine Verbrechen die Langmuth des Allmächtigen erſchöpft, das Schwert der Gerechtigkeit ſelbſt gegen dich gewendet haſt:

Du, Georg Philipp Lang, vulgo Hölzerlips,

tritt hervor und vernimm wiederholt, hier unter Gottes freiem Himmel, in Gegenwart der von dir beleidigten und gekränkten Menge, vor dieſem Großherzoglichen Blutgericht, das Straf-Urtheil, welches die höchſten Richter dieſes Landes, zwar mit blutendem Her-

zen, aber auch mit der höchſten Gerechtigkeit gegen dich ausgeſprochen haben, — und welches ſelbſt die angeſtammte Milde unſers erhabenſten Souverains nicht zu mildern vermochte, weil gegen Dich Recht ergehen muß — vor Gnade."

„Herr Amtſchreiber Gruber, verkündigen Sie das Urtheil!"

Amtſchreiber Gruber verlas ſtehend das Urtheil. — Bei der Vorleſung der allergnädigſten Beſtätigung erhob ſich das ganze Gericht mit entblößtem Haupte.

Der Stadtdirector: „Mit dem Schwerte ſollſt du alſo hingerichtet werden vom Leben zu dem Tode! — Gerecht, im höchſten Grade gerecht iſt dieſes Urtheil; — verdient von Dir, verdient im höchſten Grade iſt dieſe Strafe! — Dein Leben iſt verwirkt; — auf dieſer Erde iſt für Dich kein Bleibens mehr; — ich zerbreche mit dieſem Stabe (er wurde gebrochen und dem armen Sünder vor die Füße geworfen) zugleich das Band zwiſchen der Menſchheit und Dir. — Nur bei Gott kannſt Du noch Gnade finden! — Wehe hier über Dich! — Wehe!! — Wehe!!!"

Die Beamten: „Wehe! Wehe!! Wehe!!!"

Die Gerichtsdiener: „Wehe! Wehe!! Wehe!!!"

Nach einer Pauſe erhob ſich der Stadtdirecter von ſeinem Sitze, trat vor den Gerichtstiſch und ſprach: „Allmächtiger! Allgütiger! Allbarmherziger Gott! Ich danke Dir mit gerührtem Herzen, daß Du mich das Härteſte vollbringen ließeſt. — Der Nachrichter trete hervor!“

Er erſchien.

Der Stadtdirector: „Nachrichter, ich übergebe den hier vorſtehenden armen Sünder, Georg Philipp Lang, Euch und Eueren Gehülfen, und befehle Euch bei Euerem Eide: ihn in Gemäßheit des vom großherzoglichen Oberhofgerichte ausgeſprochenen und von Sr. Königl. Hoheit allergnädigſt beſtätigten Urtheils, wovon ich Euch hiermit eine Abſchrift reiche, zu richten mit der Schärfe des Schwertes der Gerechtigkeit, vom Leben zum Tode. — Thuet nun Euere Schuldigkeit; wir haben die unſrige gethan.“

Nach einer Pauſe: „Das Blutgericht iſt geendet!“

Das Gericht erhob ſich nebſt den Urkundsperſonen, warf ſeine Sitze um und entfernte ſich im Zuge auf das Rathhaus.

Nachdem Hölzerlips entfeſſelt, von dem Knechte des Nachrichters gebunden, und auf den dazu bereiteten Wagen gebracht worden war, auf wel-

chem auch der Geiſtliche Platz nahm, fuhr das Gericht, von der Heidelberger Bürger-Cavallerie escortirt, auf den Richtplatz ab. —

Man fand hier bei der Ankunft den Kreis durch die dazu beſtellte Bürgerſchaft von Heidelberg gehörig um das errichtete Schaffot geſchloſſen, die Ein- und Ausfahrt und die übrigen Umgebungen durch das großherzogliche Militair-Commando hinlänglich geſichert und eine unüberſehbare Menge Volks verſammelt. —

Das Gericht nahm auf der für daſſelbe errichteten, dicht an das Schaffot anſtoßenden, ſchwarz belegten, durch Draperie decorirten, erhöhten Tribune am ſchwarz bedeckten Tiſche auf ſchwarz überzogenen Stühlen, ſeinen Sitz. —

Unmittelbar nach der Abfahrt des Gerichts war Hölzerlips, unter Bedeckung eines Großherzoglichen Dragoner-Commandos zu Pferd und der Heidelberger bürgerlichen Grenadier Compagnie nach der Richtſtätte abgeführt worden.

Nachdem der arme Sünder unter Aſſiſtenz des Geiſtlichen auf dem Schaffote angekommen war und auf der rechten Seite deſſelben ſeinen Sitz eingenommen hatte, gebot der Stadtdirector:

„Stille!“

Die 4 Gerichtsdiener wiederholten dieſes Gebot.

Der Stadtdirector erhob ſich von ſeinem Sitze und ſprach:

„Im Namen Sr. Königlichen Hoheit, Carls, von Gottes Gnaden Großherzogs zu Baden, Herzogs zu Zähringen, Landgrafen zu Nellenburg, Grafen zu Hanau ꝛc. ꝛc., unſers allergnädigſten Fürſten und Herrn, gebiete ich, von Obrigkeitswegen, bei Leib und Gut, dem Nachrichter keine Hinderung zu thun; auch wann ihm, wo Gott vor ſei! etwas mißlingen ſollte, keine Hand an ihn zu legen; — denn auch Er ſteht unter der Geſetze Schutz, und ſollte er fehlen, ſo wird auch ihn ſein Richter finden. Drum Friede ihm! Friede!! Friede!!!“

Die 4 Gerichtsdiener, einer nach dem andern: „Friede dem Nachrichter, Friede!! Friede!!!“

Der Stadtdirector: „Nachrichter, thuet nun, was Eueres Amtes iſt.“

Hölzerlips nahte ſich zwar gefaßt, aber mit ſichtbar innerm Kampfe dem Stuhle; auf ihm ſitzend verlangte er Wein. Er erhielt ihn, und trank im langen Zuge. 25 Minuten nach 12 Uhr flog ſein Kopf vom Rumpfe.

IV.

Die enthüllten Verbrechen.

Unter der Regierung der Kaiſerin Eliſabeth kam die Wittwe eines ruſſiſchen Fürſten, von ihren Gütern im nördlichen Theile des Gouvernements Nowgorod, krank nach Moskau, um einen dortigen berühmten Arzt zu Rathe zu ziehen. Dieſer behandelte die Kranke ſechs Monate lang auf verſchiedene Weiſe, und erklärte zuletzt, nachdem er alle Mittel erſchöpft hatte, daß nur ein längerer Aufenthalt im ſüdlichen Europa ſie ganz wieder herſtellen könne. Die Fürſtin reiſte darauf Anfangs Mai mit ihrer Kammerfrau und einem, dreißig Jahre alten, Diener über Kiew, Lemberg und Krakau nach Wien, wo ſie drei Monate blieb. Hier verſchlimmerte ſich zwar die Krankheit nicht, aber die Veränderung des Klimas brachte auch noch keine ſichtliche Beſſerung in ihrem ſchwächlichen Zuſtande hervor, und ſie beſchloß daher nach Neapel zu gehen und den Winter daſelbſt

zuzubringen. Die Reiſe machte ſie über Trieſt und Venedig.

Kuſtroff, ſo hieß der ſie begleitende Diener, war ein gewandter, verſtändiger und beherzter Burſche; im Hauſe ſeiner Gebieterin geboren und erzogen, hatte er nie Anlaß zu Klagen gegeben, und die Fürſtin hatte ihn deshalb, und auch weil er fertig italieniſch ſprach, zu ihrem Begleiter gewählt. Kuſtroff beſaß viel natürlichen Verſtand, er war aber auch bösartig, und ein zu häufiger Aufenthalt in beiden Hauptſtädten, ſchlechte Geſellſchaften, zu viel Kenntniß für ſeinen Stand und ein grenzenloſer Ehrgeiz machten ihn zu einem ſehr gefährlichen Menſchen. Durch ſtrenge Hausdiſciplin in Schranken gehalten, hatte er jedoch ſeine fehlerhaften Neigungen unter dem Anſchein von Treue bis zu dem letzten Augenblicke zu verbergen gewußt, wo unerwartete Umſtände denſelben freien Ausbruch verſtatteten.

Die Kammerfrau wurde in Italien plötzlich ſehr krank, und die Fürſtin, welche viel auf ſie hielt, ſah ſich daher genöthigt, in einem kleinen Dorfe, einige Stunden von Bologna, zu bleiben, und einen Arzt aus der nächſten Stadt kommen zu laſſen.

Dieſer erklärte die Kranke nach achttägiger Behandlung zwar außer Gefahr, zeigte der Fürſtin aber zugleich an, daß die Geneſung nur langſam vorſchreite, und die zu Schwache vor drei Wochen nicht im Stande ſeyn werde, die Reiſe

fortzuſetzen. Sie beſchloß darauf, die Kammerfrau in dem, nur acht bis zehn Meilen entfernten Bologna zu erwarten, da ſie auf die Sorgfalt ihrer guten Wirthsleute für die Kranke zählen konnte. Der Tag der Abreiſe wurde feſtgeſetzt. Kuſtroff mußte, auf Befehl ſeiner Gebieterin, für die Kammerfrau ſchriftliche Verhaltungsbefehle aufſetzen, in welchen auch der Gaſthof in Bologna nicht unbemerkt blieb, wo ſie ihre Herrſchaft finden würde. Das nöthige Geld wurde ihr zurückgelaſſen, kurz, es war nichts verſäumt, was die Kranke beruhigen konnte. In der Umgegend ſah man ſich vergebens nach einer Perſon um, welche auf eine kurze Zeit die Stelle der Kammerfrau bei der Fürſtin hätte vertreten können, und Kuſtroff blieb daher ihr einziger Begleiter. Dieſer Umſtand beſtimmte dieſen, bisher ſchwankenden Menſchen zu dem verbrecheriſchen Entſchluß, ſeine Wohlthäterin aus dem Wege zu räumen.

Der Wirth der Schenke des kleinen Dorfes war zugleich Poſthalter, und unter deſſen Knechten befand ſich einer von den Räubern, die früher um die Engpäſſe der Apenninen gelagert waren, der aber, ſchon etwas bejahrt, die den Räubern bewilligte Amneſtie benutzt hatte, um ein rechtlicheres und weniger gefährliches Handwerk zu ergreifen. Seinem Herrn waren ſeine früheren Verhältniſſe unbekannt, ſeine Kameraden aber nannten ihn den alten Sünder. Rolando, ſo hieß der Poſtknecht, fuhr die Reiſenden mit

vieler Gewandtheit, die er früher mit noch größerer Dreiſtigkeit angegriffen hatte. Da ſeine Standesveränderung nur eine Folge der Furcht war, ſo hatte er zwar aufgehört, ein Räuber zu ſeyn, ohne aber deshalb nun ein rechtlicher Menſch zu werden; er ruhte jetzt von Verbrechen aus, aber dieſe Ruhe war nicht nach ſeinem Sinne; und drei oder viermal täglich einen und denſelben Weg zu machen, mußte für ihn, der an gefahrvolle Abenteuer gewöhnt war, unerträglich ſeyn. Oft wunderte er ſich ſelbſt über den Gleichmuth, womit er jetzt zwei oder drei Francesstücke als Trinkgeld von den Reiſenden empfing, da er in ſeinen ſchönen Tagen kühn einen Poſtwagen angegriffen und trotzig alle Koſtbarkeiten deſſelben gefordert hatte. —

Böſewichter werden, gleich tugendhaften Menſchen, durch einen geheimen Inſtinkt zu einander hingezogen.

Kuſtroff errieth Rolando's Charakter; beide ſuchten einander; einige Flaſchen Wein brachten ſie bald näher zuſammen, und beförderten ihre vertraulichen Mittheilungen. Der Poſtillon rückte mit ſeinen Geſtändniſſen zuerſt heraus, und nun durfte Kuſtroff auf ſeine Theilnahme bei ſeinem verruchten Vorhaben zählen. Rolando war ſpät Abends weggefahren, um einen Wagen bis zur nächſten Station zu bringen, und Kuſtroff wartete auf ſeine Rückkehr, die gegen Mitternacht erfolgte. Als Rolando die Pferde beſorgt hatte,

gab Kuſtroff ihm einen Wink zu folgen, und führte ihn nach ſeinem Zimmer, wo des Eingeführten Blick vergnügt auf einen mit kaltem Braten, vier Flaſchen Wein und dem Reſt einer Paſtete beſetzten Tiſch fiel. Der Poſtknecht hatte ſelbſt in den Zeiten ſeiner ehemaligen Größe kaum ein ſo köſtliches Mahl vor ſich gehabt.

Man ſetzte ſich zu Tiſche. Anfangs brachte der verſchlagene Kuſtroff das Geſpräch blos auf gleichgültige Gegenſtände; als aber ſeines Tiſchgenoſſen Appetit geſtillt, und die Flaſchen bis auf die Hälfte der vierten geleert waren, ſagte der Ruſſe halblaut im vertraulichen Tone: „Braver Rolando, wie viel Perſonen haſt Du denn in Deinem Leben ſchon umgebracht?“ —

„Welch eine ungereimte Frage! Der Präſident des Raths der Zehne würde ſich zweimal bedenken, ſie an mich zu richten, wenn ich jemals die Ehre haben ſollte, vor dieſen expediten Excellenzen zu erſcheinen.“ —

„Werde nicht ungehalten, Rolando, Du ſtehſt hier nicht vor einem Tribunale, ſondern biſt bei einem Freunde zu Gaſte, und der Wein befördert die Offenherzigkeit weit beſſer, als das Verhör eines Richters, komm, ſag' mir die Zahl Deiner Heldenthaten.“ —

„Bei meiner Treue, damit darf ich eben nicht groß thun; ich bin von Natur zu gutherzig, und habe immer einen Widerwillen gegen unnütze Mordthaten gehabt. Mehr geldſüchtig als grau-

ſam, habe ich blos die ſich widerſetzenden und ſchwer mit dem Gelde herausrückenden Reiſenden etwas unſanft behandelt." — Bei dieſen Worten fing er an auf den Fingern nachzuzählen. — „Ich hab's, mein Herr Neugieriger; in den zwanzig Feldzügen, die ich in beiden Kalabrien und auf dem Golf de Tenda gemacht, der Teufel ſoll mich holen! wenn ich mehr als eilf Unglückliche Gott oder dem Teufel zugeſchickt habe, und noch dazu, ohne ſie zu quälen; in dieſer Hinſicht haben ſie mir nichts vorzuwerfen." —

„Nun ſo ſchlage ich Dir noch einen vor, um das Dutzend voll zu machen; Gefahr läuft Du dabei nicht, dafür ſtehe ich mit meinem Kopfe." —

„Wie, was verlangſt Du, Kind des Nordens? Beabſichtigſt Du, dieſes alte Gewiſſen aufzurütteln, welches auf den guten Weg zurückzubringen mir nicht leicht geworden iſt? Höre, Freund, Dein Wein iſt vortrefflich, und Du haſt mich wie einen großen Herrn bewirthet, aber ſeitdem ich mich zurückgezogen habe, bin ich träge und furchtſam geworden; zähle daher nicht auf mich. Bei meiner Treue, man würde ſchön empfangen werden, wenn man einem alten Offizier, der ſich auf ſein Schloß zurückgezogen hat, wo er nun ſeine Pfeife hinter dem Ofen ſchmaucht, und ſeinen Pfarrer, durch Erzählung ſeiner Großthaten in der Schlacht, einſchläfert, den Vorſchlag thun wollte, noch einen oder zwei Feldzüge mitzumachen. Nun, ich bin auch ein Held, der ſich

zurückgezogen hat. Seitdem ſich dieſer nervige Arm zu dem beſcheidenen Geſchäft, eine Peitſche in der Luft zu ſchwingen und den Lauf von drei ſchlechten Roſſen zu beſchleunigen, herabgelaſſen hat, ſollteſt Du da nicht glauben, daß er zu der edlen Führung des Dolches und der Piſtolen unfähig geworden ſey? Weil ich einmal das Glück gehabt habe, meinen Körper nicht an der häßlichen Maſchine hängen zu ſehen, ſo will ich nun das Vergnügen koſten, das man empfinden ſoll, wenn man in ſeinem Bett ſtirbt."

„Ja, aber bevor Du dieſes Vergnügens theilhaftig wirſt, wirſt Du Deine elende Exiſtenz auf den Landſtraßen hinſchleppen, wo Du dem Ungemach der Witterung und den Schmähungen der Reiſenden ausgeſetzt biſt. Rolando, Du beſitzeſt nichts?" —

„Vielleicht noch weniger als das, — er hebt bei dieſen Worten eine Brodkrume auf — durch die Mißgunſt des Spieles und den Diebſtahl meiner ſpitzbübiſchen Kameraden, habe ich den Ertrag von zehnjähriger Arbeit verloren." —

„Nun, wenn alſo eine letzte Waffenthat, von der Klugheit geleitet und von dem Geheimniß umhüllt, Dir dazu behilflich wäre, Deine letzten Tage ruhig zu verleben, würdeſt Du ſie zurückweiſen?"

Bei dieſen letzten Worten zog Kuſtroff, ohne auf Antwort zu warten, aus ſeinem Gurt ein Argument, von dem er ſich mehr verſprach, als von

ſeiner Beredtſamkeit, nämlich eine Rolle von 200 Zechinen *), die er auf dem Tiſche herumſtreute, damit ſie auf Rolando um ſo mehr Wirkung thun ſollten. Dieſer verſchlang ſie mit den Augen, und mit vorgeſtrecktem Halſe, um ſie genauer zu ſehen, zog er ſeine Hände von dem Tiſche, da er der Gewalt der Gewohnheit zu unterliegen und das ſchon wegzunehmen fürchtete, was er noch nicht verdient hatte. Sein Schweigen dauerte einige Minuten, als aber der Ruſſe dieſe ſtumme Scene für lang genug erachtete, nahm er kaltblütig die Goldſtücke wieder zu ſich, that ſie in die Rolle und ſteckte ſie zu Rolando's großem Mißbehagen, der traurig und nachdenkend wurde, ſo vergnügt und belebt er vor der Erſcheinung des Goldes auch geweſen war, wieder in den Gurt.

„Warum haſt Du mir dieſen Schatz gewieſen? — rief er mißmuthig; — geſchah es nicht, um mich dadurch zu reizen, eine Sünde zu begehen?“ —

„Im Gegentheile, es geſchah, um Dir eine Anſicht davon zu verſchaffen, was Du im Beſitze haben kannſt, verſetzte Kuſtroff heiter, denn es hängt nur von Dir ab, morgen oder noch lieber heute ſchon die Geldrolle die Deinige zu nennen, ſie enthält 200 Goldſtücke richtig gezählt.“ —

*) Eine italieniſche Goldmünze, die beiläufig den Werth eines ungariſchen Dukaten hat.

„Was ſoll ich dafür thun?“ —

„Nichts beſonderes.“ —

„Nun, was denn?“

„Warte, rücke näher, denn die Mauern der Wirthshauszimmer haben Ohren.“ — —

„So! nun höre: Du kennſt meine Herrſchaft?“ —

„Gewiß.“ —

„Sie iſt ſehr blaß.“

„Wie eine Todte.“ —

„Sehr mager.“ —

„Das iſt wahr, ſie hängt ja faſt nur noch in der Haut und an den Knochen.“ —

„Ja, es ſchmerzt Einen, ſie ſo zu ſehen, ach Rolando! ſie iſt nicht zu retten, und kann nur noch drei Monate leben, der Wiener Doctor hat es mir nicht verhehlt, in drei Monaten allerhöchſtens habe ich das Unglück ſie zu verlieren.“ —

„Das nennſt Du ein Ung'ück?“

„Ja, weil ich dann nichts bekomme, gar nichts. Du kennſt die Undankbarkeit der Herrſchaften; es kümmert ſie wenig, was nach ihrem Tode aus uns wird; unſere ruſſiſchen Damen zumal weiſen den Gedanken an den Tod weit von ſich und thun, als wenn ſie niemals mit ihm Bekanntſchaft machen müßten. Weißt Du, was geſchehen wird, wenn ich nicht vorbaue? Meine Gebieterin iſt noch nicht ſo ſchwach, daß ſie nicht noch Florenz ſollte erreichen können, und dort angelangt, wird ſie wie eine Lampe erlöſchen, der

es an Oel gebricht; dann wird vom Gerichte alles verſiegelt werden; und was werden ſie mir laſſen? ein ſchwarzes Kleid zur Trauer und Augen, um zu weinen! Eine ſchöne Erbſchaft, in der That!" —

„Ja, ſo geht es wirklich zu in unſerm ſchönen Italien." — —

In Italien und überall. Meine Gebieterin hat keine Kinder, ich thue Niemanden Unrecht; alle ihre Erben ſind reich; übrigens hat ſie auch nicht viel bei ſich; aber das, was für ſie Nichts iſt... Merkſt Du nach gerade, was ich will?" —

„Ja, beim heiligen Januarius! ich fange an, Dich zu verſtehen."

Hierauf ſahen die beiden Tiſchgenoſſen einander mit einem hölliſchen Lächeln an, und leerten die letzte Flaſche Syrakuſer, indem ſie mit den Gläſern anſtießen und gleichſam einen Toaſt auf den Tod ausbrachten.

„Da Du mich verſtanden haſt, nahm Kuſtroff das Wort wieder, ſo brauchen wir einander nur zu verſtändigen, denn Alles iſt vorgeſehen und berechnet und Deine alte Erfahrung wird finden, daß ich nichts außer Acht gelaſſen habe. Wir reiſen heute um 11 Uhr, die Kammerfrau bleibt hier." —

„Ich weiß es." —

„Du wirſt fahren, nicht wahr?" —

„Nichts iſt leichter, als das. Sollte zufällig an mir nicht die Reihe ſeyn, ſo wird mir

mein Kamerad die ſeinige für ein Trinkgeld gerne abtreten.“ —

„Braviſſimo! Sag mir, iſt zwiſchen hier und der nächſten Station ein dichtes Gehölz, in welches man fahren könnte?“ —

„Drei für eins.“ —

„Gut, Du wirſt ſchon das dichteſte wählen.“ —

„Die Mittagsſtunde iſt uns günſtig, dann iſt die Landſtraße unbeſucht, weil ganz Italien Mittagsruhe hält.“ —

„Jetzt höre weiter. Mitten im Gebüſche mußt Du plötzlich halten und Deine nur mit Pulver geladene Piſtole gegen mich abfeuern; ich werde dann, als wäre ich tödtlich getroffen, vom Bocke herabfallen, und bis zu dem Augenblicke unbeweglich liegen bleiben, wo Du mit dieſem Dolche“ —

Hier hielt Ruſtroff inne, als wäre ſeine Zunge gelähmt. —

„Nun weiter,“ verſetzte Ro'ando. —

„Nein, ich habe Dir genug geſagt; Deine Erfahrung“ —

„Wie! während Du im Graſe liegſt und Dich todt ſtellſt, ſoll ich allein das Stück Arbeit verrichten?“ —

„Ja, ſo iſt's, denn ich könnte die Hand nicht an die Fürſtin legen: wir Ruſſen ſind von Jugend auf ſo ſehr an Achtung gegen unſere Herrſchaft gewöhnt!“ —

„Cospetto di bacco! das iſt mir ein luſtiger Scrupel. Achtung gegen diejenigen haben, die

man dem Tode weiht. Das iſt Thorheit, mein Junge!“ —

„Thorheit, ſo viel Du willſt, aber ich kann den Stoß nicht thun, und ſo wird ſie in den letzten Augenblicken nicht mit dem Gedanken aus der Welt gehen können, daß ihr eigener Sclave ihr Mörder geworden iſt.“

Kuſtroffs Stimme verrieth bei dieſen Worten eine plötzliche Rührung, die er aber bald wieder bekämpfte und dann mit feſter Stimme fortfuhr: „Rolando! ſprich, kann ich auf Dich rechnen?“ —

„Warum nicht, denn Du biſt es ja, der bezahlt.“ —

„Ich beſchwöre Dich aber, Rolando, laß es die Sache eines Augenblicks ſeyn, und quäle ſie nicht.“ —

„Sey ruhig, ich habe Dir ſchon geſagt, daß ich human bin. Aber es braucht hier keinen Dolchſtoß. Das Blut möchte das ſchöne Wagenfutter verderben, auch leicht Argwohn und Entdeckung herbeiführen. Mit einem einzigen Drucke breche ich dieſem Gerippe das Genick.“ —

Kuſtroff, der von Rolando neue Einwürfe befürchtete, ſtand jetzt ſchnell auf, und zahlte ihm 10 Goldſtücke pränumerando.

„Ich höre im Hauſe Jemand gehen, ſagte er hierauf, ſchleich Dich leiſe in Deinen Stall, und wenn Du Dein Bett erreicht haſt, ſo ſchnarche tüchtig.“ So ſchieden die beiden Böſewichter.

Um 9 Uhr hörte die Fürstin, obschon sie eine eifrige Freundin des griechischen Cultus war, die Messe in der Pfarrkirche und betete inbrünstig. Bei ihrer Rückkehr sah sie ihre Kammerfrau noch einmal und empfahl sie der Wirthin von Neuem. Die gute Frau weinte vor Dankbarkeit und aus Schmerz, die so geliebte Herrin abreisen zu sehen. Um 11 Uhr, als alles bereit war, stieg sie in den Wagen; Kustroff nahm schweigend seinen Platz auf dem Bocke ein, und da Rolando seine drei Gaule die Peitsche fühlen ließ, so flog die Kutsche schnell dahin.

Als sich Rolando nach Kustroff umblickte, ersah er aus der düstern Miene desselben, daß es bei der besprochnen Sache verbliebe. Bald sah man nun rechts von der Landstraße sich ein Gehölz hinziehen, Rolando wies mit der Peitsche darauf hin, und lenkte seine Pferde nach der Richtung, die das dichte Gewölbe der wilden Kastanienbäume bald erreichten. Da die Vorhänge im Wagen niedergelassen waren, so wurde die ohnehin schlummernde Fürstin die veränderte Richtung des Weges nicht gewahr. Eine Viertelstunde nachher hatte die Unglückliche zu leben aufgehört.

Der Mord ward um so dreister verübt, da sich dem Blicke der beiden Mörder oben auf der Anhöhe, wo man die Landstraße weithin übersehen konnte, weder ein Wagen noch eine lebende Seele gezeigt hatte. Rolando, der graue, ent-

ſetzliche Böſewicht, erwürgte die Unglückliche mit ſeinen blutgewohnten, kräftigen Händen. Der entſeelte Körper wurde in eine kleine Schlucht geſchafft und mit trockenem Laube bedeckt. Kuſtroff verſchloß den Wagen ſorgfältig, zahlte dem Poſtillon das verheißene Blutgeld, nahm dann wieder ſeinen Sitz auf dem Bocke ein, und bat ſeinen Führer, nun im ſtärkſten Trabe nach der nächſten Station zu fahren, um ſeines Mitverbrechers ſo bald als möglich los zu werden.

Bei der Einfahrt in das Dorf, wo umgeſpannt werden ſollte, verkündete der Poſtillon durch das Knallen ſeiner Peitſche die Ankunft der Extrapoſt, um den Pferdewechſel zu beſchleunigen. Während dies geſchah, empfahl der kluge Kuſtroff dem neuen Wagenführer ein geräuſchloſes Benehmen, damit ſeine Herrſchaft, welche ſchlafe, nicht erwache. Aber dieſe Vorſicht war ganz überflüſſig, denn keine Menſchenklaſſe iſt wohl unbekümmerter, als die Poſtleute, indem die Menge der durchkommenden Reiſenden bei ihnen alle Neugierde erſtickt. Kuſtroff und Rolando fanden es nicht gerathen, förmlich Abſchied von einander zu nehmen, und nur, als die Pferde anzogen, warfen ſie ſich einen Blick zu, der ihre beiderſeitige Zufriedenheit mit einander zu erkennen gab. Kuſtroff ſpornte ſeinen neuen Führer durch das Verſprechen eines guten Trinkgeldes zur Eile an, und in Italien, ſo wie überall, iſt dieſes ein Mittel, um wie der Wind zu fliegen. Bei Einbruch der

Nacht befand sich der Verbrecher schon weit von dem Schauplatze seines Verbrechens, und seine Angst minderte sich bei jedem Umspannen. Gegen 11 Uhr, in einer stockfinsteren Nacht auf einer Station angelangt, stieg er während des Umspannens in den Wagen, und da ihn der neue Postillon nicht hatte vom Bocke steigen sehen, so konnte es ihm nicht auffallen. Von diesem Augenblicke an gab der nun völlig beruhigte Kustroff die Bedientenrolle ganz auf, und sein Ton und sein Benehmen waren nun das eines Reisenden, der auf das schnellste weiter geschafft werden will, und dafür gut bezahlt.

Entschlossen, an keinem Orte zu verweilen, so lange er auf italienischem Boden wäre, reiste Kustroff durch das prächtige Rom mit der Gleichgiltigkeit, mit welcher ein Reisender durch den unansehnlichsten Flecken eilt. Vor dieser Einfahrt erschrack er nicht wenig, als der Postillon bei seiner Frage, in welches Hotel er ihn bringen sollte, über seine lakonische Antwort: „nach der Post," sich sehr wunderte, denn die Römer sind solche Geringschätzung ihrer Hauptstadt nicht gewohnt. Um jedoch allen Verdacht von sich abzuwenden, setzte er in einem leichten Tone hinzu: „Mein Freund, ich kenne Rom bereits vollkommen, und habe in Neapel wichtige Geschäfte, weshalb ich keinen Augenblick versäumen darf." „A ragione sha Eccellenza," entgegnete der Schwager. Hinter Rom verweilte Kustroff eine halbe Stunde auf der er-

ſten Station, um ein Mittagsmahl einzunehmen, die erſte Mahlzeit, die er nach der Ermordung ſeiner Gebieterin hielt. Denn bis dahin hatten Gewiſſensbiſſe, Furcht und Freude ihn nicht an Hunger denken laſſen. Sein Streben ging vorzüglich dahin, Neapel zu erreichen, wo er erſt die Frucht ſeines Verbrechens zu genießen hoffen durfte, denn bis jetzt ſaß er auf ſeinem Schatze, ohne ſich durch die Anſicht von deſſen Werthe überzeugen zu können. Dieſe Ungewißheit marterte ihn fürchterlich und machte ihn oft die Länge des italieniſchen Stiefels verfluchen.

Seit drei Tagen beſtändig allein, hatte er über ſeine Lage nachgedacht, und verhehlte ſich das Gefährliche derſelben nicht. Mehr habſüchtig, als eitel, ſah er ein, daß er künftig ohne Aufſehn zu machen reiſen, ſein Vermögen den Blicken Aller verbergen und zu keinem Verdachte Veranlaſſung geben müſſe; denn da ihn die geringſte Inkonſequenz verrathen konnte, ſo durfte er nur unerwartet einem Ruſſen begegnen, und er war entlarvt und verrathen. Er beſchloß daher ſich nach einem wohlüberlegten Plane zu benehmen, den er auch mit einer ſolchen Geſchicklichkeit und Ausdauer und einer ſo großen Verſtellung ausführte, wie ſie glücklicher Weiſe bei großen Verbrechern ſelten vorkommt.

In Neapel angelangt, ſtieg Kuſtroff, da es nicht gut zu vermeiden war, in einem der erſten Gaſthöfe ab. Er benahm ſich aber dabei ſehr vor-

ſichtig, und erkundigte ſich erſt, nach mehreren unbedeutenden Fragen, bei den Aufwärtern, die ſeine Sachen auf ſein Zimmer gebracht hatten, ganz unbefangen ſcheinend, ob kein Ruſſe im Hauſe logire? und auf ihre verneinende Antwort ging er, kaum im Stande, ſeine Freude über die erhaltene gute Nachricht zu verbergen, ſchnell zu der neuen Frage über: wie ſich die prima Donna nenne, die jetzt in Neapel Furore mache.

Die Zeit bis zum Abendeſſen wendete er dazu an, alle Winkel und Tapeten ſeines Zimmers genau zu unterſuchen. In einem Flügel des Hauſes logirend, bemerkte er mit Vergnügen, daß ſein Schlafzimmer hinter dem Wohnzimmer zwei maſſive Mauern, alſo keine falſche Zwiſchenwand, keine gefährliche Nachbarſchaft, geheimen Ausgang und heimliche Treppe hatte. Hierüber beruhigt, ſtieg er eine Treppe höher und fand dort einen ſehr großen Boden.

Das Abendeſſen, welches er auf ſein Zimmer beſtellt hatte, kürzte er möglichſt ab, um der Eccellenza si, Eccellenza no der Aufwärter, deren er ſich nicht für würdig hielt, bald los zu werden, und mit dem innigſten Vergnügen vernahm er ihr: felicissima notte, das tauſendmal wiederholte Lebewohl der italieniſchen Abendgeſellſchaften. Er verſchloß hierauf ſein Zimmer, und in die Schlafkammer ſich verfügend, die er eben ſo verwahrte, ſteckte er ſechs Lichter an, um bei dem Geſchäft, das er nun vornehmen wollte, beſſer

ſehen zu können. Dieſes war nämlich kein anderes, als das Inventarium von dem Felleiſen und den Behältern aufzunehmen, und ſich von dem Inhalte derſelben in genaue Kenntniß zu ſetzen.

Die ruſſiſchen Damen reiſen nicht mit ſo wenig Gepäck, als die engliſchen Ladys; letztere ſorgen nur für das Nothwendige und vernachläſſigen den Luxus, die ruſſiſchen Damen hingegen nehmen ihre ganze große Toilette mit auf Reiſen. Da die unglückliche Fürſtin mehrere Höfe zu beſuchen beabſichtet hatte, ſo hatte ſie all' ihr Geſchmeide mitgenommen. Kuſtroff, eben ſo förmlich wie eine Gerichtsperſon, die ein Mobiliar-Inventarium aufnimmt, welches verkauft werden ſoll, ſtellte die vorgefundenen Gegenſtände in einer bewunderungswürdigen Ordnung vor ſich auf, und gewann es ſelbſt über ſich, diejenigen, welche ſeine Neugierde am meiſten in Anſpruch nehmen mußten, vor jetzt noch nicht näher in Augenſchein zu nehmen. Zuerſt legte er auf das Bett die Kleider, das Pelzwerk, das Linnenzeug, und den Putz ſeiner unglücklichen Gebieterin. Bei dem Anblicke dieſer Gegenſtände entſchlüpfte ſeiner Bruſt unwillkührlich ein Seufzer. Zufällig fiel ſein Auge, gerade als er das letzte Kleidungsſtück weglegte, auf einen Spiegel, und er erſchrack über ſeine Bläße und verſtörten Züge, erholte ſich jedoch bald wieder, als er ſich an einen Tiſch geſetzt und das Schmuckkäſtchen geöffnet hatte. Der Tiſch funkelte von dem Feuer der

Diamanten, Rubine, Saphire und einer Menge anderer koſtbaren Steine an Diademen, Gürteln, Kämmen, Hals- und Armbändern, Ohrgehängen, Agraffen, Ringen, Chiffern und allen den Dingen, welche die Kunſt zum Vergnügen der Frauen erfunden hat. Auftroff, von dem Glanz dieſer Reichthümer wie geblendet, blieb eine ganze Stunde im Anſchauen derſelben verſunken. „Dieſes Alles iſt nun dein," ſagte er mit vor Freude halb erſtickter Stimme, „du biſt nun reich, frei und unabhängig."

Er wollte noch hinzuſetzen, „und glücklich," aber er vermochte dieſes Wort nicht über die Zunge zu bringen, da es von einer, zwiſchen Vergnügen und Schmerz getheilten Beklemmung, in ſeine Bruſt zurückgedrängt wurde. Aber ſeine Augen rollten mit Blitzesſchnelle von einem Gegenſtand auf den andern und ſchienen zur Auffaſſung des köſtlichen Anblickes nicht hinlängliche Stärke zu beſitzen. Als er ſich ſattſam an dem Anſchauen gelabt hatte, nahm er die funkelnden Steine in die Hand, veränderte ihre Stellung und legte ſie in Haufen zuſammen, um ihren Schimmer zu vermehren. Dieſer Triumph der Lüſternheit war für ihn um ſo berauſchender, da er den Werth der Diamanten von einem ſeiner genauern Bekannten, einem Genueſen, deſſen Vater ein Juwelenhändler war, in Moskau kennen gelernt hatte, und alſo den Werth ſeines Vermögens ziemlich genau taxiren konnte. Dieſe

Schätzung forderte lange Berechnungen und häufige Aufforderungen an ſein Gedächtniß, zuletzt kam er jedoch zu dem Reſultate, daß der geſammte Schmuck, in Geld umgeſetzt, eine Summe von 90 bis 100,000 Rubel geben würde; ohne ſonderliche Haſt öffnete er hierauf die kleine Kiſte mit dem Reiſeſilber, in welcher ſich auch ein grüner ſammtner Beutel mit 500 Goldſtücken befand, der ihn reichlich für die, dem Rolando bezahlten, 200 Zechinen entſchädigte, die er zur Berichtigung der laufenden Ausgaben und zur Bezahlung der Poſt von der Fürſtin erhalten hatte.

Nach Schließung des Inventariums legte er Alles wieder in gehöriger Ordnung in das Schmuckkäſtchen und in die Schachteln, und verſchloß alles in ſeiner Kommode, nachdem er es ſorgfältig bedeckt hatte. Aus den Kleidungsſtücken ſeiner Gebieterin machte er mehrere Pakete, denn er ſah ein, wie nöthig es für ihn ſei, ſich aller dieſer ihm Gefahr bringenden Sachen zu entledigen. Er hatte ſelbſt nicht einmal den Wunſch, ſie zu verſilbern, da ihm kein Mittel einfiel, ſie ohne Gefahr los zu werden.

Bei Unterſuchung des Hauſes hatte er auf dem Boden einen Haufen alter aufgegebener Mobilien und zerbrochener Kiſten unter dem Dache ſtehen ſehen und ſogleich beſchloſſen, alle die Sachen, von denen er ſich zu befreien wünſchte, unter dieſen Trümmern zu verbergen. Nachts zwei Uhr öffnete er daher leiſe die Thüre, und nach-

dem er ſich überzeugt hatte, daß im Gaſthofe Alles im tiefſten Schlafe liege, ſtieg er mit einer Blendlaterne und der Hälfte der Sachen auf den Boden, kam dann zurück, um das Uebrige zu holen, und legte Alles in alte Kiſten, die er ſorgfältig mit einem Haufen zerſchlagener Breter und alter Lumpen bedeckte. Nach dieſem für ſeine Ruhe ſo wichtigen Geſchäfte ging er unbemerkt wieder auf ſein Zimmer. Wäre nun auch zufällig Jemand auf den Gedanken gekommen, in dieſem alten Plunder zu kramen, und hätte die Pakete gefunden, ſo fragte es ſich nun: „Seit wie lange liegen ſie da? Wer hatte ſie dahin gelegt? und der Verdacht konnte auf einen Reiſenden ohne weibliche Begleitung nicht leicht fallen.

Früh Morgens ging Kuſtroff zu dem Wirthe herunter und ſagte ihm, daß er ſeinen Wagen, weil er ſich nach einem nach Smyrna ſegelnden Schiffe umſehen müſſe, verkaufen wolle. Die Wirthe ergreifen bekanntlich jede Gelegenheit eifrig, wo ſie an den Vortheilen eines Handels dieſer Art Theil nehmen können. Der Wirth war daher auch ſofort bereit, bei dieſem Geſchäfte Mittelsmann zu werden und ſchickte ſogleich nach ſeinem Sattler. Es gebe, ſagte er, im ganzen Königreiche beider Sicilien keinen rechtlicheren Mann. Der Sattler kam, beſah die Berline, einen ſehr hübſchen aber einfachen Wagen, ohne Wappen und Chiffre; nach der Verſicherung des Sattlers aber ſollte er eine Menge von Fehlern

haben, die er nicht hatte, wobei er den Verkäufer mit einer Menge von Kunstausdrücken und Redensarten überschüttete, die der neapolitanischen Zunge sehr geläufig sind: „é un miracolo! una cosa stupenda.“ Das Ende war, daß er den dritten Theil des Werthes dafür bot. Kustroff sah recht gut, daß er es mit zwei Gaunern zu thun hatte, dessen ungeachtet leistete er ihnen nur schwachen Widerstand: denn es lag ihm zuviel daran, sich aller der Sachen zu entäußern, die ihn verdächtig machen konnten. Sobald das Geld bezahlt war, fuhr der Sattler mit der Berline frohlockend ab, und ihr Verkäufer sah sie mit Vergnügen sich aus seinen Augen verlieren.

Im Verlaufe dieses Tages sah sich Kustroff nach einem bescheideneren Wirthshause um, und bestellte bei einem geschickten Tischler mehrere flache Hausirerkästchen zum Juwelenhandel mit geheimen doppelten Boden; dann ging er zu einem Trödler, von dem er einen guten, aber schon getragenen Anzug und eine blonde, ins rothgelbe schillernde Perücke erhandelte. Am nächsten Tage waren seine Kästchen fertig und er kam mit zwei Lazzaroni's nach dem Hotel zurück, um seine Sachen abzuholen. Dem Wirthe sagte er, daß, da das Schiff bereits segelfertig sei, er bei Tagesanbruch an Bord gehen würde. Er verfügte sich darauf in sein Zimmer, zog die erhandelte Kleidung an, über welche er einen weiten Mantel warf, und machte sich mit seinen Sachen nach

einem abgelegenen, wenig beſuchten Wirthshauſe auf den Weg, wo er ſich für einen polniſchen Juden ausgab, der auf den Juwelen-Handel reiſe. Sein Anzug und ſeine Perücke liehen dieſen Worten um ſo mehr anſcheinende Wahrheit, da er die näſelnde Stimme dieſer Leute täuſchend damit verband.

Als Kuſtroff ſah, daß man ihn ohne weiteres für das nahm, was er nicht war, ſo wendete er die nächſten Tage dazu an, eine Menge kleiner Edelſteine einzukaufen, um damit die erſten beiden Behälter ſeiner Juwelenkäſtchen zu füllen. Der dritte war ſo ſehr verſteckt, daß es faſt unmöglich war, ſein Daſein zu vermuthen. Er ſchiffte ſich hierauf auf einer genueſiſchen Feluke ein, die nach Palermo abging, und Tags darauf entſchwand Neapels Geſtade ſeinen Blicken.

Glücklich in Siciliens reicher Hauptſtadt angelangt und jetzt in dem Anzuge eines Juden und mit deren Schlichen vertraut, durfte er es keck wagen, in die Palläſte der Großen zu treten und ihnen ſeine Edelſteine zum Verkauf anzubieten. Als er ſich allmählich ihr Vertrauen erworben hatte, zeigte er ihnen auch aus dem geheimen Behälter einen Halsſchmuck, einen Ring oder Armbänder, und in kurzer Zeit entledigte er ſich ſo mehrerer Stücke zu ſehr guten Preiſen. Da der Verkauf der kleinen Bijouterien ebenfalls großen Gewinn abwarf, ſo beſchloß Kuſtroff dieſem Handel ſich ganz zu widmen und das durch

ein Verbrechen erlangte Vermögen auf eine rechtliche Art zu vermehren.

Nach zweimonatlichem Aufenthalte in Palermo schiffte er sich nach Cadix ein, und reiste dort über Sevilla und Toledo nach Madrid. In diesen vier Städten hatte er das Glück, alle seine Brillanten sehr vortheilhaft an den Mann zu bringen. Dies bewog ihn, in Madrid eine Menge Juwelen zu kaufen, die er in Paris und London wieder absetzte. London war der Endpunkt seiner Reisen, aber nicht seiner Handlungsunternehmungen, die über sein Erwarten glücklich ausfielen.

Die russischen Großen finden an England wenig Geschmack und bereisen es daher selten; dies bestimmte Kustroff, seinen festen Wohnsitz in diesem Lande zu nehmen, wo er weniger, als in den andern europäischen Hauptstädten mit seinen Landsleuten zusammen zu treffen fürchten durfte: denn er konnte es sich nicht verhehlen, daß Jemand, der ihn in Moskau gesehen, wo er sich sechs Monate mit der Fürstin aufgehalten hatte, ihn ohngeachtet seiner gelben Perücke wahrscheinlich wieder erkennen würde. Die Zeit kam ihm jedoch zu Hilfe, und befreite ihn allmählig von dieser Besorgniß.

So verflossen zwanzig Jahre. Kustroff war ein großer Juwelenhändler und ein reicher Mann geworden. War er nun glücklich? Nein! zwei gewaltige Gefühle quälten ihn unaufhörlich; Gewissensbisse quälten sein Herz unausgesetzt und

vergebens ſtrebte er die Erinnerung an das Kaſtaniengehölz bei Bologna aus ſeinem Gedächtniſſe zu entfernen; allnächtlich ſtand ein blutendes Phantom vor ſeinem Bette und oft ſah er dieſe furchtbare Erſcheinung am hellen Tage, und das letzte Aechzen des Schlachtopfers traf ſein Ohr, ja dieſe ſchrecklichen Töne vernahm er ſelbſt mitten in einem Feſtgelage. Die leiſeſte Anſpielung auf heimlichen Mord im Theater machte ihn fliehen, als hätte ihn plötzlich ein Pfeil durchbohrt. Bei ſeinen Verhältniſſen mit den Menſchen verſetzte ihn Alles, was nur im mindeſten Bezug auf ſein Verbrechen hatte, in unbeſchreibliche Trauer. Nicht weniger martérnd war für ihn der Anblick tugendhafter Perſonen, und die Heiterkeit, die ihnen die Tugend gewährte. Seitdem ihn nun ſeine eigene Erfahrung gelehrt hatte, daß man auch ohne Verbrechen reich werden kann, ſah er auf den Anfang ſeines Vermögens nur mit Abſcheu, und hätte er es vermocht, den Theil desſelben, welchen er einer Mordthat verdankte, von dem Uebrigen zu trennen, und das Letztere ruhig zu genießen, ſo würde er ſich für den glücklichſten Menſchen gehalten haben.

Eine, doch weniger ſtarke Urſache ſeines Kummers war ſeine Entfernung vom Vaterlande. Auch das Heimathweh quälte ihn, er fühlte ſchmerzlich die Entbehrung der nördlichen Sitten und Gebräuche und ſelbſt der Strenge des Klimas. Letztere beherrſchte ſeine Einbildungskraft dermaßen,

daß er vor Freude außer ſich war, wenn ein ſtarker Schneefall ihm die Täuſchung des Bodens ſeiner Geburt und ſeines theuern Vaterlandes vor Augen ſtellte. Laſſen wir ihn ſich mit dieſen heimlichen Leiden quälen und verſetzen uns nun in das Land, das ſie veranlaßte.

Im ſüdlichen Theile des Gouvernements Kaluga war der Gutsherr Woronitſcheff ſeinen Eltern in dem Beſitze eines ſehr ſchönen Landguts von zwei tauſend Leibeigenen nachgefolgt. Der junge Mann war von ungeſtümem, jähzornigem und ſtolzem Character. Man hatte ſich vergebens bemüht, ſeine aufbrauſende leidenſchaftliche Hitze durch Sanftmuth zu mildern; als einziger Sohn mißbrauchte er die väterliche Nachſicht, und die Bauern beweinten aufrichtig den frühen Verluſt ihrer geachteten Herrſchaft, da ſie vorherſahen, daß der Sohn ſie nicht mit der Gerechtigkeitsliebe und der ſchützenden Güte, welcher ſie ſich bisher zu erfreuen gehabt, behandeln werde.

Woronitſcheff war kein Freund des Landlebens und die reizenden Gemälde der ſchönen Natur ſprachen ſein Herz nicht an. Schon vor dem Tode ſeiner Eltern machte er häufige Reiſen nach den beiden Hauptſtädten, und er nahm ſich vor, ſo bald er frei ſeyn werde, fremde Länder zu ſehen. Vergebens ſtellte ihm Gregorieff, ſein alter Oberintendant, ehrerbietig vor, daß, da ſeine Güter

nicht Schulden frei wären, es gerathen seyn dürfte, die darauf haftenden Schulden zu tilgen; er schloß ihm kurz den Mund mit den wenig beruhigenden Worten: „Mein Vater, hat seine Bauern zu sehr geschont, das ist eine Albernheit, sie sind dadurch reich geworden, laß sie das Gestohlene wieder herausgeben, erhöhe den Obrok;*) in Zeit von sechs Wochen muß ich Geld haben, hörst du! ich muß es haben, deine Sache ist es, es herbei zu schaffen!" — Der Outprawitel**) verneigte sich seufzend; das Geld war zu vorgeschriebener Zeit bereit, und Woronitscheff reiste nach Italien.

Zwischen Modena und Bologna brach die Achse seines Wagens, und Woronitscheff sah sich genöthigt, die Nacht in einer Dorfschenke, wo auch zugleich die Post war, zu bleiben. Dieses Unglück war groß für ihn, denn er fürchtete nichts mehr als die lange Weile. Was thun, was anfangen von sieben Uhr bis zur Tischzeit? Er maß sein Zimmer mit großen Schritten eine lange Zeit, rief seine Leute, um sie hundertmal das Nämliche zu fragen, ließ den Wirth heraufkommen, bestellte die Gerichte, die er essen wollte, und bestellte sie wieder ab. Zuletzt konnte er in seinem einsamen Zimmer nicht mehr ausdauern und ging herunter, um sich durch ein Gespräch mit den

*) Eine Art Grundsteuer.

**) Oberintendant, Oberaufseher der Güter.

Leuten des Hauſes zu zerſtreuen. In einem groſſen, an die Küche ſtoßenden Zimmer bemerkte er eine zahlreiche Verſammlung junger Burſche und Mägde nebſt einer alten Frau. Die Mutter Dorothea, die Hausfrau, ſaß in einem Lehnſtuhl, deſſen abgenutztes Leder und gothiſche Form ſein Alter beurkundeten, ſo daß es leicht zu erkennen war, daß ſeit länger als einem Jahrhunderte, Großmutter, Mutter und Tochter auf dem reſpectabeln Sitze Platz genommen hatten.

Dorothea mit der Kunkel in der Hand, ging in der Arbeit als Muſter voran, und die um ſie in einem Halbkreiſe herumſitzenden jungen Mädchen flochten Stroh, welches die jungen Burſche für ſie zurecht machten; kurz, es war eine Dorfabendgeſellſchaft. Aus den aufmerkſamen und geſpannten Geſichtern ſchloß unſer Reiſender, daß hier Räuber- oder Geiſtergeſchichten erzählt werden müßten, und ſo verhielt es ſich auch wirklich. Begierig an der Unterhaltung Theil zu nehmen, trat er in die Verſammlung ein. Die alte Großmutter bat ihn höflich, Platz zu nehmen, und Franceſko, der Ludimagiſter des Dorfes, war, aus Achtung für den Fremden, ſo gefällig, die Geſchichte, die durch ſeinen Eintritt unterbrochen worden war, von vorn anzufangen.

„Ein Franzoſe aus Languedoc wurde auf ſeiner Reiſe im Königreich Neapel von einem ſchrecklichen Wetter überfallen, und ſah ſich dadurch genöthigt, in einem elenden Wirthshauſe ohnweit

der Landstraße zu bleiben. Er forderte ein Abendessen und ein Bett von dem Wirthe, der, so wie seine Ehehälfte, von einem Furcht erregenden Aeußern war. Vergnügt und lustig, wie alle Südfranzosen seyn sollen, spaßte der Reisende über ihr Aeußeres, und scherzte über die Zähigkeit eines gebratenen Hahns, dessen sein scharfes Gebiß und trefflicher Appetit sich zu bemeistern kaum im Stande waren; glücklicherweise tröstete ihn jedoch dabei der calabrische Wein, den er sich trefflich schmecken ließ. Nach dem Essen wurde ihm eine schlechte Kammer zur Schlafstelle angewiesen. Höchst müde und schläfrig will er sich eben niederlegen, nachdem er einen alten verrosteten Riegel vor die Thür geschoben hat, als ihm ein Ring vom Finger fällt und unter das Bett rollt. Er bückt sich, um ihn hervor zu längen, und seine Hand erfaßt eine Todtenhand. (Hier rückten alle jungen Mädchen unfreiwillig näher zu den Burschen.) Man begreift, daß dem Reisenden die Lust zum Lachen vergangen war. Von Grausen gepackt, jedoch seine Besonnenheit nicht verlierend, zieht er stark an der Hand, die er gefaßt hat, und was kommt zum Vorschein? der Körper eines Gemordeten, welchen bei Seite zu schaffen, man vermuthlich keine Gelegenheit gehabt hat. Ueberzeugt, daß er in eine Mördergrube gerathen sei, suchte unser Languedoer ein Mittel zu ergrübeln, wie er dem ihm drohenden Schicksale entgehen könne, und seine Geistesgegenwart ließ ihm eines finden, das

nicht schlecht war. Ihr errathet wohl nicht, meine lieben Kinder, worin dieses Mittel bestand? Er ergriff den todten Körper, legt ihn in's Bett, setzt ihm seine Mütze auf, kroch hierauf unter das Bett und drückte sich an die Mauer fest an, um so das Weitere zu erwarten. Würdet ihr Mädchen wohl an der Stelle des jungen Herrn geschlafen haben? „Nein, nein!“ antworteten Alle einstimmig. — Nun, der Franzose schlief auch nicht. Nach Verlauf einer Stunde, welche ihm ein Jahrhundert dünkte, lüfteten zwei Männer eine Tapete, welche eine kleine Thüre verbarg, schritten auf das Bett zu, und versetzten dem darin Liegenden, den sie für lebend hielten, mehrere Dolchstiche. Der Franzose unter dem Bette hatte die Bosheit, dabei ein dumpfes Stöhnen auszustoßen, welches die Mörder glauben machte, daß Alles abgemacht sei. „Er ist todt,“ sagte der Eine, „nun wird er nicht mehr mit unsern gebratenen Hähnen seinen Scherz treiben.“ — „Glückliche Reise!“ sprach der Andere und indem er den auf dem Tisch liegenden Geldbeutel und die Uhr zu sich nahm: „das soll uns für seine Zeche schadlos halten; nun laß uns schlafen gehen, morgen wollen wir den Trödelkram der beiden Bursche näher in Augenschein nehmen!“ — Du hast gut sprechen, mir war gar nicht gut zu Muthe, weil ich wußte, daß der Andere auch noch im Zimmer lag!“ „Pah! ein Unbesonnener der Art achtet auf nichts, und wenn auch, er konnte uns ja doch nicht ent-

wiſchen." — „Das wohl nicht, aber er konnte ſich zur Wehre ſetzen." Mit dieſen Worten hoben ſie die Tapete wieder in die Höhe und verſchwanden durch die geheime Thür. Als der Tag anzubrechen begann, öffnete der Languedoker das Fenſter ein wenig, um ſich die Tiefe bis zum Boden zu beſehen. Da ſie nicht ſehr groß war, knüpfte er die Bettlacken ſo gut zuſammen, als er vermochte, glitt an denſelben ſtill herab, und erreichte beinahe den Boden eines Fußpfades, der längs dem Hauſe hinging. Er ſprang vollends herab, und die Angſt, bemerkt und ergriffen zu werden, machte, daß er eiligſt ſich in das Gehölz ſtürzte. Als er deſſen Saum erreicht hatte, erblickte er ein Schloß, auf welches er zuging, es war das große Schloß des Herzogs von Manfredonia. Dieſer hatte kaum die Anzeige des Fremden angehört, als er auf der Stelle ſeine zahlreiche Dienerſchaft ſich bewaffnen und das bezeichnete Haus umzingeln ließ. Der Wirth, deſſen Frau und ein Knecht wurden vor Gericht geſtellt, und erhielten bald nach ihrer Verhaftung den verdienten Lohn." —

Das Ende dieſer Geſchichte erregte bei der ganzen Verſammlung große Zufriedenheit. Da ſeufzte, huſtete und ſagte Dorothea, nachdem ſie Runkel und Brille neben ſich auf den Tiſch gelegt hatte: „Ach meine Kinder! warum ſchreckliche Ereigniſſe aus fremden Ländern erzählen, fehlt es uns denn daran? Sollte ich euch denn alle die Verbrechen erzählen, die um uns herum begangen

wurden, so würde ich kein Ende finden und ihr würdet noch an einander zu rücken Veranlassung haben; in diesem Augenblicke aber denke ich nur an die arme Dame, die eine Landsmännin dieses vornehmen Herrn war. Nicht wahr, mein Herr, Sie sind ein Russe?" —

„Ja, gute Frau," antwortete Woronitscheff.

„Man hat es mir gesagt, und da fällt mir denn die Fürstin aus Moskau ein, die nach Neapel reiste. Aber Gottes Wille war es nicht, daß sie dahin kommen sollte." —

„Was verhinderte sie denn daran?" fragte Woronitscheff. —

„Der Tod, mein Herr, und zwar der schrecklichste Tod. Ich will Ihnen die mir bekannt gewordenen näheren Umstände erzählen."

Jetzt wurden die jungen Leute ganz Ohr. — „Es werden nun den nächsten 14. August zwanzig Jahre, als gegen 7 Uhr ein schöner Extrapostwagen vor unserer Thüre hielt. Ein sehr gewandter Diener stieg vom Bock herab, eine junge Kammerfrau aus der Kutsche, und nach derselben eine große, sehr blaß aussehende Dame, die von der Reise sehr angegriffen zu seyn schien. Die Kammerfrau wurde den nächsten Tag hier krank. Dieß nöthigte die Dame, bei uns zu bleiben, sie hieß die Fürstin — warten sie ein wenig, die Fürstin — entschuldigen Sie, mein Herr, wir Italiener können nie die Namen aus Ihrem Lande gut behalten. Ich ließ ihr das karmoisinrothe

Zimmer anweiſen; es iſt dasjenige, welches Sie jetzt bewohnen, mein Herr, es iſt das Ehrenzimmer; es gibt vielleicht ſchönere, ich ſchmeichle mir aber, daß es kein reinlicheres gibt, ſelbſt nicht in Florenz, wo die Wirthshäuſer doch Palläſten gleichen ſollen; auch ſcheue ich die Ankunft keiner großen Herrſchaft, man thut ſein Beſtes, um ſie ſo gut zu bewirthen, wie es ſich geziemt. Miniſter, Botſchafter, Cardinäle haben ganz kapital in dem großen karmoiſinrothen Bette geſchlafen. Das iſt aber noch nichts; den Tag aller Heiligen vor drei Jahren haben Se. kaiſerliche Hoheit geruhet, in jenem Zimmer mit einigen Officieren Ihres Gefolges, während umgeſpannt wurde, eine Flaſche Lacrimae Christi zu trinken. Aber um auf die ruſſiſche Fürſtin zurück zu kommen, heilige Jungfrau! welch' ein guter Engel war dieſe Frau! in ihrem kleinen Finger hatte ſie mehr Menſchenliebe, als viele Damen meiner Bekanntſchaft in ihrem ganzen Körper; während der acht Tage ihres Hierſeyns that ſie unſern Armen mehr Gutes, als viele Reiche die Zeit ihres Lebens, und dabei ſuchte ſie die Armen noch ſelbſt auf, und ließ ſich nicht erſt von ihnen aufſuchen; ſie ſagte, dieſe Gänge thäten ihr wohl. Guter Gott! mußte eine ſolche treffliche Frau — aber wer weiß, unſer Heiland will vielleicht die guten Menſchen nur erſt in der künftigen Welt belohnen, denn es gibt ſo viele, welche hier Leiden erdulden. Sie reiſte, um ihre Geſundheit herzuſtellen; ihr Kammer-

diener, er hieß Giorgio Kuſtroff, (o! den Namen behalte ich wohl und werde ihn nie vergeſſen) ſagte mir nur immerfort, daß ſeine Gebieterin von den Aerzten aufgegeben worden, und mit einer Gefühlloſigkeit, die mich innerlich empörte, fügte er hinzu: „für ſie wäre es das Beſte, wenn ſie ſtürbe.“ Die arme Dame! den Tag noch, als ſie von hier nach Bologna reiſte, ging ſie in unſere Meſſe, ſie ſagte, der römiſch-katholiſche Gottesdienſt wäre zwar nicht ganz ſo wie der griechiſche, man müſſe aber überall zu Gott beten. Ich habe ſeitdem immer gedacht, daß ſie eine Ahnung von ihrem nahen Ende haben mußte, denn ich ſah ſie während der Meſſe ſehr weinen. Bei der Abreiſe empfahl ſie mir ihre Kammerfrau, die zu krank war, als daß ſie hätte mitreiſen können, und diktirte dem Kammerdiener Verhaltungsbefehle für dieſelbe, ſo bald ſie ſo weit hergeſtellt wäre, daß ſie ihr folgen könnte.“

„Zwölf Tage nach ihrer Abreiſe beſuchte der Pfarrer eines kleinen Dorfes, welches hinter dem an die Landſtraße ſtoßenden Gehölze liegt, unſern guten Seelſorger und erzählte ihm, daß Holzhauer zwei Tage vorher in einer Schlucht den mit Laub und Zweigen bedeckten und bereits in Verweſung übergegangenen Leichnam einer Frau gefunden hätten, deren Kleider und ein ſchönes, auf ihrer Bruſt ruhendes Kreuz zu erkennen gäben, daß ſie eine vornehme Dame geweſen ſeyn müſſe. Man habe das Gericht von dem Vorfalle

unterrichtet, und das Kreuz und die Kleider wären auf dem Amte deponirt.“ — Kaum hatte ich dies vernommen, so fürchtete ich für meine gute Fürstin und eilte nach dem Amte.“

„Heilige Mutter Gottes! Alles, das Kleid und der Hut und vornehmlich das Kreuz machten, daß ich in Thränen ausbrach. Es unterlag keinem Zweifel, daß die Fürstin an dem Tage ihrer Abreise ermordet worden war. Noch muß ich erwähnen, daß unser alter Knecht Rolando, der sie gefahren hatte, Tags nachher plötzlich verschwunden war. Von dem Stallknecht erfuhren wir, daß er ihn oft mit dem russischen Kammerdiener habe sprechen gesehen, und daß er sogar auf dessen Zimmer mit demselben gezecht habe. Dies war für mich ein Grund mehr zur Vermuthung, daß die beiden Bösewichter sich mit einander verbunden hätten, die Fürstin zu ermorden, und sie ihres ganzen Besitzthumes zu berauben. Ich machte davon gerichtliche Anzeige, und gab die Beschreibung von Kustroffs und Rolando's Persönlichkeiten ein; ich habe aber nie gehört, daß man der Mörder habhaft geworden ist.“

„Um mit dieser traurigen Geschichte zum Schluß zu kommen, erwähne ich noch, daß ich meinem Manne Alles erzählte, nachdem ich vom Amte mehr todt als lebendig zurückgekommen war. Unglücklicherweise kam die Kammerfrau, die sich etwas besser befand, darüber leise die Treppe herab und hörte Alles mit an, ohne daß ich sie

gewahr wurde. Der heilige Laurentius ist mein Zeuge, daß ich sie nicht so nahe glaubte. Warum hielt ich meine Zunge nicht im Zaume! Hinter der Thüre dort hörte ich einen Kreisch; ich eilte dahin, und fand die Unglückliche auf der letzten Stufe ohne Besinnung liegen. Wir ließen den berühmten Doctor Valentin holen, aber seine Geschicklichkeit scheiterte bei der guten Person, die mit unbeschreiblicher Innigkeit an ihrer Gebieterin hing, und vor dem Gedanken zurückbebte, in einer so weiten Entfernung von ihrem Vaterlande nun ganz allein ohne Schutz dazustehen. Diesen harten Schlag des Schicksals konnte sie nicht überstehen, sie bekam einen Rückfall ihrer Krankheit, und starb in unsern Armen. Das zur Reise zu ihrer Gebieterin nach Bologna bestimmte Geld, nebst demjenigen, welches aus dem Verkaufe ihrer Sachen gelöst wurde, reichte kaum hin, den Arzt, Apotheker und die Beerdigungskosten zu bezahlen. Ich habe ihren Todtenschein und Kustroffs Schrift für sie sorgfältig bewahrt. Erlauben Sie, mein Herr, daß ich sie Ihnen zustelle; vielleicht finden Sie in der, von unserm Pfarrer und dem Magister da nicht zu entziffernden Schrift den Namen der achtungswerthen Fürstin, die ich jetzt noch recht beweine. Leonarda — dies war der Name einer alten Magd — hier, nimm diesen Schlüssel, öffne damit den großen nußbaumenen Schrank, im dritten Fache wirst du mein in ein Tischtuch eingeschlagenes Brautkleid,

und unter demſelben Papiere finden, die bring' mir her." —

Leonarda that, was ihr geheißen worden, und Dorothea überreichte Woronitſcheff eine, mit einem ſchwarzen Bande zugebundene Papierrolle. Er nahm ſie gleichgültig, und nur aus Gefälligkeit für die Wirthin an, und man ſah deutlich, daß er ebenſo wenig Werth auf die Papiere, als auf die ſo eben gehörte Erzählung legte. Hierauf wurde er zu Tiſche gerufen, grüßte die Geſellſchaft leicht hin, und entfernte ſich. Als er weg war, konnte die gute Dorothea nicht umhin, zu äußern: „Gewiß, nicht alle Ruſſen gleichen dieſem, denn ich habe ſie faſt immer als freundliche, liebreiche und heitere Menſchen kennen gelernt."

Während des Eſſens warf Woronitſcheff einen Blick obenhin auf die Papiere; das Einzige, was er genauer anſah, war der von dem Kammerdiener geſchriebene Verhaltungsbefehl für die Kammerfrau, weil die Schriftzüge ihm wegen ihrer Ungewöhnlichkeit auffielen. Den nächſten Morgen war ſein Wagen wieder in Ordnung, und er reiſte weiter.

Wir wollen ihn auf ſeiner Reiſe, die fünf Jahre dauerte, nicht begleiten, die Genauigkeit unſerer Erzählung verlangt aber, daß wir mit ihm nach Rußland zurückkehren. Seine Güter hatten ſich während ſeiner Abweſenheit, ohnerachtet der verſtändigen Verwaltung derſelben durch den Intendanten, nicht verbeſſert. Woronitſcheff, zu der

Zeit dreißig Jahre alt, war, wie bereits erwähnt, eigensinnig und grillenhaft; sein Reisen beförderte diese Untugend in einem hohen Grade; dabei machte er gern überall mehr den Großthuer, als es sich mit seinem Vermögen vertrug. In Italien kaufte er eine Menge Gemälde und Kunstsachen, wobei er um so mehr betrogen wurde, da er sich für einen großen Kunstkenner hielt. Von Paris schickte er prächtige Möbel nach Hause, und meinte, damit den Neid seiner Nachbarn zu erregen. Der Intendant erlaubte sich einige Mal in seinen Briefen ehrerbietige Vorstellungen über die Schwierigkeit Geld anzuschaffen, erhielt aber nur lakonisch gebietende Drohbriefe zur Antwort.

Bei seiner Zurückkunft benahm er sich gegen Jedermann hart, und gegen den armen Outpra-witel höchst undankbar. Dieser klagte bitterlich darüber, daß er einen so bösen Herrn habe; als Leibeigener band ihn aber das Schicksal an dieses Joch, und er mußte geduldig Alles über sich ergehen lassen, bis der Tod ihn befreien würde.

Jetzt erst erfuhr Woronitscheff, daß er einen neuen Nachbarn an einem Herrn Paradikin bekommen habe, einen Mann, den Niemand in der Gegend kenne, und der ein nur einige Werste von ihm entferntes, sehr schönes Landgut gekauft habe. Er wunderte sich nicht wenig über alles das, was man ihm von den Sonderbarkeiten dieses Mannes erzählte, der weder Besuche habe annehmen, noch mit irgend einem seiner Nach-

barn eine Verbindung habe anknüpfen wollen, indem er ihre Einladungen immer höflich ablehne, ſein Gebiet ſelten verlaſſe, und mit einer Aengſtlichkeit, die man ſich durchaus nicht erklären könne, es vermeide, ſich vor Jemand ſehen zu laſſen. Im erſten Jahre ſey dieſer geheimnißvolle Sonderling der faſt einzige Gegenſtand des allgemeinen Geſpräches geweſen, nachher aber habe man ſich um ihn nicht weiter bekümmert.

Ungewöhnliche Sonderbarkeiten laſſen die Menſchen nicht leicht unbeachtet, ſondern verfolgen und ſtrafen ſie durch üble Nachreden und muthwillige Streiche, die ſie ihnen ſpielen. Kehrt ſich aber der Sonderling nicht daran, und bleibt fortdauernd bei ſeiner Weiſe, ſo ermüdet er am Ende ſeine Gegner, und ſie laſſen ab, ihn mit ihrem Spotte zu verfolgen. Als daher Woronitſcheff zurückkam, hatten Paradikins Sonderbarkeiten ſchon längſt aufgehört, das Geſpräch und die Zielſcheibe des beißenden Witzes der Umgegend zu ſeyn, um ſo mehr, da ſein ſonderbares Treiben auch eine ſehr lobenswerthe Seite hatte, die ihm allgemeine Achtung erwerben mußte. Der neue Gutsherr verbeſſerte nämlich alljährlich das Schickſal ſeiner Leibeigenen, ſeine Herrſchaft über ſie war väterlich und ſanft; er foderte wenig von ihnen und gab ihnen viel; auch ſprachen ſeine Untergebenen nur mit Liebe und Dankbarkeit von ihm, und das Lob ſchallte in der ganzen Gegend wieder. Woronitſcheff hörte alles dieſes mit

bittrem Verdruß; denn Paradikins ſanfte und edle Behandlung ſeiner Untergebenen war ein ſtiller Tadel der ſeinigen. Eine Art von Schimpf, den er ſich eines Tages durch ſein eitles Großſprechen in einer großen Geſellſchaft zuzog, ſteigerte ſeine feindſelige Stimmung gegen dieſen Nachbar auf's höchſte.

Als er nämlich eines Tages ſich in einer zahlreichen Geſellſchaft befand, that er derſelben ſeine Abſicht kund, Paradikin einen Beſuch abzuſtatten, und fügte hinzu, daß dieſer ihn nicht nur annehmen, ſondern auch in die freundſchaftlichſten Verhältniſſe mit ihm treten werde. Ueberall bot man ihm darauf eine Wette an, daß dies nicht geſchehen würde. Er war aber nicht der Mann, der ſich dadurch abſchrecken ließ. Den nächſten Tag verfügte er ſich zu dem unſichtbaren Nachbar, und bat, daß man ihn melden möchte. Der Intendant entſchuldigte ſeinen Herrn in den achtungsvollſten Ausdrücken. Darauf nahm Woronitſcheff einen gebieteriſchen Ton an, und behauptete, daß er dem Herrn Paradikin eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Paradikins Outprawitel ging, neue Verhaltungsbefehle von ſeinem Herrn zu holen, kam aber einen Augenblick nachher mit der beſtimmten Weiſung zurück, daß ſein Herr keine Beſuche annehme, und wenn man ihm etwas mitzutheilen habe, dieſes ſchriftlich geſchehen müßte; denn nichts in der Welt werde ihn von ſeiner einmal angenommenen Weiſe ab-

bringen. Vergebens tobte der ungeſtüme Woronitſcheff, das ganze Perſonal des Hauſes war herbeigekommen, und ſchien entſchloſſen, ihm nachdrücklich Widerſtand zu leiſten, wenn er es wagen würde, mit Gewalt in die Zimmer ſeines Herrn einzudringen. Zuletzt einſehend, daß er hier nichts ausrichten werde, entfernte er ſich drohend und mit wüthendem Haß im Herzen gegen einen, ihm von Perſon ganz unbekannten Mann. Er wünſchte nichts ſehnlicher, als Gelegenheit zu finden, für dieſen Schimpf ſich öffentlich zu rächen. Paradikin gab ſeinem Gegner keine Blöße. Bald nachher wurde Woronitſcheff durch häufige Reiſen nach Petersburg und Moskau, wo er die Winter zubrachte, von ſeiner ſeltſamen Rachgierde abgezogen, und zuletzt vergaß er ganz, daß er ſeinen Nachbar haßte.

So verfloſſen vier Jahre, ohne daß zwiſchen den beiden Nachbarn die mindeſte Verbindung ſtatt gehabt hätte. Während dieſer Zeit kamen in der Gegend über Woronitſcheff üble Gerüchte in Umlauf, ja man ſprach ſelbſt von einem Criminalprozeß, den das Tribunal über ihn verhängen werde, indes kam es dazu nicht. Paradikin, der von aller Welt abgeſchnitten auf ſeinem ſchönen Gute lebte, ſich nur mit der Verwaltung deſſelben beſchäftigte, und wahrhaft fromm und mildthätig ſeine übrige Zeit der Andacht und dem Wohlthun widmete, erfuhr von den Gerichten nichts. Brach aber irgendwo Feuer aus, oder

drohte eine plötzliche Ueberſchwemmung Verheerung, ſo war er und ſeine Leute immer zuerſt auf dem Platze der Gefahr, dann war er nicht mehr der Miſanthrop, der menſchenſcheue Paradikin, ſondern ein dreiſter, unerſchrockener Mann, der ſich kühn in die augenſcheinlichſte Lebensgefahr ſtürzte, um dem Tode ein Opfer zu entreißen. Von einem Herrn angeführt, den ſie anbeteten, thaten ſeine Leute Wunder, und es war nichts Ungewöhnliches, daß Gutsbeſitzer in ihren Verſammlungen das Geſtändniß ablegten: „Ohne Paradikins Beiſtand wäre jetzt mein Dorf ein Aſchenhaufen.“ Andere verſicherten: „Dieſer Mann iſt ein wahrer Salamander, er ſtürzt ſich in das Feuer, ohne ſich ein Haar zu verſengen.“ Der gemeine Mann endlich wollte geſehen haben, wie der heilige Baſilius mit dem Kreuze in der Hand ihn geſchützt. War die Gefahr vorüber, ſo warf ſich Paradikin auf ſein Pferd, und eilte pfeilſchnell ſeiner Behauſung zu, wo er wieder der alte Menſchenſcheue wurde, und man ihn weder ſah, noch hörte.

Machte ungünſtige Witterung die Feldarbeiten ſehr dringend, ſo pflegten die Gutsbeſitzer einander wohl mit Leuten auszuhelfen. In dem Jahre, wovon jetzt die Rede ſeyn wird, hatte das Gouvernement Kaluga durch lang anhaltendes ſtarkes Regenwetter ungemein gelitten, und die Ernte ſtand in Gefahr, verloren zu gehen, weshalb jeder Gutsbeſitzer den Beiſtand ſeines Nach-

barn in Anſpruch nahm, um die Einbringung des Getreides zu beſchleunigen. Paradikin war darin am weiteſten gekommen, weil ſeine Leute, aus Liebe zu ihrem Herrn, unausgeſetzt fleißig und thätig bei der Arbeit waren. Mit Woronitſcheffs Bauern war dies aus leicht zu errathendem Grunde nicht der Fall, und er am meiſten zurück. Da er nun auf den Beiſtand ſeiner übrigen Nachbarn nicht rechnen durfte, indem ſie für ſich ſelbſt vollauf zu thun hatten, ſo hoffte er, daß ſein geheimnißvoller Nachbar die obenerwähnte, lächerliche Scene vergeſſen haben werde, und bat dieſen ſchriftlich, ihm mit ſeinen Leuten zu helfen. Paradikin hatte zwar ſeine Zudringlichkeit nicht vergeſſen, aber zu wohldenkend, um ihm ſeinen Beiſtand abzuſchlagen, antwortete er: „Er werde ihm morgen mit Anbruch des Tages dreihundert Bauern ſchicken.“

Beim Leſen von Paradikins Billet empfindet Woronitſcheff etwas, das er ſich nicht erklären kann. Die Buchſtaben, obgleich ſehr leſerlich, haben eine ſo ſeltſame Form, daß ſie ihm ungewöhnlich auffallen; je mehr er ſie anſieht, um ſo mehr erregen ſie ſeine Aufmerkſamkeit. Auf ſeinem Stuhle ſinnt er über den Eindruck, den dieſe Schriftzüge auf ihn machen. Nicht lange, ſo ſteht er auf, und geht mit großen Schritten im Zimmer herum: „Dieſe Handſchrift ſoll ich kennen, ſagt er, ich habe ſie ſchon geſehen, aber wo? bei welcher Gelegenheit? wann? Ich bekomme von

dem menſchenſcheuen Paradikin zum erſten Mal etwas Schriftliches, und dennoch kenne ich dieſe Züge, ſie fallen mir ungewöhnlich auf, ſie erinnern mich an ein merkwürdiges Ereigniß.“ Seit der Zurückkunft von ſeiner Reiſe hatte ihn ſo vielerlei beſchäftigt, ſo mancherlei Beſorgniſſe hatten ihn beunruhigt, daß die Aufforderung an ſein Gedächtniß lange ohne Antwort blieb. Die Begierde jedoch, das Gewölk zu zerſtreuen, welches daſſelbe umhüllte, bewog ihn, die letzten zehn Jahre ſeines Lebens Jahr für Jahr die Muſterung paſſiren zu laſſen, wobei er völlig methodiſch zu Werke ging, indem er auch nicht die kleinſte, ihm zugeſtoßene Begebenheit außer Acht ließ. Plötzlich, wie von einem Blitzſtrahl erhellt, eilt er in ein Zimmer, das zur Bibliothek und Kanzlei diente, durchſucht eifrig die Repoſitorien, wirft ungeduldig ungeheuere Actenſtücke, die ſeit drei Generationen hier ruhig lagen, auf den Boden, trampelt wüthend mit den Füßen über dieſe lebloſen Gegenſtände und findet endlich mitten unter den das Zimmer verdunkelnden Staubwolken ein kleines, mit einem ſchwarzen Bande zugebundnes Päckchen, das nämliche, was er von Dorothea, ſeiner alt-italieniſchen Wirthin, erhalten hatte. Jetzt kehrt er freudentrunken in ſein Zimmer zurück, er löſt das Band und das Erſte, was ihm in die Augen fällt, iſt die von dem Kammerdiener für die Kammerfrau der Fürſtin geſchriebene Inſtruktion. Er hält Paradikins Bil-

let dagegen. Die Identität der Handschrift ist augenscheinlich, es ist die nämliche Hand! Kustroff ist es, der das Billet geschrieben hat.

Woronitscheff jubelte laut; eine höllische Freude blitzt aus seinen Augen; er wird nicht müde, die Schriftzüge zu betrachten, die seinem Haß gegen einen Nachbar, dessen Wohlstand und guten Ruf er beneidet, gute Dienste leisten sollen. „Ha! ruft er, nun habe ich dich, geheimnißvoller Paradikin! Der Wille des Himmels, ein unbegreifliches Ohngefähr macht mich zum Herrn über dein Schicksal, über deine künftige Ruhe, du sollst sie mir theuer bezahlen diese Ruhe ... Ich will... Ja! dieses Papier verräth den blutigen Ursprung deines Vermögens! Welches Glück für mich, daß ich dich entlarven und dem Arme der Gerechtigkeit überliefern kann; daß es in meiner Macht steht, dein ruhiges Alter durch Enthüllung einer Mordthat zu beschimpfen, welche die Nacht der Zeit begrub. Die Enthüllung dieses tiefen Geheimnisses wird vielleicht dazu dienen, meinem zerrütteten Vermögen wieder aufzuhelfen... Aber ich will nichts übereilen, die Freude über ein unerwartetes Glück soll mich nicht zu unbesonnenen Schritten verleiten; ich will mich mäßigen und meinen Haß mit noch mächtigeren Interessen in Einklang bringen!“ —

Um sich mehr zu sammeln und ruhig zu überlegen, wie er sich bei dieser Sache benehmen könnte, ging er in seinen Park, und nachdem er

Alles erwogen hatte, kehrte er zurück, aber zu ungeduldig, auch nur eine Minute zu verlieren, forderte er eine Droschke. In wenigen Augenblicken fuhr sie vor, Woronitscheff warf sich in den Wagen und rief dem Kutscher zu: „Zu dem Paradikin!“ — Dieser, der falsch zu hören glaubte, wandte sich um. Der Befehl wurde mit donnernder Stimme wiederholt, und der Wagen nahm die Richtung nach dessen Gute.

Diesmal richtete Woronitscheff es so ein, daß Paradikin nicht unsichtbar für ihn blieb. Denn da er sich noch recht gut erinnerte, wie er das erste Mal abgeführt worden, so hütete er sich wohl gerade zuzugehen und um Vorlassung zu bitten, sondern er ließ seinen Wagen ohnweit des Wohnhauses im Gehölz halten, befahl dem Kutscher, auf ihn zu warten, und, indem er den großen Eingangweg zum Hause verließ, bog er, um nicht bemerkt zu werden, in einen Fußpfad ein, der nach einem Grasplatz vor der Ostseite des Hauses führte. Sorgfältig die Wege nach dem Hofe, und dem Vorplatze vermeidend, wo sich das Gesinde aufhält, schlich er nun nach der Kapelle und gelangte durch eine Seitenthüre nach der geheimen Treppe, welche Paradikin herabstieg, wenn er dem Gottesdienste beiwohnte. Diese genaue Kenntniß des Lokals verdankte Woronitscheff den Erzählungen von den wunderlichen Grillen seines Nachbarn. Oben bei der kleinen Treppe angelangt, öffnete er schnell die Thüre, und stand Pa-

radikin gegenüber, der, bestürzt über sein Eindringen, ihm nicht verhehlte, wie unangenehm ihm dasselbe sey. „Wie, mein Herr! — sagte er, — Sie sind so unhöflich, mit Gewalt zu mir zu dringen, und mich zu überfallen? — das heißt meine Güte schlecht belohnen; morgen sollten Sie dreihundert Bauern ...“ — „Von Ihren Bauern ist jetzt nicht die Rede, unterbrach ihn Woronitscheff, es betrifft ganz andere Dinge, als eine elende Ernte.“ — „Sie haben also mein Billet nicht erhalten?“ — „Ja, ja! nur ruhig, es ist in meinen Händen das Billet, welches der Himmel Ihnen eingab zu schreiben, um es zum Werkzeug der Entdeckung Ihres Verbrechens zu machen.“ —

Paradikin wunderte sich anfangs nicht über den drohenden Ton seines Nachbars, der als ein heftiger und stolzer Mann bekannt war. — „Gehen Sie, mein Herr, rief er mit fester Stimme, gehen Sie augenblicklich, ich habe nichts mit Ihnen zu thun, und Ihr sonderbares Betragen überhebt mich aller Rücksichten.“ — „Ich soll gehen, Elender! versetzte Woronitscheff, die Arme über die Brust kreuzend; — an Dir ist es, aus einem Hause zu gehen, das Du nur einem feigen Morde und dem Diebstahle als Folge desselben verdankst.“ — „Was wollen Sie, mein Herr, mit einer ebenso lächerlichen als abscheulichen Beschuldigung sagen! Entfernen Sie sich, sage ich Ihnen, oder Sie zwingen mich, die Rechte

der Gaſtfreundſchaft bei Seite zu ſetzen, die für denjenigen nicht beſteht, der das Aſyl eines rechtſchaffenen Mannes auf eine unwürdige Art verletzt.“ — „Sag vielmehr, eines verruchten Böſewichts. Was mich anbelangt, ſo wiſſe, daß ich weder Dich noch Deine Leute fürchte; o, gäbe doch der Himmel, daß ſie Alle hier gegenwärtig wären, um ihnen das Verbrechen und die Schändlichkeit ihres Herrn zu enthüllen!“ — „Mein Herr, das heißt mich zu ſehr beſchimpfen, und“ — „Schweig, ſchweig! ſage ich, dieſe Arroganz iſt jetzt nicht mehr an der Zeit; jetzt gleich wirſt Du, ſobald Du mich völlig angehört haſt, hier zu meinen Füßen liegen, und mein Mitleid anfleh'n; Du wirſt an mir den Herrn über Dein Vermögen, Deine Ehre und Dein Leben erkennen.“ — „Ich Sie anfleh'n, nie; wäre ich unglücklich genug, Sie fürchten zu müſſen, ſo weiß ich zu gut, daß von einem ſolchen Menſchen, wie Sie, nichts zu hoffen iſt.“ —

Jetzt trat Woronitſcheff ſeinem Feinde näher, und ſich bemühend, ſeinen Zügen eine Ruhe zu geben, welche ſie nur noch ſchrecklicher machten, ſagte er leiſe! „Höre Kuſtroff, denn ſo heißeſt Du eigentlich, was haſt Du vor dreißig Jahren mit der Fürſtin vorgenommen, die Du nach Italien begleiteteſt? Sie iſt nach ihrem Vaterlande nicht zurückgekommen; was haſt Du mit ihr gemacht? Antworte!“ — Bei dieſer ſtarken Aufforderung war Paradikin wie vom Blitze getroſ-

ſen und konnte ſeinem Feinde ſein Erblaſſen nicht verbergen. Sich jedoch bald wieder faſſend, antwortete er: „Von welcher Fürſtin ſprechen Sie? Ich war nie in Italien.“ — „Nein, Herr Paradikin war nie in Italien, wohl aber hat Kuſtroff, der Leibeigene und Diener einer ruſſiſchen Fürſtin, ſeine Gebieterin dahin begleitet, und dieſer Diener biſt Du.“ — „Mein Herr, aus meinem Benehmen, meiner Umgebung und beſonders aus dem, meinem Stande angemeſſenen Betragen iſt es leicht zu erſehen, daß ich niemals Jemand's Diener war; das iſt eine neue Schmach. Ich wiederhole Ihnen, daß ich dieſe Unterhaltung ſatt habe; ich werde ihr ein Ende machen.“ — „Du weichſt meiner Anklage aus, Scheinheiliger, gut! ſo will ich denn für Dich antworten: Du haſt die Fürſtin auf der Straße von Bologna, zwiſchen den Poſtſtationen Logoscuro und Poleſella, ermordet. Dieſes ſchöne Haus, dieſe großen Ländereien, und die Menge von Leibeigenen, die Dir gehorchen, das Alles iſt der Blutpreis für Deine unglückliche Gebieterin. Ohngeachtet Dein Verbrechen lang her iſt, ſo iſt es doch nicht dergeſtalt verwiſcht, daß es nicht gegen Dich ſchreien ſollte. Ich bin über den Schauplatz der Schandthat gereiſt, und dort wurde es mir entdeckt. Die Vorſehung hat mich zu Deinem Ankläger gewählt, und morgen wirſt Du vor das Blutgericht geſchleppt!“ —

Obgleich Paradikins Betroffenheit mit jeder

Minute ſtärker wurde, ſo erwiederte er dennoch mit ſchwacher Stimme: „Die ſchändliche Verläumdung, durch die Sie meinen guten Ruf zu verderben beabſichtigen, erfüllt mich mehr mit Unwillen, als daß ich mich darüber wundere, da ich weiß, daß Sie feindſelig gegen mich geſinnt ſind, aber iſt dies nicht auch der Fall mit allen Ihren Nachbaren? Uebrigens Beſchuldigungen ohne Beweiſe?..“ — „Ohne Beweiſe! entgegnete Woronitſcheff mit dem ſchrecklichſten Hohngelächter, glaubſt Du denn, daß ich jetzt Dir gegenüber ſtehen würde, wenn ich die nicht hätte? Kuſtroff, Du erinnerſt Dich doch des Poſtknechts, der Dir bei der Mordthat half? des Rolando? Da Du beim Erwähnen dieſes Namens erblaſſeſt, ſo iſt er Deinem Gedächtniſſe noch gegenwärtig; nun weiter! erkennſt Du auch dieſe mit Deiner Verbrecherhand geſchriebene Schrift? ſie iſt die für die kranke Kammerfrau zurückgelaſſene Inſtruktion mit Deinem Namen. Deine Handſchrift hat ſich ſeitdem nicht geändert, dies beweiſt das geſtern von Dir erhaltene Billet, nun ſag noch, wenn Du kannſt, daß es mir an Beweiſen fehle!“ — Die letzten Worte vernahm Paradikin nicht mehr; bei dem Namen Rolando und dem Erkennen der unſeligen Schrift war er bewußtlos in ſeinen Lehnſtuhl zurückgeſunken. Woronitſcheff triumphirte; Paradikins Ohnmacht war ein ſtilles Eingeſtändniß ſeines Verbrechens, und er hütete ſich wohl, Hilfe herbeizurufen, denn Zeugen konnten

ſeinem Vorhaben nur Nachtheil bringen; er hielt dem Ohnmächtigen ſeinen Flakon unter die Naſe, der, als er die Augen wieder aufſchlug, und ſich ſeinem Feinde noch gegenüber erblickte, die Worte hervorſtammelte: „Herr Woronitſcheff, richten Sie mich nicht zu Grunde! Was hab' ich Ihnen Uebles gethan?“ —

Von dieſem Augenblicke an, fand Woronitſcheff für gut, eine ganz veränderte Sprache zu führen; er gab die Förmlichkeit des Anklägers auf, um die einfachen Manieren eines feilen Unterhändlers anzunehmen, der das Verbrechen und eine furchtloſe Rache der Geſetze vergißt, um ſich nur mit ſeinen perſönlichen Vortheilen zu beſchäftigen. „Ihr Schickſal, Herr Paradikin, das ſehen Sie wohl ein, liegt in meiner Hand, — fing er mit milderer Stimme an; Sie bitten mich, Sie nicht zu Grunde zu richten, und das hängt nur von Ihnen ab. Ich laſſe Ihnen die Wahl zwiſchen dem Ausſpruch der Gerichte, die Sie auf das ſtrengſte beſtrafen würden, und dem Spruche eines minder harten Nachbars.“ — „Was meinen Sie, Herr Woronitſcheff?“ — „Was Sie recht gut wiſſen, Herr Paradikin; übrigens ſtehe ich auch nicht an, mich deutlicher auszuſprechen. Wählen Sie mich zu Ihrem Richter, wenn Ihnen daran liegt, daß ich meine Anklage aufgebe, und unterwerfen Sie ſich unbedingt meinem Ausſpruche.“ — Wie lautet dieſer?“ — „Er lautet ſo: Habſucht veranlaßte

das Verbrechen, und ſo muß daſſelbe durch ein Opfer an Geld geſühnt werden." — „Ach! ich hätte Sie ſchon früher errathen ſollen. Welche Summe verlangen Sie?" — „Hundert tauſend Rubel!" — „Wie, Herr Woronitſcheff, wo denken Sie hin? das iſt ja mehr als" — — — „Nicht eine Kopeke weniger, mein lieber Nachbar. Das Geld muß ſpäteſtens in acht Tagen gezahlt ſeyn. Für dieſen Preis mache ich mich verbindlich, bei jedem Eidſchwur, welchen Sie mir aufzulegen belieben werden, das Geheimniß nicht zu entdecken und die ſchriftlichen Beweiſe Ihres Verbrechens vor Ihren Augen zu verbrennen." —

„Herr Woronitſcheff, wenn ich auch dieſes Opfer bringen wollte, ſo bin ich doch nicht im Stande, es geht über meine Kräfte." — „Nichts iſt unmöglich, wenn die Ehre und das Leben auf dem Spiele ſtehen. Bedenken Sie, daß die Knute und ſchwere Arbeiten in den Bergwerken eine noch herbere und härtere Sühne ſind, als ein Opfer an Geld. Wie viele Verbrecher würden ſich glücklich preiſen, wenn ſie die Strafe für das Blut, das ſie vergoſſen, um den Preis ihres ganzen Vermögens abkaufen könnten! Ich verlange von Ihnen ja vielleicht nur den dritten Theil Ihres Vermögens, und dieſen Handel nicht eingehen, würde von Ihnen höchſt thöricht ſeyn."

Von dem Augenblicke an, wo Woronitſcheff mit ſeiner geheimen Verkaufflichkeit hervorrückte,

und wo nach der leidenſchaftlichen Scene die ſanftere Sprache eines abzuſchließenden Handels folgte, hatte ſich Paradikin wieder völlig gefaßt, und ſein Geiſt allmählig die gewohnte Energie wiedergewonnen. Die Gegenwart eines ſo ſchlechten Menſchen ſchreckte ihn nicht mehr, und er ſagte daher: „Was wollen Sie fortwährend mit dem vergoſſenen Blute? Habe ich denn den Mord geſtanden, deſſen Sie mich beſchuldigen? Durch Ihre Drohungen und den Ton, welchen Sie gegen mich annahmen, außer Faſſung gebracht, habe ich mich einen Augenblick in die außerordentliche Lage, in welche Ihr Haß mich urplötzlich verſetzte, nicht finden können. Die Unſchuld iſt nicht davor geſichert, zu erſchrecken. Kann ich vor dem Gerichte nicht dieſen Augenblick der Schwäche, den Sie belieben ein Geſtändniß zu nennen, läugnen? Sie haben, wie Sie ſagen, Beweiſe, aber wo ſind Ihre Zeugen? Ich denke, ſie ſind wohl etwas weit von uns? Welches Gewicht kann man auf die Aehnlichkeit einer Handſchrift legen? kann ſie nicht blos nachgemacht ſeyn, um mich in's Verderben zu ſtürzen? Begreifen Sie endlich nicht, daß ſeitdem dieſe Dame verſchwunden, auch dreißig Jahre verſchwunden ſind?“ — „Ich verſtehe, Sie bereiten ſich jetzt ſchon zu Ihrer argliſtigen Vertheidigung.“ — „Warum ſollte ich nicht? Um offenherzig mit Ihnen zu ſprechen, ſollten Woronitſcheffs Worte wohl mehr Glauben bei den Richtern finden, als die meinigen?“ —

„Sehr vernünftig. Wahrscheinlich hoffen Sie, auch noch durch die Verjährung sich zu retten? Diese werden Sie aber vergebens in Anspruch nehmen; denn es gibt Verbrechen, bei welchen darauf keine Rücksicht genommen wird, und ein solches ist das Ihrige, das weder das Gericht, noch der Thron begnadigen kann. Bedenken Sie, daß meine Anklage Sie wieder in den Sclavenstand stürzt, aus welchem Sie durch einen gräßlichen Raubmord gestiegen sind; das Geheimniß, welches bisher Ihre That bedeckte, und der Name, den Sie jetzt führen, und unter welchem Sie Ihren frühern verbergen, haben Sie bisher dem Arme der Gerechtigkeit entzogen. Bedenken Sie, daß ich das einzige Tribunal bin, von dem Sie Rettung erwarten dürfen, und unterwerfen Sie sich demselben." — „Und wenn ich mich demselben durchaus unterwerfen müßte, wer bürgt mir denn für die Rechtskräftigkeit eines Vertrages mit Ihnen?" Bei diesen Worten, faßte Paradikin seinen Gegner fest in's Auge, und gewahrte in seiner Miene so viel Falschheit und Spott, daß er nicht länger in Ungewißheit blieb, wozu er sich entschließen sollte, und mit einer Würde, vor der Woronitscheff verstummte, fuhr er fort: „Herr Woronitscheff, ich nehme Ihren Vorschlag nicht an: es streitet gegen mein Bewußtseyn, und selbst in dem Falle, daß ich mich selbst als einen Verbrecher fühlte, würden meine Grundsätze mir nicht erlauben, denselben anzunehmen; ich

würde mich lieber dem Ausſpruche des Tribunals unterwerfen, als daß ich meine Schuld noch dadurch vergrößerte, daß ich zu einer niedern Speculation meine Hand böte. Dies iſt mein unerſchütterlicher Entſchluß. Werden Sie mein Ankläger, das können Sie, aber mein Richter können Sie nicht werden; dafür erkenne ich nur die, welche die Regierung eingeſetzt hat." — „Sie haben ſich von Ihrer Betroffenheit noch nicht erholt, mein lieber Herr Nachbar, und ſprechen wie ein Verirrter, der in ſein Verderben rennt. Ich bin kaltblütiger, und ſehe die Sache von der Seite an, von der Sie ſie anſehen werden, wenn Ihre große Leidenſchaft ſich gelegt haben wird. Laſſen Sie mich morgen Ihren Entſchluß wiſſen, ich werde dann mein Benehmen darnach einrichten. Verharren Sie bei Ihrem Entſchluß, und wollen Sie Ihr eigener Henker werden, ſo gehe ich nach Petersburg, um die Sache bei dem Juſtizminiſter anhängig zu machen, ihm das mitzutheilen, was mir die alte Dorothea vertraut hat, und ihm unverwerfliche Beweiſe vorzulegen; auch werde ich die Verwandten der ermordeten Fürſtin aufſuchen, und ſie gegen Sie in Bewegung ſetzen. Um dies zu bewirken, brauche ich Ihnen nur zu ſagen, daß Sie ſehr reich ſind, und Ihre Reichthümer den Verwandten der Ermordeten gehören. Sie ſehen, ich benehme mich gar nicht wie ein Verräther... Sie antworten nicht? Wie ſoll ich Ihr Schweigen deuten?" — „Als Be-

ſtätigung meiner Erklärung. Kennten Sie mich genauer, ſo würden Sie wiſſen, daß mein Entſchluß unwiderruflich iſt, ſobald meine Grundſätze mich dazu beſtimmen." — „Ihre Grundſätze? — Ach! Unglücklicher! Erinnere Dich doch an die Vergangenheit! Nun, ich überlaſſe Dir vierundzwanzig Stunden Zeit zur Ueberlegung, bedenke, daß Dich auf der einen Seite ein ruhiges und geachtetes Alter, und auf der andern die Schande der Strafe und ſchwere Arbeit in den Bergwerken erwarten, ich wiederhole es, bedenke das, und wähle!" — Nach dieſen Worten entfernte ſich Woronitſcheff auf denſelben Weg, den er gekommen, und ging nach ſeinem Wagen zurück.

Nach Woronitſcheffs Entfernung blieb Paradikin lange Zeit eine Beute des tiefen Schmerzes, dem er faſt unterlag; denn dieſe ſo lange und leidenſchaftliche Scene hatte alle Wunden ſeines Herzens von Neuem geöffnet, und ſein, zwar zuweilen eingeſchläfertes, aber nie zum völligen Schweigen gebrachtes, Gewiſſen, war in ſeiner ganzen Stärke erwacht; vielleicht war es noch ſtechender, als das Entſetzen, das er bei dieſem ſo eben erlebten Auftritt empfinden mußte. Die Religion, dieſe mächtige Tröſterin bei allen uns überkommenden widrigen Ereigniſſen, zu Hilfe rufend, ſtieg er in ſeine Kapelle hinab, und ſich zu den Füßen ſeines Erlöſers niederwerfend, demüthigte er ſich vor der Gottheit, flehte die

Barmherzigkeit des Himmels inbrünstig an, und trug ihm seine Leiden, die er geduldet, und die ihm noch bevorstanden, mit zerknirschtem Herzen vor. Mitten in seinem inbrünstigen Gebete erleichterte ein Strom von Thränen seine Qual. Dann verließ er gestärkt die Kapelle, sich dem Sturme gefaßt preisgebend, der über seinem Haupte los zu brechen drohte.

Um sich Paradikins muthigen Entschluß zu erklären, die Geheimhaltung seines Verbrechens, das ihn zu Grunde richten konnte, nicht zu verkaufen, ist es nöthig, den Leser über seine Person näher aufzuklären. Er wird gefunden haben, daß in einem und demselben Individuum zwei durchaus verschiedene Gemüther ihren Sitz hatten. Der eine Mensch war bekanntlich ein Leibeigener, ein Diener, dessen Gemüth in seiner Jugend durch schlechte Gesellschaften vergiftet worden war. Seine Erziehung war in vieler Hinsicht weit sorgfältiger gewesen, als sie bei dieser Klasse von Menschen gewöhnlich ist. Er hatte mit seinen jungen Herren, die der Tod früh wegraffte, an dem Unterrichte in der französischen, englischen, deutschen und italienischen Sprache Theil genommen, und den Grund zu einigen andern Kenntnissen gelegt, die bei seiner schnellen Auffassung und seinem hellen Kopfe leicht Wurzel schlugen. In einem Alter von funfzehn Jahren fühlte er

bei dieſer Erziehung das Bittere ſeiner niedern Geburt. Von der Sehnſucht beherrſcht, ſich frei zu machen, und von dem Durſte nach Gold gequält, erlag ſeine Ergebenheit gegen ſeine Herrſchaft der lockenden Gelegenheit, Beides zu erlangen, und er wurde zur Vollziehung des Verbrechens um ſo leichter vermocht, da er gegen die Entdeckung deſſelben ſich völlig geſichert hielt. Aus der Art und Weiſe, wie er die That in undurchdringlichen Schleier hüllte, konnte man bereits ſeine Klugheit und die Feſtigkeit ſeines Vorſatzes erſehen.

Der ungeheure Erfolg ſeines Handels eröffnete ihm eine neue Laufbahn; der Verbrecher wurde nun ein Biedermann. „Mein Gott," ſagte er oft zu ſich, „da es ſo leicht iſt, auf geradem Wege reich zu werden, warum mußte ich mich mit einem Verbrechen belaſten, das mich zu Boden drückt und mir immerfort mein Leben und allen Genuß meines Lebens verbittert." Von dieſem Augenblicke an wollte er, durch eine in dem Herzen der Böſen ſehr ſeltene Umwandlung, wieder zur Ehre und Tugend zurückkehren; er gab ſich ſelbſt das Wort, ein redlicher Handelsmann zu werden, und er hielt es. Ein gewiſſenhafter Beobachter ſeiner Verpflichtungen, und ſich nicht das Mindeſte erlaubend, was gegen Rechtlichkeit ſtritt, erwarb er ſich allgemeine Achtung, allgemeines Vertrauen. Hatte jemand etwas zu verkaufen, ſo brachte er es ihm, überzeugt, daß die-

ſer redliche Handelsmann deſſen Werth nicht zu gering anſchlage; gab es eine Hochzeit, ſo wurde bei ihm der Schmuck gekauft, und er war es auch, der immer die Steine aus altmodiſchem Geſchmeide heraus nehmen und neu faſſen mußte; bei jedem zweifelhaften Falle in ſeinem Geſchäfte entſchied ſein Ausſpruch; zu allen Taxationen von Juwelen wurde er zugezogen. So beförderte er durch ſtrenge Rechtlichkeit ſeine Wohlhabenheit nur noch mehr, und ſein beſtändiger Verkehr mit der guten Geſellſchaft veredelte nicht nur ſeine Sitten, ſondern bewirkte auch, daß ſein Hauptſtreben darauf gerichtet war, ſich die Achtung der guten Menſchen zu erwerben. Freigebig, großmüthig und mildthätig, wie es die Ruſſen von Natur ſind, verwendete er einen großen Theil ſeines Gewinnes zum Beſten der Nothleidenden, die er ſelbſt aufſuchte. London, wo er ſeinen Wohnſitz aufſchlug, wurde der geheime Schauplatz ſeiner Wohlthätigkeit, welcher ſich beſonders auch ſeine unglücklichen Landsleute zu erfreuen hatten, wiewohl die Klugheit ihm gebot, ſich nicht öffentlich dafür erkennen zu laſſen.

Die letzten Jahre beſonders hatte er einen alten Herrn, Namens Paradikin, unterſtützt, einen Greis, der durch thörigten Aufwand im Auslande ſich ſchon vor vielen Jahren zu Grunde gerichtet hatte. Gerührt durch Kuſtroffs Wohlthaten und die Sorgfalt, womit er ihn in ſeinen alten Tagen unterſtützte, wünſchte der bejahrte Ruſſe, daß Ku-

ſtroff ſeinen Namen aufgeben und den ſeinigen annehmen möchte, und hinterließ ihm zu dieſem Zwecke bei ſeinem Tode alle ſeine Papiere und Urkunden. Nach deſſen Ableben erfüllte Kuſtroff endlich ſein ſehnlichſtes Verlangen, ſein Vaterland wieder zu ſehen, und ſich daſelbſt unter dem angenommenen Namen Paradikin ein Landgut in einem, von ſeinem Geburtsort entfernt liegenden Gouvernement zu kaufen. Als der Ankauf ſich ohne Schwierigkeit gemacht hatte, fing der neue Gutsherr ſeine durch zu große Zurückgezogenheit auffallende Lebensart an. Seine Eingezogenheit war weniger eine Folge des Wunſches, Gefahren zu entgehen, die für ihn nicht mehr zu beſtehen ſchienen, als ſeines großen Hanges zur Einſamkeit; die Zerſtreuungen der großen Welt widerſtrebten ſeinem Hange zur immerwährenden Thätigkeit. So war der Mann beſchaffen, den ein unerhörter Zufall ſeinem ruhigen Landleben und der rührenden Verehrung ſeiner Untergebenen zu entreißen drohte.

Nehmen wir nun den Faden der Erzählung wieder auf, und verſetzen uns in die faſt verzweiflungsvolle Lage des entlarvten Verbrechers. Das Alter konnte Paradikins Kraft geſchwächt haben; aber von der ſchnellen Ueberſicht, welche die Nähe einer drohenden Gefahr ermißt und ihm Mittel an die Hand gibt, ſich derſelben zu ent-

ziehen, hatte es ihm nichts geraubt. Wie wohl durch die plötzlich und unverſehens ihn treffenden Beſchuldigungen ſeines Feindes ungemein beunruhigt, hatte er doch eingeſehen, daß er ſich auf deſſen Schwüre und bloße Zuſicherungen nicht verlaſſen könne. „Wenn ich nun auch mit Aufopferung von vielem Gelde die Vernichtung der mir Gefahr drohenden und in ſeinen Händen befindlichen Schrift erlange," — ſagte er zu ſich ſelbſt, — „wer bürgt mir für neue Forderungen von ihm? Bei dem erſten Mahnen ſeiner Gläubiger, bei dem erſten Verluſte im Spiele wird der habſüchtige Menſch ſeine Drohungen und Erpreſſungen erneuern; mein Vermögen wird ſich völlig in der Gewalt des charakterloſen Verſchwenders befinden, und habe ich es zuletzt durch wiederholtes Erkaufen ſeines Schweigens erſchöpft, ſo wird der Unerſättliche mich dennoch angeben, und mich in einen Criminalprozeß verwickeln, von dem er jetzt mich zu befreien behauptet. So würde ich in den letzten Tagen meines Lebens das Spielwerk ſeiner wüthenden Habſucht werden, lieber will ich mich der Strenge der Geſetze ſelbſt überliefern. Es ſprechen für mich dreißig Jahre der Reue und einige gute Handlungen. Das Geſchick entſcheide." —

Da am nächſten Tage keine Botſchaft von Paradikin bei Woronitſcheff anlangte, ſo ſchickte der Ungeduldige ſeinen Intendanten zu ihm, mit

dem Auftrage, zur Antwort blos Ja oder Nein abzuholen, weiter nichts. —

Die Antwort war ebenso lakonisch als die Frage. Sie war: „Nein!“

Gregorieff ritt damit schnell zurück, um sie seinem Herrn getreulich zu überbringen, der darüber in schreckliche Wuth gerieth und fürchterlich fluchte. Selbst Gregorieff bekam dabei seinen Theil, denn er sollte Schuld an der Antwort seyn. Darauf wurde er eiligst weggeschickt, um den Reisewagen in Stand setzen zu lassen, indem er den nächsten Morgen verreisen wolle. Durch seine plötzliche Abreise hoffte er seinen Nachbar zu schrecken und ihn zu dem verlangten Opfer zu bewegen. Abends wurde Gregorieff in das Kabinet seines Herrn gerufen, um dessen Befehle in seiner gewöhnlichen Weise zu empfangen. „Höre genau, durak (einfältiger Tölpel), und wehe dir! wenn du nicht pünktlich thust, was ich dir befehle. Ich habe Jedermann gesagt, daß ich sehr schnell reisen und Tag und Nacht fahren würde, du sollst aber wissen, daß ich nur sehr kleine Reisen machen will. Hier hast du meine Reiseroute, auf der alle Poststationen und Nachtquartiere angegeben sind; schickt Herr Paradikin, mit dem ich wegen eines großen Geschäftes in Unterhandlung stehe, herüber, so muß Andreas Alexiowitsch mir augenblicklich nachreisen und mich eiligst aufsuchen; das nöthige Reisegeld sollst du ihm zustellen; nun geh' und laß mich um sechs Uhr wecken.“

Den nächſten Morgen reiſte Woronitſcheff ab. Er hatte berechnet, daß er um acht Uhr vor Paradikins Hauſe ſeyn würde, dieß war gerade die Stunde, wo dieſer, in ſeinen Gewohnheiten ſehr pünktliche Mann, die Meſſe hörte. Es iſt bereits erwähnt, daß die Kapelle in einem von den Hausflügeln lag; die Hauptthüre derſelben ging nach der Landſtraße heraus. Woronitſcheff ließ halten und ging in die Kirche. Paradikin wurde dadurch in ſeinem Gebete nicht geſtört. Nach dem Gottesdienſte entfernten ſich die Domeſtiken durch die Hauptthüre. In dem Augenblicke, wo ſich ihr Herr anſchickte, nach ſeinem Zimmer zurück zu kehren, redete Woronitſcheff ihn mit den Worten an: „Ich reiſe nach Petersburg; Sie ſehen dort meinen Reiſewagen. Haben Sie mir keinen Auftrag dahin mit zu geben, Herr Paradikin?“ — (den Namen ironiſch betonend.) — „Ich gebe nur meinen Leuten Aufträge, mein Herr! glückliche Reiſe, Gottes Wille geſchehe!“ — „Herr Kuſt —, Herr Paradikin wollte ich ſagen, kann ſich auf meinen Eifer und auf meinen guten Willen, Ihnen zu dienen, verlaſſen!“ Mit dieſen Worten verließ Woronitſcheff die Kapelle und ſtieg in ſeinen Wagen, der ſich pfeilſchnell entfernte.

Da ihm bei dieſer kurzen Unterredung Paradikins ruhiger und reſignirter Ton aufgefallen war, ſo fing er beinahe an, zu zweifeln, daß er werde zurück gerufen werden, änderte jedoch vor der Hand noch nichts in ſeinem Reiſeplane. Sein

Haß, der bisher noch durch seine Habsucht niedergedrückt war, erlangte aber seit diesem Augenblicke das völlige Uebergewicht, und er tröstete sich über den Verlust der hundert tausend Rubel mit der Aussicht der Strafe, womit Kustroff werde belegt werden, mit der Publicität, die er einem großen Verbrecher geben, und mit der Achtung, die für ihn, als Angeber, daraus erwachsen werde.

Nach seines Todfeindes Verschwinden war Paradikin starr vor Schrecken und Abscheu. Im Hause Gottes, in dem Augenblicke überfallen, wo die Seele sich alles Irdischen zu entledigen sucht, hatte er mit Würde und als Mann geantwortet, der sich seinem bösen Geschick unterwirft; nun unterlag er demselben aber auch fast ganz, und, von der peinlichsten Unruhe gequält, schleppte er sich mühsam nach einem Zimmer im obern Stock des Hauses, wo er die Straße nach beiden Hauptstädten übersehen konnte, und wo er den Wagen seines Feindes im Fluge dahin eilen sah. Er hätte gewünscht, ihn zurück halten zu können, sein Entschluß wankte, er ging herab, befahl seinen Leuten das schnellste Pferd zu satteln, und einen Augenblick hernach nahm er den Befehl zurück. Endlich, beschämt, die Unruhe und Angst seines Herzens vor seinen Leuten blicken zu lassen, nahm er sich zusammen, und tiefe Verachtung seines Verfolgers stählte seinen ernsten Entschluß. All-

mählich wurde er ruhiger, und um nicht neuen Anfällen der Unentschlossenheit zu unterliegen, verließ er seine Wohnung und begab sich tief in ein Gehölz, über die Vertheidigungsmittel sinnend, von denen er werde Gebrauch machen könne.

Mit diesem Gegenstande allein nur beschäftigt, achtete er nicht auf den Weg und wurde zuletzt gewahr, daß er sich verirrt habe. Im dichtesten Gebüsch vernahm er jetzt ein Geräusch; er erschrack heftig darüber und war eben im Begriff, zu fliehen, als Gregorieff vor ihm stand, der, erstaunt darüber, an diesem einsamen Ort denjenigen zu finden, der sich nirgends blicken ließ, ihn mit den Worten anredete: „Beim heiligen Nikolaus! Herr Paradikin, hätte mir Jemand diesen Morgen gesagt, daß ich eine menschliche Seele in diesem Walde antreffen sollte, so würde ich eher an den Großtürken, als an Sie gedacht haben! Seit dem Brande in dem Dorfe des Generals, den Tag vor Pfingsten, ist es, wenn ich nicht irre, daß Sie über Ihr Gebiet nicht gekommen sind, wo Sie wie ein heiliger Eremit leben. Gott ist mein Zeuge, daß es mich freut, Sie zu sehen, obgleich Ihre kurze Antwort gestern mir ein schreckliches Anschnauzen zu Wege gebracht hat.“

Zu jeder andern Zeit würde das Zusammentreffen mit Woronitscheffs Intendanten Paradikin unangenehm gewesen seyn, jetzt aber fühlte er in seiner gegenwärtigen Stimmung bei dem Anblick des jovialen Gregorieff, den er sogleich erkannte,

eine Art von Erleichterung. „Ich war in Gedanken," ſagte er, „habe mich verirrt und bin ſo über mein Gebiet gerathen, was mir nicht oft geſchieht." — „Sie befinden Sich auf unſerem Gebiete, Herr Paradikin, wenn ich ſage, unſerem, entſchuldigen Sie gütigſt, ſo hätte ich ſagen ſollen: dem Gebiete des Herrn Woronitſcheff, meines ſehr geehrten Herrn, den der Himmel auf ſeiner Reiſe geleiten wolle." — „Er iſt alſo verreiſt?" „Ja, Gott Lob! würde ich wohl ſonſt ſo vergnügt ſeyn, wenn er nicht ſchon 20 Werſte hinter ſich hätte? Frei zu Ihnen geſprochen, ſeine Anweſenheit bringt mich beinahe um, iſt er aber fort, ſo bin ich heiter und vergnügt; es iſt, als wenn mir dann zwei oder drei Puds Blei von der Bruſt gewälzt wären, und glauben Sie ja nicht, daß ich der Einzige bin, der dann vergnügt iſt, nein, unſer ganzes Dorf iſt im Jubel. Ach! ich weiß es wohl, er wird wieder kommen und mit ihm all' meine Qual; was aber thun? Ich kann's nicht ändern; denken wir aber nicht daran. Heute bin ich glücklich wie ein König!" — „Der Herr iſt alſo hart?" — „Hart, — ſeine Seele iſt eiſern, ſein Wille iſt ein Hammer, der unaufhörlich zuſchlägt, und was den Ambos betrifft, Herr Paradikin, ſo ſehen Sie ihn hier vor ſich! Als Intendant bin ich der erſte Märtyrer des Dorfs. Ich habe Leute gekannt, deren Bösartigkeit doch auch einmal nachließ, aber die ſeinige niemals! Uebelgelaunt ſteht er auf, und eben ſo geht er

wieder zur Ruhe. Guter Gott! iſt es wohl auch gewiß, daß er der Sohn ſeines Vaters, und noch mehr ſeiner Mutter ſeyn kann, dieſer trefflichen Herrſchaft! Ich beweine ſie immer noch.“ — „Nun, Gregorieff, tröſte dich, er macht es mit ſeinen Nachbarn nicht beſſer, wie ich eben erfahren habe.“ — „Bei meiner Treue! ich weiß nicht, was zwiſchen euch vorgeht, aber geſtern verſetzte ihn Ihre, obgleich ſehr kurze Antwort, in eine Wuth. Ich ſah den Augenblick ſchon kommen, wo er auf mich losſchlagen würde; es wäre nicht das erſte Mal geweſen: ich konnte ihm aber doch nicht Ja überbringen, da Sie mich mit Nein abgefertigt hatten. Er überſchüttete mich mit einer Fluth von Schimpfworten, die alle an Sie gerichtet waren, als hätten Sie mich bevollmächtigt, ſie in Empfang zu nehmen. Was kann er Ihnen übrigens thun? Ihre Stellung ſchützt Sie vor ſeinen Verfolgungen, Sie ſind nicht ſein Diener.“ — „Nein, gewiß nicht! aber meine Stellung hält ihn nicht ab, neidiſch auf meine Ruhe, auf mein Vermögen zu ſehen. Wüthend darüber, daß ich ſeinen Beſuch nicht angenommen habe, als er von ſeinen Reiſen zurückkam, hat er mein Verderben geſchworen: ſollteſt du es glauben, daß er mich eines vor dreißig Jahren 600 Stunden von hier verübten Mordes beſchuldigt?“ —

Kaum waren dieſe Worte verhallt, als Gregorieffs fröhliche Mine ſich in Trauer wandelte. Paradikin wußte nicht, was er davon denken ſollte,

als der Intendant leiſe ſagte: „Er beſchuldigt Sie des Mordes — er! — dieſes Wort hätte nie über ſeine Zunge kommen ſollen.“ — „Was willſt du damit ſagen?“ — „Nichts, als die Wahrheit; folgen Sie mir, Herr Paradikin, ich will voraus gehen, um die Zweige bei Seite zu biegen, und wir wollen in einer Schlucht Platz nehmen, welche die Bauern den Sammelplatz der Bären nennen; es iſt die heimlichſte Stelle im Walde; dort kann ich Ihnen Alles ſagen, ohne fürchten zu dürfen, behorcht zu werden, es müßten denn die Tannen und Birken Augen und Ohren haben.“ — „Warum willſt du mich ſo weit führen?“ — „So weit? Es iſt nur eine Werſte, fürchten Sie nichts von mir; ich gleiche, Gott ſei Dank, nicht meinem Herrn. Dieſes Inſtrument, welches Sie hier ſehen, dient dazu, die Bäume zu bezeichnen, die wir an einen reichen Lieferanten verkaufen wollen; ſie werden vor der Zeit gefällt und ſollen zur Bezahlung der Thorheiten dienen, die mein Herr in Petersburg begehen wird. Die Arbeiter werden hierher kommen, und ich wäre verloren, wenn man uns zuſammen heimlich ſprechen hörte; mein Herr würde, erführe er es, mir daraus ein Verbrechen machen.“ —

„Gut! ich folgè dir,“ antwortete Paradikin, völlig durch Gregoriefſs ehrliches Ausſehen und ſeine Miene beruhigt, die wieder ihre vorige Heiterkeit angenommen hatte. Beide drangen ſchweigend durch das dichteſte Gebüſch. An der Stelle

angelangt, ſetzten ſie ſich neben einer Lache auf trockenes Heidekraut, unter den Schatten einer alten Eiche, wo der Intendant ſeine Erzählung ſogleich folgendermaßen anfing:

„Zehn Werſte von hier befindet ſich ein kleines Beſitzthum, welches von der Wittwe eines armen Herrn bewohnt wird. Dieſer gute Nachbar wurde von meiner alten Herrſchaft geliebt. Im Sommer beſuchte er uns häufig mit ſeiner Gattin, und ſie wurden als Freunde und Verwandte behandelt. Der Sohn meiner Herrſchaft hatte das Kind dieſer Leute über die Taufe gehalten, ein artiges kleines Mädchen, das wir alle liebten. Die Taufe gab zu einem großen Feſte Veranlaſſung, an welchem das ganze Dorf Theil nehmen mußte. Große Freigebigkeit von der einen Seite und eben ſo große Dankbarkeit von der andern knüpfte das Band der Freundſchaft zwiſchen den beiden Familien noch enger. Zehn Jahre nach der Geburt dieſes Kindes ſtarb unſer Gutsherr und deſſen Gattin faſt zu gleicher Zeit. Ihr Sohn benutzte nun ſeine Freiheit und ſein Vermögen, um auf Reiſen zu gehen. Seine Abweſenheit dauerte fünf Jahre. Im erſten Jahre nach ſeiner Abreiſe unterlag unſer guter Nachbar einer langen Krankheit, und hinterließ ſeine Frau und ſeine Tochter in Armuth. Madame Wolkoff, ſo heißt die Wittwe, gab ihrem Kinde dennoch eine ſehr gute Erziehung.“

„Nachdem mein Herr drei oder vier Jahre

von dem Ertrage unſerer Einkünfte — der ſeinigen wollte ich ſagen — im Voraus durchgebracht hatte, kam er zurück. Gleich den Tag nach ſeiner Ankunft beſuchte er ſeine Nachbarin. Seine Pathe war damals ſiebzehn Jahre alt und von einer Schönheit — ich habe ihres Gleichen nie geſehen. Der gnädige Herr erkannte in dem kleinen Mädchen, dem er ehemals Puppen und Bonbons gebracht, die hohe, ſchlanke, reizende Jungfrau gar nicht wieder. Beim erſten Blick entbrannte er für ſie in Liebe, aber in einer verwerflichen, denn einer wahren, reinen Liebe iſt er nicht fähig. Von dieſem Augenblick an verließ er ihr Haus nicht mehr und überſchüttete Mutter und Tochter mit Geſchenken. Madame Wolkoff, eine recht brave, aber eben nicht hellſehende Frau, merkte nichts, und ſah in Allem dieſen nur einen es mit ihr gut meinenden Gevatter. Je mehr er indeß gab, um ſo weniger wurde er von der ſchüchternen und furchtſamen Machinka geliebt, die ihre Abneigung gegen den Wohlthäter ihrer Familie unter dem Schein von Achtung und Dankbarkeit verbarg."

„Da mein Herr ſah, daß er aller ſeiner Beſtrebungen ungeachtet, keine Fortſchritte in ihrer Gunſt machte, ſo wurde er über dieſen ihm unerwarteten Widerſtand wüthend, und beſchloß das Kammermädchen durch Beſtechung auf ſeine Seite zu bringen, und die Schändliche verkaufte ihm die Ehre und Ruhe der jungen Gebieterin. Ma-

chinka konnte der Schlinge, die man ihr gelegt hatte, nicht entgehen. Ich habe nicht genau erfahren, wie man dabei verfuhr. Eines Abends wurde die Mutter entfernt; kurz, Tags darauf wurde die durch hölliſche Liſt oder Zwang Geopferte krank und ſchwebte mehrere Tage in Todesgefahr; endlich genas ſie wieder, verabſcheute aber den grauſamen Verderber ihrer Unſchuld ſo ſehr, daß ſie ihn mit der größten Verachtung öffentlich behandelte. Sie wollte ihrer Mutter Alles entdecken, wurde aber durch ſeine Drohungen, durch den Gedanken an die Verzweiflung, in welche ſie dieſe ſtürzen würde, und durch die Furcht, ſie der Unterſtützung ihres Beſchützers zu berauben, davon abgehalten, und verbarg ihr die ſchreckliche Wahrheit."

„Von dieſem Augenblicke an nahm Machinka ihre Maßregeln ſo gut, daß mein Herr niemals mit ihr allein war. Unter dem Vorwande öfterer Krankheitsanfälle bezog ſie das Zimmer ihrer Mutter, und verließ dieſe nie. Je mehr ſie ihn aber floh, ihn mit Kälte behandelte, und ihm ihren Haß zu erkennen gab, um ſo ſinnlicher wurde er. Bei uns armen Leuten habe ich immer die Bemerkung gemacht, daß, wenn wir geliebt werden, unſere Gegenliebe um ſo ſtärker iſt; aber bei Euch Vornehmen — entſchuldigen Sie, Gospodin — iſt es gerade das Gegentheil. Hätte die ſchöne Machinka die Gefühle ſeines Herzens getheilt, ſo wäre

ſie nach Verlauf von vierzehn Tagen von ihm verlaſſen worden."

„Einige Zeit nachher, als mein Herr traurig, eiferſüchtig und mißlaunig ziemlich lange vom Hauſe abweſend war, wurde Machinka wieder etwas heiterer. Er blieb dieſes Mal ein Viertel Jahr in Moskau. Während dieſer Zeit wurde Madame Wolkoff und ihre Tochter zu einem Feſte bei einem General, einem alten Freunde des Vaters in der Diſtriktſtadt, eingeladen. Es war eine große Geſellſchaft und das erſtemal, daß Mademoiſelle Wolkoff in einer ſolchen erſchien."

„Die jungen Herren waren über ihre Schönheit entzückt, und umflatterten ſie, wie die Schmetterlinge zur Abendzeit die brennende Kerze. Einer beſonders tanzte faſt immer mit Machinka, und wenn er nicht tanzte, erwies er ihrer Mutter tauſend Aufmerkſamkeiten. Dieſer war denn, wie Sie ſehen, der verliebteſte." —

„Die Damen kehrten nach Hauſe zurück. Acht Tage nachher ſchrieb der General an Madame Wolkoff und bat ſie im Namen des jungen Tänzers um die Hand ihrer Tochter: er bürgte für ſein nicht unbeträchtliches Vermögen und noch mehr für ſeine vortrefflichen Eigenſchaften. Die Mutter, froh, daß ſich für ihre Tochter eine ſo gute Partie gefunden hatte, dankte dem General und meldete ihm, daß ſie auf ſeine Empfehlung die Beſuche des jungen Mannes genehmige. Machinka ſah ihn gerne wieder, und man geſtand

ſich gegenſeitig, daß man ſich liebe. Es wurde jedoch beſchloſſen, den Herrn Gevatter nicht eher von dieſer Bewerbung zu unterrichten, bis die Einwilligung der Familie des Bräutigams eingetroffen ſeyn würde.“ —

„Nach ſeiner Zurückkunft von Moskau fand Woronitſcheff ſein Pathchen noch kaltſinniger gegen ihn, und als ihn wenige Tage nachher der treuloſe Kammerdiener von Allem unterrichtet hatte, was während ſeiner Abweſenheit vorgefallen war, brach der Sturm los. Eine Bärenmutter, der man ihre Jungen raubt, kann nicht wüthender ſeyn, als unſer verliebter und verſchmähter Liebhaber es wurde. Madame Wolkoff wurde mit Schmähungen überſchüttet, er warf ihr Undankbarkeit vor, drohete, ſich der Heirath zu widerſetzen, mißbilligte die Wahl des Bräutigams, den er einen Habenichts nannte, und erklärte endlich mit Anmaßung, daß nur ihm das Recht zuſtehe, für die Verſorgung ſeiner Pathe zu ſorgen. Nachdem er ſeinen Willen kund gethan, als wenn er unumſchränkt über die Familie zu gebieten habe, ging er fort, ohne auf die Vorſtellungen und Thränen der Mutter zu achten. Machinka war bei dieſem Auftritte nicht zugegen; ſie hatte ſich, ſobald ſie den unwillkommenen Beſuch von weitem erblickte, ſchnell entfernt.“

„Ein Monat verfloß, ohne daß mein Herr ſich bei der Wittwe wieder ſehen ließ. Man glaubte, daß er andern Sinnes geworden ſey und

der Heirath ſich nicht mehr widerſetzen werde. Ich war nicht dieſer Meinung; denn ich wußte, daß er ſich oft mit unſerm Hufſchmied, einem Erzböſewichte, einſchloß, und daß heimliche Zuſammenkünfte zwiſchen ihnen ſtatt fanden. Ich ſuchte dieſen Menſchen, das ſchlechteſte Subject von allen unſern Leibeigenen, zu belauern, und ſah ihn mehrere Male zwiſchen 11 und 12 Uhr in der Nacht auf dem Wege herkommen, der zu der Madame Wolkoff führte, und ſich dann ſogleich zu unſerem Herrn begeben. Da man aber weiter von keiner Unthat hörte, ſo glaubte ich endlich, daß der Herr und ſein Diener eine verliebte Intrigue in der Gegend anzettelten."

„Auf einmal war mein ſanftmüthiger Herr nicht mehr düſter, ſondern ungemein heiter, und behandelte uns ſelbſt gelinde. Dieſes war ſo ungewöhnlich, daß das ganze Haus ein frohes Anſehen gewann, ſo leicht iſt es, unſere Umgebung froh zu machen. Wer weiß das beſſer, als Sie, Herr Paradikin? Ihre Leibeigenen ſind glücklicher, als viele Freie." —

„Eines Tages, es war der Tag vor Michaelis, ich vergeſſe es zeitlebens nicht, ließ mich mein Herr rufen; er war allein. Ich hatte einen weiten Weg gemacht und ſchien müde, er ſagte mir, was er noch nie gethan, daß ich mich ſetzen möchte. Beſorgt, nicht recht gehört zu haben, lehnte ich mich nur auf die Rücklehne eines Stuhls. „Gregorieff! ſagte er in einem zutraulichen Tone, Du

weißt, daß ich ſehr gegen die Heirath meiner Pathe mit dem, von dem General empfohlenen jungen Manne war, ich habe mich aber näher nach ihm erkundigt, und nichts als Gutes von ihm gehört, er iſt von guter Familie und wird fünfhundert Leibeigene bekommen; dies iſt mehr, als Mademoiſelle Wolkoff hoffen dürfte, die faſt Nichts hat; kurz, die Partie iſt anſtändig und ich will die Ausſteuer übernehmen, und Du mußt die Damen unverzüglich von meiner Abſicht unterrichten. Ich bin ungerecht gegen ſie geweſen und muß den Fehler wieder gut machen. Da ich aber Morgen nach Moskau reiſe, ſo eile zu Machinka, und ſage ihr, daß es durchaus nöthig ſey, daß ſie wegen unumgänglich nöthiger Anordnungen heute noch zu mir komme. Die Hochzeit ſoll nach meiner Rückkehr ſeyn. Nimm die Kaleſche, weil Madame Wolkoff mitkommen wird, und ſollte auch der Bräutigam dort im Hauſe ſeyn, das er nicht leicht verläßt, ſo bitte ihn in meinem Namen, die Damen zu begleiten. Ich erwarte alle Drei. Geh', mein Junge und laß Andreas Michailowitſch tüchtig zufahren." —

„Vergnügt über einen ſo guten Auftrag, verließ ich das Kabinet, und der Kutſcher jagte im vollen Rennen zu Madame Wolkoff, wo ich leider hörte, daß ſie krank und außer Stand ſey, das Fahren zu vertragen. Der Bräutigam war auf Ordre ſeines Generals nach Kaluga abgereiſt. Ich argwöhnte noch immer nichts. Die Mutter

ließ mich vor ſich kommen; ich berechnete Alles, was mein Herr mir aufgetragen hatte, und fügte noch hinzu, daß es ihm ſehr leid thun werde, ſtatt drei Perſonen nur eine zu empfangen."

„Schon der Gedanke, zu ihrem Pathen zu gehen, verſetzte Machinka in eine ungemeine Angſt, und ſie wurde ſo leichenblaß, daß ich fürchtete, ſie möchte ohnmächtig werden. Sie wollte lieber ſterben, ſagte ſie, als dieſes Haus betreten. Ihre Mutter tadelte ſie deshalb ſehr, und ſtellte ihr vor, daß ſie die gute Stimmung ihres Pathen benutzen müßte. Dieſe Verſöhnung würde dem General und ihrem Verlobten lieb ſeyn, ſie ſollte dem Sohne ihrer ehemaligen Wohlthäter nicht Anlaß zur Kränkung geben, und ſich ihn nicht zum unverſöhnlichen Feinde machen. Ich unterſtützte dieſe Ermahnungen und fügte meine Bitten hinzu: „Fürchten Sie nichts, ſagte ich zu Mademoiſelle Wolkoff, ich werde Sie keinen Augenblick verlaſſen. Sie werden aus dieſer Zuſammenkunft vergnügt zurückkehren, mein Herr will bei Ihnen Vaterſtelle vertreten; o, er iſt jetzt ein ganz anderer Menſch; erzürnen Sie ihn nicht durch eine Weigerung, die er Ihnen vielleicht nie vergeben wird." — Was ſoll ich Ihnen noch ſagen, Herr Paradikin? Das junge Mädchen willigte endlich ein. Sie wollen es, liebe Mutter, ſagte ſie, dieſe umarmend, ich gehorche. Was auch geſchehen mag, ſo wird es ein Troſt für mich ſeyn, nicht ungehorſam gegen Sie geweſen zu ſeyn. Nun,

Gregorieff, laſſen Sie uns reiſen, und Gott ſchütze mich!“ —

„In dem Augenblicke, wo ſie in den Wagen ſtieg, wurde das Kammermädchen vergebens gerufen; ſie hatte wie man uns ſagte, den Fuß verrenkt. Machinka erblaßte und ich ſah ihren Entſchluß voraus, daß ſie nun nicht würde mitfahren wollen, ihre Mutter aber beſtimmte ſie mit den Worten dazu: „Meine Tochter, Du haſt es mir verſprochen!“ — Ach! die arme Frau, hätte ſie die Wahrheit gewußt! — aber es ſollte ſo ſeyn.“ —

„Als Machinka die große, von hohen Tannen beſchattete Einfahrt erblickte, ergriff ſie krampfhaft meinen Arm und ſagte in einem, mich heftig erſchütternden Tone: „Gregorieff! im Namen Gottes bitte ich Dich, laß mich nicht mit Deinem Herrn allein, und befiehlt er Dir, Dich zu entfernen, ſo hab' in Deiner redlichen Seele den Muth, ihm nicht zu gehorchen.“ — Bald ſtiegen wir auf dem Platze vor dem Hauſe ab, wo wir, ganz wider die Gewohnheit, Niemand von dem Geſinde fanden.“

Hier ſtand Gregorieff, die Erzählung unterbrechend, auf, um zu ſehen, ob auch Niemand horchte. Aber nichts vernehmend, als den entfernten Schall der Art, und den eintönigen Geſang der Holzhauer, nahm er wieder Platz und fuhr beruhigt fort. „Wir waren bereits die Treppe hinaufgeſtiegen, die zu meines Herrn Thüre führt, als beim Eingange des Corridors eine Thür auf-

ging, aus welcher der Hufschmied trat. „Nur hier durch!“ sagte er. Machinka trat ein, ich wollte folgen, er vertrat mir den Weg und sagte: „Der Herr verlangt Dich zu sprechen, geh' schnell zu ihm!“ — Bei diesen Worten warf die Zögernde mir einen Blick zu, der in mein Innerstes drang, indem er mich anzuklagen schien, sie hintergangen zu haben. Ich wollte diesem Teufel von Schmied Widerstand leisten, er stieß mich aber mit Gewalt zurück und schloß mir die Thüre vor der Nase zu. Alles dieses war das Werk eines Augenblicks. Ich ging nun zu meinem Herrn in sein Kabinet; sein Anblick schreckte mich furchtbar; die heiter lachende Miene, mit der er mich am Morgen getäuscht, hatte jetzt einer finsteren, verzerrten Platz gemacht; er sprach kein Wort über den mir ertheilten Auftrag, sondern befahl mir barsch, ihm einen Aufsatz über die in diesem Monat noch zu vollziehenden Arbeiten zu machen. Dies war nichts weiter, als ein Vorwand, mich zu entfernen. Ich mußte gehorchen, nahm mir aber vor, auf Alles, was vorgehen würde, genau zu achten.“

„Ach, Herr Paradikin, wie reut es mich jetzt, nicht mehr auf die Ahnungen dieses unglücklichen Mädchens geachtet zu haben! Die Gewissensbisse bei der Erinnerung an dieses schreckliche Ereigniß werden mich zeitlebens quälen! Wie hätte ich aber durch diese abscheuliche Heuchelei nicht getäuscht werden sollen, die wohl einen klügern,

als mich, hintergangen hätte. Von Jugend auf hatte Herr Woronitſcheff immer offen und ohne Verſtellung gehandelt, und nie hatte ich geſehen, daß er ſich die Mühe genommen hätte, ſeine Geſinnung zu verhehlen, und das, was er Schlimmes vorhatte, zu verbergen; alle Laſter können ja nicht in einem und demſelben Individuum vereinigt ſeyn, und es iſt ſchwer, zu gleicher Zeit ein Heuchler und gewaltthätig, jähzornig und ein Schurke zu ſeyn; die grenzenloſe Eiferſucht meines Herrn ließ ihn aber alle dieſe Widerſprüche vereinigen, und um nur ſeinen Zweck zu erreichen, hatte er die Geduld, eine Zeitlang den guten Menſchen zu ſpielen, wodurch es ihm leicht wurde, mich, der ihn gut kannte, zu täuſchen."

„Um in dem Falle, daß man mich beobachtete, die Aufmerkſamkeit von mir abzulenken, ging ich auf mein Zimmer, wo ich aber nicht lange blieb, ſondern bald leiſe die Thür öffnete und auf den Gang ſchlich. Im Hauſe herrſchte die größte Stille. Schon bei meiner Ankunft hatte ich bemerkt, daß alle Dienſtleute außerhalb in dem entlegenſten Theile des Gartens beſchäftigt waren. Auf den Zehen ſchlich ich an die Thüre von meines Herrn Kabinet; und da es in demſelben ganz ſtill war, ſo vermuthete ich, daß man Mademoiſelle Wolkoff in den untern Saal am äußerſten Ende des Hauſes geführt haben würde; er diente zu den Zuſammenkünften des Herrn mit ſeinen Getreuen."

„Irrte ich nicht, ſo konnte mir dieſes Zimmer Gelegenheit geben, Alles genau zu ſehen, was darin vorgehen würde. Bei Lebzeiten meiner guten Herrſchaft war in demſelben Komödie geſpielt worden, und der alte Herr hatte, wenn ſeine Geſundheit es ihm nicht erlaubte, unter den Zuſchauern Platz zu nehmen, der Vorſtellung im Schlafrock in einer Loge beigewohnt, die dem Theater gegenüber angebracht war. Ich erreichte dieſes Kabinet, ohne geſehen zu werden, und fand die Thüre nicht verſchloſſen, denn die Böſewichter denken nie an Alles. Ein Vorhang vor den zerbrochenen Fenſterſcheiben erlaubte mir, ungeſehen Alles genau hören und ſehen zu können. Im Saale war noch Niemand, es ſtand darin ein mit einem alten Teppich bedeckter Tiſch, auf welchem wegen der Dunkelheit des Saales, der nur von einem Fenſter erhellt wurde, welches große Bäume beſchatteten, zwei Kerzen brannten, ferner ein Lehnſtuhl vor dem Tiſche und in einiger Entfernung von demſelben ein gewöhnlicher Stuhl. Ein Schreibzeug auf dem Tiſche und einige auf demſelben zerſtreut umherliegende Papiere gaben dem Saale ganz das Unglück verkündende düſtere Anſehen eines heimlichen Gerichts. Sie werden ſehen, daß es ein ſolches wirklich war.“ —

Nach drei Minuten trat der Herr ein, ihm folgte Machinka. Den Kutſcher und den Schmied ließ er in einem Nebenzimmer bleiben. Nachdem

er die Thüre verſchloſſen, ließ er ſeine Pathe Platz nehmen. Sie ſetzte ſich; ich erſtaunte über ihre Feſtigkeit, und ſie ſchien mir in einer halben Stunde größer geworden zu ſeyn, ſie verrieth durchaus keine Muthloſigkeit, und ihre Miene ſprach Verachtung und Unwillen aus. Nachdem ſie ſich geſetzt hatte, konnte ich ihr Geſicht nicht mehr beobachten, weil ſie mir mit dem Rücken zugekehrt ſaß. Mein Herr nahm zuerſt das Wort, das ich Ihnen faſt wörtlich berichten kann: „Machinka Alexiewna, belieben Sie mir, als Ihrem Pathen, dem Wohlthäter Ihrer Familie, zu ſagen, warum ich nur durch das Gerücht von Ihrer beabſichteten Heirath Kenntniß erhielt?“ — „Mein Herr, der Herr General hatte uns die Verpflichtung auferlegt, Ihnen ſeine Abſichten erſt nach der eingegangenen Genehmigung der Verwandten meines Verlobten mitzutheilen; dieſe iſt nun erſt vor einigen Tagen eingetroffen, und ohne die Unpäßlichkeit meiner Mutter würden Sie dieſelbe bereits erhalten haben.“ — „Die war ja aber doch nicht unpaß, als man um Ihre Hand warb. Dieſer Brief mußte mir noch den nämlichen Tag zugeſtellt werden; ich mußte ihn beantworten; Ihre Mutter verging ſich eben ſo ſehr gegen den Anſtand, als gegen die Dankbarkeit, welche ſie mir ſchuldig iſt. Wie zwei Thörinnen habt Ihr Euch dieſem jungen Manne in die Arme geworfen, Ihr habt ihm, ohne meine Genehmigung, Zutritt erlaubt, ohne Zweifel fürchtend, daß ich ein Lie-

beſtverſtändniß mit einem Unbekannten nicht billigen würde." — „Einem Unbekannten! mein Herr, dies iſt er weder für den General, noch für uns; aber ehe Sie dieſes ſeltſame Verhör fortſetzen, erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß mich Alles hier in Erſtaunen ſetzt, der Ort, an welchem wir uns befinden, und gerade die entgegengeſetzte Sprache, die Gregorieff in Ihrem Namen führte. Dieſer gemäß konnte ich nichts anders glauben, als daß Sie mich zu ſich beſchieden, um Ihre Genehmigung zu der ehrenvollen Verſorgung zu geben, die für mich im Werke iſt; dieſer Sprache gemäß machten die Erkundigungen, die Sie eingezogen, Sie ungeduldig, zu meinem Glücke beizutragen. Was ſoll ich nun von dieſer ſo plötzlichen Veränderung Ihrer Geſinnungen denken?" — „Nichts Anderes, Unglückliche! als daß Dein Verrath und Dein niederträchtiger Wankelmuth mich zu einer meiner unwürdigen Verſtellung genöthigt haben; ich habe Gregorieff getäuſcht und würde die ganze Welt hintergangen haben; alle Mittel waren mir gleich, dienten ſie nur dazu, Dich in meine Gewalt zu bekommen. Jetzt Machinka, gib dieſen arroganten Ton auf, der für Deine Lage nicht paßt. Undankbares Mädchen! haſt Du denn ganz meine Zärtlichkeit und die Wohlthaten vergeſſen, womit ich Deine Eltern überſchüttete? Denkſt Du nicht mehr an Deinen alten Vater, wie er ſterbend mich um Schutz für ſeine Tochter bat?" — „O, mein

Herr, rufen Sie nicht dieſen theueren und heiligen Schatten aus dem Grabe! Er verurtheilt Sie, er ruft Ihnen aus der Tiefe der Gruft zu: Was haſt Du mit der Unſchuld gethan, die ich Dir anvertraute? Du haſt alle Geſetze der Ehre verrathen, Du biſt grauſamer geweſen, als der Geier, der ſein Schlachtopfer zerreißt! Du haſt das Deinige geſchändet." — „Nun! ſind Sie gerade deshalb nicht tauſendmal ſtrafbarer, daß Sie feige denjenigen hintergehen, der Ihnen ſeinen Namen geben will! Der leichtſinnige junge Mann weiß nicht, daß Sie ſchon mein Eigenthum waren, und wenn Sie ſeine Hand nicht aufgeben, ſo werde ich ihn ſelbſt enttäuſchen, ich werde ihn vor der Schande retten, Eine zur Frau zu nehmen, die —" — „Geben Sie ſich keine Mühe, ich bin Ihnen zuvorgekommen; mein Gewiſſen verlangte es; ich habe ihm Folge geleiſtet, und auf die Gefahr hin, das Glück meines ganzen Lebens zu verlieren, habe ich das ſchmerzliche Geſtändniß abgelegt und meine Schande nicht verheimlicht. Mein Unglück, mein freimüthiges Geſtändniß und meine Thränen bewieſen zugleich meine Unſchuld und Ihre Schändlichkeit."

„Bei dieſen Worten verzerrte ſich Woronitſcheffs Geſicht gräßlich, und ich fürchtete einen Augenblick, daß er mit dem Federmeſſer, welches er in der Hand hielt, über das arme Mädchen herfallen würde; die Klinge deſſelben ſtieß er mit

ſolcher Gewalt in den Arm des Stuhls, daß er es nicht wieder herauszuziehen vermochte. „Elende! rief er mit einer Stimme, von der das Gewölbe des Saales wiederhallte, Du rennſt in Dein Verderben, wenn Du ſo mit mir ſprichſt! Ich wußte recht gut, daß Du mich nie liebteſt, aber Dich einen Anderen lieben ſehen, iſt eine Schmach, die ich rächen kann und muß.“ — „Mein Herr, ich achte Sie noch genug, um Sie nicht zu fürchten, Sie werden das Vertrauen, mit dem ich ganz allein zu Ihnen gekommen bin, nicht mißbrauchen; ich kam im Vertrauen auf Ihre Redlichkeit und Gregorieffs Zuſicherung; Sie verletzen es durch das erniedrigende Verhör, das Sie mit mir halten. Ich beſchwöre Sie, mich zu meiner Mutter zurückbringen zu laſſen, unter deren Augen müſſen die Ausſagen enden. Vergeſſen Sie nicht, mein Herr, daß Ihre Rechte über mich Sie verpflichten, mich zu ſchützen, und nicht mit Ihrem Haſſe zu verfolgen. Widerſetzen Sie ſich meinem Glücke nicht länger.“ — „Dein Glück! was kümmert es mich, wenn Deine Verbindung mein Glück zerſtört. Ich wollte lieber — Höre, ich kann viel für Dich thun, widerſtrebſt Du aber meiner Güte und copirſt Du nicht augenblicklich die Schrift, die ich Dir vorleſen werde, ſo kommſt Du nicht wieder aus dieſem Hauſe. Machinka, unter dieſem Saale iſt ein Gewölbe, in welches kein Lichtſtrahl dringt. Beharre noch in Deinem Entſchluß, Dich verheirathen zu wollen, und Du

haſt Dein Urtheil geſprochen! Du wirſt dann herabſteigen, Alles iſt bereit, Dich zu empfangen, und." — „Dieſe Drohungen ſchrecken mich nicht, die Sorge für Ihre Ehre und für Ihre Sicherheit muß Ihnen wichtiger ſeyn, als die kitzelnde Luſt, Ihrer Rache ein Genüge zu leiſten. Bin ich gleich arm, ſo glauben Sie deshalb nicht, daß ich ohne Freunde und Vertheidiger bin. Der Herr General, der General der Provinz, derjenige — aber vor Allem würde mich die mütterliche Liebe zurückfordern und meine Feſſeln zerbrechen. Laſſen Sie mich daher zu meiner Mutter zurückkehren, öffnen Sie Ihr Herz ſanfteren Empfindungen." — „Es hängt blos von Dir ab, augenblicklich zurückzukehren, Du kannſt es, ſobald Du dieſen Brief wörtlich abgeſchrieben haſt. Höre ihn an und entſcheide dann über Dein Schickſal und über das meinige."

„Herr Woronitſcheff las nun ſchnell einen an Machinka's Verlobten gerichteten Brief vor, deſſen Inhalt ich nicht mehr wörtlich weiß; es war indes ein förmlicher Abſage-Brief für den jungen Mann. Man ließ Machinka darin ſagen, daß nur die Furcht vor ihrer Mutter ſie bewogen habe, in die Heirath zu willigen, daß ſie den Bewerber um ihre Hand nicht liebe, und daß ihr Herz ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr frei ſey; der Brief ſchloß endlich mit dem förmlichen Verbot für den jungen Mann, den Fuß je mehr über ihre Schwelle zu ſetzen."

„Bisher hatte Machinka dem schimpflichen Verhör blos eine edle und eben nicht sehr verletzende feste Sprache entgegengesetzt; unglücklicherweise konnte sie sich aber nicht bis zum Schlusse mäßigen, denn als mein Herr, der den Brief auf den Tisch gelegt hatte, zu ihr sagte, nun näher zu kommen und ihn abzuschreiben, stand sie schnell auf, ergriff den Brief, zerriß ihn und trat ihn mit Füßen, indem sie ausrief: „Himmel! Wie haben Sie glauben können, daß ich meine Hand zu dieser Schändlichkeit bieten würde! — „Unglückliche, was thust Du? wenn ich nun selbst auf den Titel Deines Gemahls Anspruch machte, wenn." — „Sie, mein Gemahl? Großer Gott! da wollte ich ja lieber tausendmal den Tod leiden!" Bei diesen in der Hast hervorgestoßenen Worten ergriff mein Herr, wüthend vor Eifersucht, Machinka bei den Haaren und stieß ihr die Spitze eines marmornen Papierhalters in den Kopf. Tiefächzend entstürzte sie seiner fassenden Hand leblos auf den Boden hin. Der Marmor hatte ihre Schläfe zerschmettert."

„Machinka war nicht mehr. Ihr Henker rief den Schmied und den Kutscher herbei und sagte ihnen leise einige Worte, sie hoben die Unglückliche vom Boden auf, und trugen sie durch eine kleine Thür auf einen von Bäumen beschatteten Hofplatz. Mein Herr setzte sich wieder vor den Tisch, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend. In dieser Stellung blieb er, bis der Schmied

wieder hereinkam und mit dumpfer Stimme ſagte: Pomarka (ſie iſt todt). — „So iſt denn Alles vorbei,“ verſetzte mein Herr, „das wollte ich nicht, ſie iſt aber ihrem Geſchick voraus geeilt.“ Und indem er dies ſagte, ſtrahlte auf ſeinem Geſichte das Grauſen erregende Vergnügen der befriedigten Rache. Während der mit einem Gefäß mit Waſſer zurückgekommene Kutſcher den mit Blut befleckten Fußboden reinigte, ging mein Herr mit großen Schritten im Saale hin und her. Beide nahmen hierauf eine Kerze, um nachzuſehen, ob auch keine Blutſpur zurückgeblieben ſey; dann wurden die Kerzen ausgelöſcht, und Alle entfernten ſich und ließen mich in der Dunkelheit zurück. Um kein Geräuſch zu machen, ſchlich ich mich, mit den Schuhen in der Hand, aus der Loge, und war ſo glücklich, mein Zimmer zu erreichen, ohne Jemanden zu begegnen. Die Uhr ſchlug acht; die Nacht war dunkel und der Nordoſtwind durchheulte das Haus. Ich warf mich unausgekleidet und mehr todt, als lebendig, auf's Bett, wo mich die an dieſem Abend erlebten ſchrecklichen Scenen nicht verließen.“

„Es nimmt Sie vielleicht Wunder, Herr Paradikin, daß ich ein ſo ruhiger Zuſchauer bei einer ſo barbariſchen Handlung, einer Folge der Gewalt der Leidenſchaft, blieb? Hätte ich mich da gezeigt, ſo wäre ich unſtreitig ohne Nutzen für das unglückliche Mädchen das Opfer einer zweiten Schandthat geworden. Daß ich meinen Herrn

belauschte, geschah blos, um hinter seine Absichten zu kommen und die arme Mutter davon zu benachrichtigen. Ich glaubte nur an Drohungen, höchstens an eine kurze Gefangenschaft, um Machinka zu zwingen, ihre Heirath aufzugeben."

„Sobald der Tag anbrach, hörte ich einen Wagen vor das Haus rollen, ich öffnete leise mein Fenster, und sah den Mörder in einer vierspännigen Kalesche wegfahren. Seine Reise kam mir sehr gelegen; denn ich fürchtete sein erstes Zusammentreffen mit ihm und besorgte, meinen Abscheu gegen ihn nicht verhehlen zu können. Eine Stunde nachher ging ich auf die Hausflur hinunter, wo das versammelte Gesinde in lebhaftem Gespräche mit einander war. Der Hufschmied war mitten darunter, seinen Tag wie gewöhnlich mit seinem vielgeliebten wodka (Branntwein) beginnend. Ich fragte ihn so unbefangen, als es mir nur möglich war, wann Mademoiselle Wolkoff zu ihrer Mutter zurückgefahren wäre." — „Beim Einbruch der Nacht," versetzte der Bösewicht, sein Glas ausleerend, „aber beim heiligen Andreas! Gregorieff, Ihr werdet sie nicht wiedersehen, wenn Ihr nicht mit dem Popen bei ihrem Sarge betet, der zwei Tage lang Psalmen bei der Leiche des armen Mädchens hersagen wird." — „Wie soll ich das verstehen?" — „Nun, daß sie todt ist; ist das nicht klar? Ihr seyd wohl der Einzige im Dorfe, der es nicht weiß. Der Durak von Demetri ist es, der den schlechten Streich

gemacht hat. Hat er ſie nicht beim Zurückfahren in der Schlucht von Ulme, die voller Felſen liegt, ſpitzer als Nadeln, umgeworfen? Der Elende! Machinka iſt beim Umwerfen auf die Schläfe gefallen, er hat das Handgelenk verrenkt; er, der Trunkenbold, iſt aufgeſtanden, während die Demoiſelle liegen geblieben iſt. Hat man nun nicht völlig Recht, zu ſagen, daß Gott die Trunkenbolde ſchützt? Der Schelm hat uns Alle angeführt, denn man ahnte gar nicht, daß er getrunken hatte. Beim Wegfahren ſtand er ſo feſt auf ſeinen zwei Beinen, wie unſer St. Peter, der die Kirchthür bewacht. Die Furcht vor dem Stocke hielt ihn aufrecht, und als er auf ſeinem Bocke ſaß, fuhr er wie der Wind dahin. So lange der Weg gerade auslief, ging es auch nicht ſchlecht, denn die Pferde hatten nicht zu viel getrunken; aber bei der verdammten Schlucht hat ſich Demetri nicht links gehalten, die ganze Geſchichte iſt heruntergerumpelt, die Droſchke iſt in Stücken und ein Pferd bis auf ein Viertel todt. Für Alles Gold des Koliwan möchte ich nicht in des Kutſchers Haut ſtecken; wenn der Herr zurückkommt, ſo geht es an ſein Leben ...“ — „Wo iſt er hin?“ — „Schöne Frage! er macht dem Iſpradanik die Anzeige! Der arme Herr,“ fügte der Schurke betrübt thuend hinzu, was meinen Abſcheu gegen ihn nur noch vermehrte, „dauert mich, und mein Herz möchte mir vor Mitleid zerſpringen, wenn ich ihn ſehe; Gott weiß, ob

er es überlebt! — er war geſtern noch ſo vergnügt, als er ſein Pathchen ſah, zwei Stunden lang iſt von nichts die Rede geweſen, als von der Hochzeit und der Ausſteuer; ich hörte Alles von Weitem mit an. Es wurde eine Liſte von dem Schmucke und von den Kleidern gemacht, die gekauft werden ſollten; niemals würde man eine ſchönere Ausſteuer geſehen haben. Heute wollte der Herr abreiſen, um alle Läden in Moskau auszukaufen. Vergebens ſagte die Demoiſelle zu ihm; Das iſt zu viel, lieber Pathe; er aber antwortete: das iſt noch lange nicht genug. Die arme Kleine! ſo vergnügt, wie die Lerche reiſte ſie ab! was iſt doch der Menſch? eine Stunde nachher hatte ſie ſich mit dem Tode vermählt, das iſt ein ſchlechter Verlobter, der Tod, und das ſind ſchlechte Hochzeiten, die Leichenbeſtattungen.“ — Ein finſteres Lächeln ſchloß die Erzählung des Schmiedes, aber trotz des Unwillens, womit ſie mich erfüllte, mußte ich mich doch ſo ſtellen, als mäße ich ihm völlig Glauben bei.“

Der General, der von den obwaltenden Verhältniſſen zwiſchen Machinka und ihrem Pathen nichts wußte, wurde dadurch vollkommen getäuſcht; der Bräutigam wollte verzweifeln, er drang aber nicht in das Geheimniß ihres Todes ein. Das Herz der Mutter war ſchwerer zu täuſchen, und trotz der ſcheinheiligen Thränen meines Herrn faßte Madame Wolkoff ſtarken Verdacht; die Schritte, die ſie deshalb bei den Ge-

richten thun wollte, wurden nur durch den leidenden Zuſtand ihrer Geſundheit verhindert."

„Sechs Monate lang war es ungewiß, ob ſie wieder aufkommen würde; in der Fieberhitze ſagte ſie oft, ihre Tochter ſei ermordet worden und bereits todt geweſen, als ſie des Böſewichts Woronitzſcheff Haus verlaſſen habe. Durch den Arzt kamen dieſe Reden unter das Publicum, das ſie auf Rechnung der Fieberhitze ſchrieb; die dem Kammermädchen aber entſchlüpften (welches für die Bewahrung des Geheimniſſes war bezahlt worden) machten mehr Eindruck. Da ſie aber ihre Gebieterin nicht zu meinem Herrn begleitet, ſo konnte ihre Ausſage von keinem ſonderlichen Gewichte ſeyn; die des Schmieds wäre gewichtiger geweſen. In ein junges Mädchen verliebt, das unter meinem Schutze ſteht, erzählte Er ihr eines Tages in der Trunkenheit die nähern Umſtände von Machinka's Tode, und von dieſem erfuhr ſie: Machinka war, als man ſie aus dem Saale trug, gefahrlich verwundet, aber nicht todt, und vielleicht hätte ſie noch gerettet werden können; da mein Herr aber ihre Ausſage fürchtete, ſo ließ er, von wüthender Eiferſucht geſtachelt, das Verbrechen vollenden, und ſo wurde er aus einem Mörder in der Leidenſchaft auch ein vorſetzlicher Mörder. Unglücklicherweiſe fügte ſich alles ſo, daß die Wahrheit aus ſeinem Hauſe nicht zum Vorſchein kam; man kannte nichts weiter als Gerüchte und einen Verſuch zur Unter-

ſuchung, der aber gewiß durch Ränke beſeitigt wurde. Meinem Herren ſind Monate und Jahre zu Hilfe gekommen; die Lebenden vergeſſen die Todten bald, und ſo iſt denn von der armen Machinka nicht mehr die Rede; ihre immer noch untröſtliche Mutter aber verliert keine Gelegenheit, ihren Haß gegen Herrn Woronitſcheff, den ſie ſeit dem Tode ihrer Tochter nicht hat wieder ſehen wollen, laut zu äußern. Das Kammermädchen, voll Reue über die ſchlechte Rolle, die ſie geſpielt, hat der Madame Wolkoff Alles, was ihr bekannt, entdeckt, was denn ihren Verdacht in Gewißheit verwandelt hat. Sie wünſchte nichts ſehnlicher, als gerichtlich gegen meinen Herrn aufzutreten, aber Sie wiſſen, Herr Paradikin, die Gerechtigkeit verſchließt oft bei den Klagen der unterdrückten Armuth das Ohr. Nun kennen Sie den, der Sie des Mordes beſchuldigen will, ſo gut, als ich ſelbſt. Sie ſind der einzige Mann in der Welt, dem ich dieſes Geheimniß anvertrauen konnte, welches mich faſt erſtickte. Jetzt werde ich mich um die Hälfte leichter fühlen, da ich es in den Buſen eines im ganzen Umkreiſe geachteten Mannes niedergelegt habe, es iſt nun, als hätte ich es in einen Brunnen verſenkt, und ich bin verſichert, daß, wenn Sie von demſelben Gebrauch machen, dieß geſchehen wird, ohne mich zu nennen, und ohne mich einer Gefahr auszuſetzen!“ —

Paradikin hatte dieſe lange Erzählung mit

lebhaftem Intereſſe angehört, und als Gregorieff zu ſprechen aufhörte, ſchwieg er einige Zeit; aus der Lebhaftigkeit ſeiner veränderten Miene ging aber hervor, daß ein wichtiger Gedanke in ihm aufgetaucht war. Plötzlich wie aus tiefem Sinnen erwachend, that er nun einige Fragen an den Intendanten: „Glaubſt du, daß Woronitſcheff ſchnell nach Petersburg reiſt?“ — „Nein, ſchnell zu reiſen iſt nicht ſeine Abſicht, im Gegentheil will er nur ſehr langſam ſich der Hauptſtadt nähern.“ — „Kennſt du ſeine Reiſeroute?“ — „Allerdings, denn ich habe ſie in meiner Briefſtaſche. Da! hier ſehen ſie das Verzeichniß von Städten und Landhäuſern, wo der Herr verweilen will. Ich muß Ihnen ſagen, daß, als er abreiſte, er lieber zu Hauſe geblieben wäre. Leſen Sie nur die Inſtruktion, und Sie werden ſehen, daß er wegen des Vergleichs, den er ihnen vorgeſchlagen, zurück gerufen zu werden hofft; aber davon wiſſen Sie mehr als ich.“ — „Aber biſt du nicht der Meinung, daß, wenn er eine oder zwei Stationen gemacht hat, ohne zurückgerufen worden zu ſeyn, er nun ſeine Reiſe um ſo ſchneller fortſetzen werde? Die Begierde, mir zu ſchaden, wird ihn beflügeln.“ — „Das glaube ich nicht, ſein Weg iſt mit Freunden, oder vielmehr mit Feinden beſetzt, die ihm ſein Geld abnehmen: denn im Spiele iſt er unglücklich, dieß hindert ihn aber nicht, zwölf Stunden an dem grünen Tiſche zu bleiben; nehmen Sie dazu noch die

Jagd, eine gute Tafel und hübſche Weiber, denn er verſchmähet nichts, der gute Herr. Die Zeit wird kommen, wo er in der Lage ſeyn wird, Alles entbehren zu müſſen. Unſere Sachen kommen in ſchreckliche Verwirrung, Herr Paradikin, und der Concurs wird wohl noch vor der zweiten Ernte ausbrechen. Suchen Sie uns doch zu kaufen, uns, die wir ihnen ſo nahe liegen. Wie glücklich würden wir uns fühlen, wenn wir aus den Klauen des Teufels in die Hände eines Heiligen kämen!" — „Ich wünſchte wohl, dich zu befreien, armer Gregorieff, zuvor muß aber erſt die große Sache, die mir am Herzen liegt, beendigt ſeyn. Sag' mir doch, warum iſt Madame Wolkoff nicht nach Petersburg gereiſt?" — „Sie, die arme Frau! die müßte ſich auf einen Waaren-Ballen ſetzen; es fehlt ihr durchaus am Beſten zur Reiſe, an Geld." — „Ah! ah! ſchon gut, ſei nur ruhig, ich werde dein Vertrauen nicht mißbrauchen, und vielleicht kann ich dich eines Tages für deine redliche Geſinnung belohnen. Laß uns ſcheiden; guten Tag, lieber Gregorieff! Bewahre deine Munterkeit und hoffe auf Gott!" —

Der Intendant küßte hochachtungsvoll Paradikins Hand, wies ihn zurecht, und richtete hierauf ſeine Schritte nach dem Theil des Gehölzes, von welchem der Geſang und die Axt der Holzhauer ſchallten.

Nach seiner Zurückkunft verfügte sich Paradikin sogleich in sein Kabinet, wo er bis zur einbrechenden Nacht schrieb und hierauf anspannen ließ, um nach der von seinem Gute nicht sehr entfernten Besitzung der Madame Wolkoff zu fahren. Diese achtbare Frau war über den Besuch eines in der ganzen Gegend eben so sehr geachteten, als wegen seiner Menschenscheue bekannten Mannes in gleichem Grade verwundert und geschmeichelt.

Nach einem kurzen Eingangsgespräche über die in der möglichsten Eile einzubringende Ernte, über den so lange anhaltenden Regen, und nach dem Anerbieten seiner Dienste brachte er es auf die unglückliche Machinka. Bei Erwähnung dieses geliebten Namens brach die Mutter in einen Strom von Thränen aus; denn die Wunde ihres Herzens war noch eben so frisch, als wäre das geliebte Kind ihr erst gestern entrissen worden. Sie äußerte unverholen ihren Wunsch nach Rache gegen den Urheber der Greuelthat, und bei der Erzählung derselben nannte sie Werenitscheff nicht anders, als den Mörder. Paradikin nahm an ihrem Schmerze so großen Antheil, daß die Mutter dadurch ungemein gerührt wurde; als sie aber ihr Bedauern aussprach, daß sie ihren Mörder nicht habe gerichtlich verfolgen können, ergriff er die Aeußerung und sagte: „Dazu ist es ja noch Zeit, Madame. Wenn Ihre Tochter als das Opfer einer barbarischen Eifersucht fiel, so können Sie

die Bestrafung des Schuldigen verlangen; die gewöhnlichen Rechtsmittel würden aber erfolglos seyn, und zu einer Anklage, deren Gewicht durch mehrere Jahre verstärkt wird, sind größere erforderlich. Wollten Sie hier Ihre Klage eingeben, so würde der Erfolg vielleicht nicht günstig ausfallen. Nur vor dem Thron der Kaiserin können Sie sich versprechen, gehört zu werden. Reisen Sie, Madame, mit Vertrauen nach Petersburg, Katharina, unsere Mutter, wird Sie anhören, die Gerechtigkeit ist eine ihrer vorzüglichsten Tugenden." — Madame Wolkoff erwiederte, daß ihre beschränkten Mittel ihr eine so kostspielige Reise nicht erlaubten. Diesen Einwand hatte Paradikin vorhergesehen, und er bot ihr Geld, Reisewagen, Empfehlungs- und Creditbriefe und einen verständigen Mann zum Begleiter auf der langen Reise an.

Da die edelmüthigen Handlungen des geheimnißvollen Mannes in dem Bezirke allgemein bekannt waren, so schrieb die arme Wittwe sein Anerbieten allein dem Erguße seiner Wohlthätigkeit zu und nahm es dankbar an. Sie ging in alle seine Vorschläge ein, und zeigte eine Willigkeit und einen Muth, welche Paradikin für das Gelingen seiner Absichten mit großer Hoffnung erfüllten. Es wurde Alles mit der Umsicht und Klugheit besprochen und überlegt, die Paradikin bei wichtigen Angelegenheiten stets bewies. Die Hauptpunkte waren: Die Abreise sollte in der

Nacht des nächſten Tages erfolgen; Madame Wolkoff ſollte vorgeben, ſie wollte eine alte Verwandte in der Gegend von Kaluga beſuchen und das Kammermädchen mit nehmen, deren Ausſagen die Berufung zweier andern wichtigen Zeugen nach Petersburg nöthig machen würden.

Ehe Paradikin Madame Wolkoff verließ, überreichte er ihr einen Brief an einen ſeiner Freunde in der Reſidenz, den er beſonders beauftragte, alle Hinderniſſe zu beſeitigen, welche ihrem Vorhaben hinderlich ſeyn könnten, und ihm empfahl, ſie der Kaiſerin in dem Augenblicke in den Weg zu ſtellen, der ihm der günſtigſte zur Ueberreichung einer Bittſchrift ſcheine. Dieſe ſetzte er ſelbſt kurz und einfach auf, und ließ ſie der Wittwe abſchreiben. Ihre Kürze mußte einen ſtarken Eindruck auf das Herz der Kaiſerin machen. Dem Empfehlungsbriefe, den er ihr unverſiegelt zuſtellte, war ein Privatbrief an ſeinen Freund beigeſchloſſen, Gegenſtände betreffend, die die Reiſe der Madame Wolkoff nicht angingen. Dieſen langen Brief hatte er nach ſeinem langen Geſpräch mit Gregorieff zu Hauſe geſchrieben. Als Alles genau und umſtändlich beſprochen war, verließ er die Wittwe des Morgens um drei Uhr, und wünſchte ihr den beſten Erfolg von ihrer Reiſe.

Wieder zu Hauſe angelangt, war ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf das Materielle der Reiſe gerichtet; er wählte einen verſtändigen und treuen Diener zum Begleiter der Madame Wolkoff, eine

eben ſo ſtarke als bequeme Kutſche wurde reichlich mit Lebensmitteln verſehen, um den Aufenthalt unter Wegs möglichſt abzukürzen, denn es war beſprochen worden, daß die Wittwe auf den Stationen nicht länger verweilen ſollte, als zum Vorlegen friſcher Pferde erforderlich ſei.

Bei Einbruch der Nacht ging der Wagen zur Wittwe ab, und Paradikins Intendant mußte ihn in einer Droſchke begleiten, damit er, wenn ja etwas bei der langen Berathung vergeſſen ſeyn ſollte, augenblicklich zurückkommen könne und um bei der Abreiſe zugegen zu ſeyn. Vier Stunden nachher kam der Intendant, der Madame Wolkoff bis zur erſten Poſtſtation begleitet hatte, zurück, und übergab Paradikin folgendes kurze Billet: „Mein edelmüthiger Herr Nachbar, ich reiſe in dieſem Augenblicke ab, ihre außerordentliche Güte hat für Alles geſorgt, wofür ich Ihnen herzlich danke. Meine Zärtlichkeit für das Andenken meines Kindes wird meinen Kräften ungewöhnliche Stärke verleihen; ich werde keine Minute verlieren; mit Gottes Hilfe und Ihrem gütigen Beiſtande hoffe ich dem glücklichſten Erfolge entgegen ſehen zu dürfen, und dadurch, daß ich die Beſtrafung des Verbrechers erlange, wenigſtens ſeinen ferneren Miſſethaten ein Ziel zu ſetzen; dieſer Gedanke iſt für mich ſüßer, als die Rache, auch ehre ich dadurch das Andenken meiner armen Tochter.“ Paradikin, zufrieden mit ſeiner Anwendung der letzten acht und vierzig Stunden,

ging nun wieder zu ſeinen alten Gewohnheiten über, ſein Geſchick gänzlich der göttlichen Vorſehung überlaſſend.

Im Laufe der Zeit, welche ſeit Kuſtroffs Verbrechen hinging, war Kaiſerin Eliſabeth geſtorben. Katharine II., als Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt durch Eliſabeths Willen mit Peter III. vermählt, beſtieg nach dem unglücklichen Ende ihres Gemahls als Monarchin den Thron von Rußland.

Zu den Füßen dieſer, in der Geſchichte ewig lebenden Herrſcherin, warf ſich die Wittwe Wolkoff, als die Kaiſerin eben aus der Kapelle ſich in die Verſammlung der Staatsminiſter begab. Mit dem Rufe: „Gerechtigkeit, Mutter, Gerechtigkeit! — Meine Tochter ward ermordet und ſeit vier Jahren blieb dieſes ſchreckliche Verbrechen unbeſtraft!“ — überreichte ſie ihr die von Kuſtroff verfaßte Bittſchrift.

Noch hatte ſich Katharine von dem ſchmerzlichen Eindrucke, den dieſes Schreiben auf ihr gefühlvolles Herz machte, nicht erholt, als ihr ein ſo eben durch eine Staffette eingelaufene Zuſchrift vorgelegt wurde. — Dieſe war von Kuſtroff und enthielt die Selbſtanklage ſeines vor 31 Jahren in einem Gehölze Italiens an der Fürſtin begangenen Mordes.

Katharine beſchied den Staatsrath in ihr Kabinet zur geheimen Berathung. Auf ihren Befehl

las der Minister der Justiz beide Schreiben vor. Der Schluß der Berathung war, daß Woronitscheffs und Kustroffs Verbrechen durch eine, von der Kaiserin eigens ernannte Kommission strenge untersucht wurden.

Nach drei Monaten war die Untersuchung geschlossen und das von der Kommission gefällte Urtheil der Monarchin zu höchster Bestimmung vorgelegt. Sie bestätigte das Urtheil.

In Erwägung, daß, wäre Kustroff nicht offenbar in dem Falle der Verjährung und würde ihm auch die Zeit nicht diesen Schutz gewähren, er durch sein freiwilliges Geständniß, durch seine Reue, durch sein tadelloses, von allen einschlägigen Behörden bestätigtes Leben und durch die vielen großen Opfer, welche er mit Ausübung körperlichen Beistandes und unzähliger Wohlthaten dem Besten der eignen und fremden Unterthanen gebracht hatte, wurde Kustroff zum dreijährigen Gefängniß verurtheilt. Zwei Theile seines Vermögens erkannte das Gericht den nächsten Anverwandten der ermordeten Fürstin zu, der dritte Theil blieb sein Eigenthum.

Woronitscheff würde als überwiesener und erst im letzten Verhöre selbst eingeständiger Mörder der Machinka Wolkeff auf zwölf Jahre nach Sibirien verbannt. —

V.

Des Züchtlings Bekenntniß.

Etienne Mirot wurde zu Avignon, der Hauptstadt des Departements Vaucluse im südöstlichen Frankreich, als Advocat angestellt.

Da in Frankreich die Advocaten eine angesehene Classe von öffentlichen Beamten mit einem reichlichen Einkommen bilden und sie die Aussicht zum unmittelbaren Uebergange in die ersten Würden des Staats haben, so erregte die Ernennung solch eines jungen Mannes zum Advokaten — Mirot zählte erst vier und zwanzig Jahre — in ganz Avignon großes Aufsehen; die Meinungen über diese frühe Anstellung waren getheilt, aber sehr ungleich; die viel größere Hälfte schrieb sie dem Einflusse seines Oheims, der in Paris eine sehr hohe Würde bekleidete, zu, die kleinere seinen Fähigkeiten und seiner Geschäftskenntniß. Beide hatten nicht ganz Unrecht; durch die Verwendung seines Oheims erhielt Mirot unter meh-

fern Mitwerbern dieſe bedeutende Stelle, welche er aber auch durch ausgezeichnete Geſchicklichkeit, womit der junge Mann einen höchſt unbeſcholtenen Lebenswandel einte, vollkommen verdiente. Wirklich hatte Mirot ſchon im Laufe des erſten Jahres ſeiner Praxis zu Avignon einige ſehr verwickelte, höchſt ſchwierige Prozeſſe gewonnen, und in deren Führung ſolch tiefe Rechtskenntniſſe, ſolch eine ſtrenge Redlichkeit und ſolch unermüdeten Eifer beurkundet, daß ihm bald die allgemeine Hochachtung und das allgemeine Vertrauen zu Theil wurde.

Eines Morgens ließ ſich Pierre Candier bei Mirot melden. Mirot hatte dieſen Mann nie geſehen, aber zufällig von ihm gehört: daß er früher als Kaufmann in Marſeille ein ſehr großes Vermögen erworben, ſeit mehreren Jahren ſich hier niedergelaſſen, aber von allen merkantiliſchen Geſchäften zurückgezogen habe; er lebe in aller Stille, verlaſſe oft in Monaten ſeine Wohnung nicht und pflege mit Niemanden Umgang.

Candier trat ein. „Erlauben Sie mein Herr,“ — ſprach der kleine, hagere, ältliche Mann mit ſeiner Stimme — „daß ich in einer äußerſt wichtigen Sache mich an Sie wende. Mein Bruder und ich waren Kaufleute, jener hier, ich in Marſeille. Zu gleicher Zeit legten wir die Handlung nieder, und ſpeculirten mit unſerm Gelde. Um gemeinſchaftlicher und reger wirken zu können, zog ich zu meinem Bruder, miethete mir aber

bald eine eigne Wohnung, da mir die, von je her gegen mich feindſelige Stimmung meiner Schwägerin und ihr abſtoßendes Benehmen meine Tage verbitterten. Deſſen ungeachtet blieb ich mit Bruder Theophile im engſten Geſchäftsverbande, und im engſten Verhältniſſe."

„Der Marquis Gordet fand ſich bewogen, ſein in der Nähe dieſer Stadt liegendes, ſehr beträchtliches Landgut unter der Hand zu verkaufen. Theophile und ich kauften es um 400,000 Livres. Jeder von uns erhielt für die Hälfte des Beſitzthums ſeinen eignen, gerichtlich ausgefertigten Kaufbrief. Schon am Schluſſe des erſten Beſitzjahres überzeugten wir uns, daß ſich dieſes Gut weit über unſere Erwartungen rentire."

„Plötzlich zog mein Bruder alle ſeine ausſtehenden Kapitalien an ſich, machte Geſchäfte für ſich allein und ſtand nur noch als gemeinſchaftlicher Beſitzer des Landguts mit mir in Geſchäfts-Verbindung. Es kamen Leute zu mir, die mich über meine Verhältniſſe zu meinem Bruder ausforſchen und mir wohlmeinende Winke geben wollten, aber, ohne ſeit längerer Zeit in das Geheimniß ſeiner Lage eingeweiht zu ſeyn, bot ich, aus zu inniger Liebe zu Theophile, Alles auf, jedes ihm nachtheilige Gerücht zu unterdrücken und ſeine Verhältniſſe in das glänzendſte Licht zu ſtellen; ja ich hatte für ihn, den ältern Bruder, ſolch eine Ehrfurcht und ſolch ein Zartgefühl, daß ich über die, ſich immer mehrenden Winke nur in

flüchtigen Andeutungen mich gegen ihn aussprach und auf die feinste Art, aber mit aller Wärme des liebenden Herzens, ihm jede Hilfe, ja mein ganzes Vermögen anbot."

„Eines Abends — ach, ich werde diesen unglücklichen Abend nie vergessen — stürzte Theophile in mein Zimmer, umfaßte mich mit heftiger Bewegung und weinte laut. Ich war beinahe zusammen gesunken vor Schreck und Schmerz über Theophiles Benehmen, welches die tiefsten Leiden verrieth; es gelang mir, ihn zur Fassung zu bringen, und nun gestand er mir unter einem Strome von Thränen und mit der ganzen Haltung eines Verzweifelnden, daß er beinahe alle seine Kapitalien verloren habe, und durch den Fall eines Pariser Hauses, für welches er eine hohe Summe verbürgt, so gesunken sei, daß er seinen Antheil an dem Landgute verkaufen müsse, und, nach geschehener Deckung der übernommenen Bürgschaft, kaum genug übrig behalte, um seiner Familie die nöthigste Erhaltung zusichern zu können. — Uebrigens sei ihm — so schloß er seine kummervolle Mittheilung — der Antheil an einem Geschäfte angetragen worden, welches ohne Risico und mit solch einem bedeutenden Gewinne verbunden sei, daß er dadurch die verlornen Kapitalien wieder ersetzen und die volle Bürgschaft decken könne, aber leider bei seinem Mangel an barem Gelde und bei der ihn drängenden Verbindlichkeits-Erfüllung seiner Rettung entsagen müsse."

„Theophiles Darstellung seiner unglücklichen Lage, sein bleiches, verstörtes Aussehen, der unbeschreibliche Schmerz, unter dessen Last die leidende Brust zu brechen drohte, hatten mich so ergriffen, daß ich wie betäubt an seiner Seite saß, doch bald erhob sich wieder mein erstarkendes Gemüth, bald hatte ich meine volle Besonnenheit, und da ich einsah, daß nicht Wehklage und schaler Trost, sondern rasches Handeln und rasche Hilfe nöthig seyen, so bat ich Theophile mir über das ihm angetragene Geschäft ausführliche Mittheilung zu machen und die darauf bezüglichen Papiere einsehen zu lassen. Theophile unterrichtete mich genau und umständlich, er legte mir alle Papiere vor. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch, ich las, ich rechnete bis Mitternacht; da sprach ich mit der höchsten Ueberzeugung und einer unbeschreiblichen Freude; „Dir ist geholfen; das Geschäft ist so solid, daß ich selbst mit meinem ganzen Vermögen ohne Bedenken entriren würde, und der Gewinn zu beträchtlich, um es von sich zu weisen. Dein Antheil an dem Gute beträgt 200,000 Livres, ich gebe dir nun 20,000 Livres mehr und dabei die Versicherung, daß du zu jeder Stunde gegen Erlegung dieser Summe wieder in deine vorigen Rechte eintreten kannst. Was die Deckung der von dir übernommenen Bürgschaft betrifft, so will ich durch meinen Anwalt in Paris das Aeußerste thun, so viel als möglich für dich zu retten, oder wenigstens die Zahlung

ſo lange zu verzögern, bis dieſes Geſchäft vollendet iſt.“ —

„Erlaſſen Sie mir, mein Herr, die Schilderung von dem Zuſtande meines Bruders; er war außer ſich, ich habe nie einen glücklichern, einen ſo freudetrunkenen Menſchen geſehen und ich theilte ſeine Empfindungen.“

„Am frühen Morgen des andern Tages kam Theophile mit zwei ſehr achtbaren Männern zu mir, verfaßte zwei Documente, das eine über den Empfang der 220,000 Livres, das andere über die Abtretung ſeines Antheils an dem Gute, empfing die Summe theils in Gold, theils in Papieren, und unterzeichnete und beſiegelte die Urkunden, welches auch die beiden Männer als gültige Zeugen thaten. Jetzt bemerkte ich meinem Bruder, daß ſein Kaufbrief und das gerichtlich ausgefertigte Document über ſein Eigenthumsrecht auf die Halbſcheid der Beſitzungen von nun an auch mein Eigenthum geworden und mir auszuliefern ſeyen. Er führte mich in das Nebenzimmer, und beſchwor mich, ihm dieſe Documente noch für einige Zeit zu laſſen. „Sie ſind in den Händen meiner Frau — ſprach er — dieſe iſt, wie Du weißt, ſchon lange kränklich, dabei höchſt reizbar und würde einem großen Schrecken, einem ſchweren Kummer raſch erliegen. Verlange ich die Documente, ſo muß ich ihr die Veranlaſſung dazu mittheilen, dieſe führt zu einer klaren Darſtellung meiner gegenwärtigen Lage, die ihr noch ein Ge-

heimniß bleiben muß, soll ich nicht in wenigen Tagen an ihrem Sarge verzweifeln.“ — Wie konnte ich, mit einem Herzen voll der zärtlichsten Bruderliebe, meinem Theophile eine Bitte abschlagen? — Ja, ich forderte von den beiden Zeugen einen feierlichen Schwur, die zwischen mir und meinem Bruder gepflogene Verhandlung als das heiligste Geheimniß zu bewahren.“ —

„Der Mensch denkt, Gott lenkt. — Wo ich so strenge geprüft und meine Geschäftskenntniß und meine mercantilischen Erfahrungen ein sehr glänzendes Facit gezogen hätten, da ergab sich ein furchtbares Resultat. Umstände, höchst verderbliche Umstände, die kein menschlicher Geist sich denken konnte, treten dem unter den besten Auspicien begonnenen Geschäfte entgegen; es stockte, es zerfiel und — mein Bruder war ein Bettler. Der furchtbare Schlag warf ihn auf's Krankenbett, nach vier Tagen wurde er zu Grabe getragen.„ —

Candier vermochte nicht, seinen mächtigen Schmerz über den Verlust seines heißgeliebten Bruders, zu unterdrücken; Thränen entströmten seinem Auge und es währte geraume Zeit, bis er den Faden seiner Erzählung wieder aufzunehmen vermochte:

„Mein Bruder hinterließ nebst seiner Gattin noch eine Tochter aus deren erster Ehe mit mit einem Beamten. Theophiles Frau hatte nicht das mindeste eigne Vermögen, Adelaide aber, die

Tochter, das ganze Vermögen ihres Vaters, welches in 20,000 Livres bestand, von ihm geerbt, da die Mutter, wegen ihres bösartigen Charakters, gänzlich enterbt worden war. Auf dem Todbette gestand ihr mein Bruder, daß er alle seine Kapitalien, seitdem er aus unserm gemeinschaftlichen Verbande die Gelder genommen, und auf alleinige Rechnung damit gearbeitet, verloren habe; aber er verschwieg, auch keinen Antheil an dem Landgute mehr zu haben."

Kaum erhielt ich, leider aus fremdem Munde, die Nachricht von meines Bruders Tod, als ich zur unglücklichen Wittwe eilte, und ihr Rath und Hilfe mit herzlichem Eifer anbot. Oft und schwer hatte mich die Frau gekränkt, immer nur das Nachtheiligste über mich gesprochen und meinen Bruder gegen mich aufzureizen gesucht, aber ich kannte ihre äußerst harte Lage und hatte nun kein Gedächtniß mehr für unschuldig erlittene Beleidungen. Mit nachtheiligster Zurücksetzung meiner eignen Geschäfte arbeitete ich unermüdet in den Angelegenheiten meines Bruders, es gelang mir kleine Summen zu retten, aber für eine Frau, die, von der Liebe, von der Schwäche, von dem Reichthume ihres Gatten verwöhnt, nur das feinste Wohlleben, den höchsten Luxus kannte, würden die Zinsen dieser Summen nicht für die Toilette hingereicht haben."

Noch immer wähnte meine Schwägerin, Besitzerin der Hälfte des Landguts zu seyn; ich hatte

nicht den Muth, die Unglückliche zu enttäuschen, ja ich ging so weit, ihr am Schlusse der Jahresrechnung die Hälfte des Einkunfts-Ueberschusses mit solcher Gewissenhaftigkeit auszubezahlen, als hätte sie die gültigsten Rechte darauf; noch Jahre lang, vielleicht für mein ganzes Leben würde ich geschwiegen haben, aber sie selbst zerriß gewaltsam den Schleier, der zu ihrem Wohle, zu ihrer großen Ruhe das Geheimniß verhüllte."

„Die fünfzigjährige Frau hatte plötzlich den tollen Einfall, sich zum dritten Mal zu vermählen. Ein junger, rüstiger Gardeoffizier, der auf Kommando einige Zeit hier stand, hatte ihr Herz und ihre Sinne in Bewegung gebracht. Die schmachtenden Blicke, das zärtliche Lächeln, die wenigen, vielsagenden Worte im Concerte, auf der Promenade, im Theater verstand der erfahrne Lieutenant hinlänglich, um zu wissen, daß er Madame Candier Interesse eingeflößt habe. Das Gerücht nannte sie noch immer eine sehr reiche Frau und der junge Gardist, den ein Heer von Gläubigern verfolgte, mußte mit meiner Schwägerin eine geheime Zusammenkunft zu veranstalten, erklärte ihr seine Liebe und bat um ihre Hand. Der Bund der Liebe ward geschlossen, die Zeit der Vermählung bestimmt, und das tiefste Stillschweigen gegenseitig gelobt. Mich mußte die Schwägerin in ihre Geheimnisse einweihen, und als sie mir nun unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihre nahe Vermählung vertraute,

und in mich drang, ihren Antheil an dem Landgute ihr abzukaufen, da ihr künftiger Gemahl entschlossen sey, aus dem Militär zu treten und in Brüssel, seiner Vaterstadt zu leben, da konnte ich das tief bewahrte Geheimniß nicht länger bergen; mit blutendem Herzen, mit bebender Stimme entdeckte ich ihr Alles, Alles, und ich mußte der Unglücklichen die schreckliche Ueberzeugung geben, daß sie, außer dem kleinen, durch meine rastlose Thätigkeit ihr geretteten Kapital, nichts, gar nichts besitze.“ —

„Wie eine Leiche sank sie in meine Arme; ich brachte sie auf's Bett, man holte den Arzt und es vergingen einige Tage, bis die arme, unglückliche Frau wieder ihr volles Bewußtseyn und die Kraft zu denken und zu Handeln hatte. Aber nun traten große Veränderungen ein. Als ich an die Leiche meines unvergeßlichen Bruders trat, als ich meine Hand auf sein stillgestandenes Herz legte und der Hinterlaßnen all die warme Liebe zuschwur, die ich dem Entschlafenen durch sein ganzes Leben hindurch gegeben hatte, da fiel die Wittwe an meine Brust und bat mich mit tiefer Rührung um Vergebung der vielen mir zugefügten Kränkungen und Adelaide bedeckte meine Hand mit Thränen und Küssen und gab mir die süßesten Namen.; Als ich, schon vom Todestage an, vom frühesten Morgen bis in die einbrechende Nacht an meines Bruders Schreibtisch saß und mit aller Aufopferung an seinen, in die höchste

Unordnung gerathenen Geſchäften arbeitete und manche Summe, die als verloren ſchon aufgegeben war, durch unbeſchreibliche Mühe rettete, da waren Mutter und Tochter die Güte, die Aufmerkſamkeit, die Liebe ſelbſt, man trug mich auf den Händen; aber von dem Augenblicke an, wo ich ſie ganz überzeugen mußte, daß ich der rechtmäßige Eigenthümer des ganzen Landguts und ihr bisheriger Antheil mir auf die gültigſte Weiſe zugefallen ſey, da ward meine Schwägerin zur Furie; ihr Toben, ihr Geſchrei lockte die Hausgenoſſen, die Nachbarn herbei, in Gegenwart vieler Menſchen nannte ſie mich einen ehrloſen Mann, einen Wucherer, einen Betrüger, der ſie durch ein unmenſchliches Verbrechen zur Bettlerin mache. Adelaide ſtieß mich aus dem Hauſe und die niedrigſten Schmähungen wurden mir von den Dienſtboten die ganze Straße hindurch nachgeſchrien."

„Meine Schwägerin hat bereits durch einen Anwalt ihre Klage gegen mich dem Gericht übergeben. Wie gerecht meine Sache iſt, davon werden Sie dieſe Papiere überzeugen, und eben, weil meine Sache ſo gerecht iſt, erbitte ich mir Ihren Beiſtand. Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Morgen wieder komme, um die Ihnen allenfalls nöthigen Erläuterungen gehörig zu geben."— Er entfernte ſich.

Hatte Candier durch ſeine verſchobene Geſtalt, durch die Nachläſſigkeit der abgenutzten, unreinen

Kleidung, durch manchen widrigen Zug im erdfahlen, häßlichen Geſichte, durch die kleinen, unter den buſchichten Brauen unſtät und ſcheu ſich bewegenden Augen und durch die mißtönende Eunuchenſtimme im erſten Augenblicke ſeines Erſcheinens auf Mirot einen ſehr unangenehmen Eindruck gemacht, ſo wurde dieſer durch den offnen, freimüthigen Vortrag, beſonders durch die ſchöne, innige Rührung, welche der Name und das Andenken des geliebten Bruders über ſein ganzes Weſen ausgoß, bald verſcheucht. Die feſte Zuverſicht zu der Rechtmäßigkeit ſeiner Sache, mit welcher Candier geſprochen hatte, und die Wichtigkeit des Gegenſtandes bewogen Mirot, ſogleich an dieſe Arbeit zu gehen. Er las die Papiere mit der größten Aufmerkſamkeit und ließ noch an dieſem Tage die beiden Männer, welche die Documente der empfangenen 220,000 Livres und Theophiles Abtretung ſeines Gutsantheils an Bruder Pierre als Zeugen unterſchrieben hatten, zu ſich bitten. Der Eine war vor Kurzem plötzlich geſtorben, der Andere, ein ſtattlicher, nach dem Rufe wohlhabender Mann erzählte Mirot die zwiſchen den Gebrüdern Candier gepflogene Verhandlung wörtlich übereinſtimmend mit Pierres Ausſage und erklärte, die Wahrheit der Sache zu jedem Augenblick mit einem körperlichen Eide zu bekräftigen.

In voller Ueberzeugung von dem feſt begründeten Rechte ſeines Clienten und von einem gün-

ſtigen Ausgange des Prozeſſes, übernahm Mirot die Sache des Pierre Candier, widmete ihr ſeinen regeſten Eifer, und genoß ſchon den Vorgeſchmack der Freude, ſolch einem redlichen Manne inhaltreiche Dienſte geleiſtet zu haben.

Bald wurde es in ganz Avignon bekannt, daß der berühmte Advocat Etienne Mirot die Streitſache des Pierre Candier gegen ſeine Schwägerin führe; die Lage der Wittwe erregte große Theilnahme, da nicht unbekannt geblieben war, daß ſie, außer ihren Anſprüchen auf die Hälfte des Landguts, beinahe gar kein Vermögen mehr beſitze. Sobald es zur öffentlichen Kunde kam, daß Mirot als Candiers Anwalt auftrete, gab man die Anſprüche der Wittwe für verloren, denn der edle Mirot focht nur für die gerechte Sache.

Eines Abends ging Mirot wie gewöhnlich auf das Kaffeehaus, um die Zeitungen zu leſen. Ein ältlicher Mann mit einem ſehr ſtattlichen Aeußern, eine anziehende Gutherzigkeit auf dem ehrwürdigen, freundlichen Geſichte, kam auf ihn zu und bat um kurzes Gehör. Sie gingen in ein Seitenzimmer. „Mein Herr!“ — ſprach der Alte — „Sie mögen mich wohl der Zudringlichkeit beſchuldigen, daß ich mich in eine Sache menge, welche mich im Grunde wohl nicht angeht; aber mein altes Herz brennt noch immer mit jugendlichem Feuer für Gerechtigkeit, für das Wohl, für das Glück des guten Mitmenſchen und eine innere Stimme fordert mich mit Macht auf, da frei,

wahr und ergreifend zu ſprechen, wo das Laſter einen glänzenden Sieg über die Tugend zu erringen ſtrebt. Sie führen die Sache des Candier gegen ſeine Schwägerin. Der allgemeine Ruf Ihrer ſtrengen Gerechtigkeitsliebe, Ihrer Herzensgüte, Ihrer Unbeſtechlichkeit iſt mir ein genügender Bürge, daß Sie Candiers Sache nicht führen würden, wäre Ihnen dieſer Mann ſo genau bekannt, wie mir und ſo Manchem. Dieſer Candier iſt der entſetzlichſte Menſch, den die Erde trägt. Ich kenne Familien in Marſeille, die er durch die ſchrecklichſten Betrügereien vom guten Wohlſtande zum Bettelſtab führte; ſein Geiz, ſeine Habſucht, ſein Wucher iſt beiſpiellos; er hat nie geheirathet, aus Furcht vor den Ausgaben zur Erhaltung einer Familie; dabei iſt er wollüſtiger als ein Affe, liederlichen Weibern und Dirnen leiht er Geld auf Unterpfand, ſtatt Zinſen zu geben, müſſen ſie ſeinen thieriſchen Lüſten fröhnen; manchen angeſehenen Mann, deſſen ſchöne Gattin oder Tochter ſeine Begierden erweckte, wußte er auf die feinſte, geheimſte Weiſe in Geldverlegenheiten zu verwickeln und an ſich zu locken; ſchnell war er dann zur Hilfe bereit, aber der Schuldſchein enthielt dann ſo manche Klauſel und Wendung, daß der Debitor verloren war, ſtellte er ſich nicht zur Stunde mit der Zahlung ein; wie oft wimmerte eine edle Gattin, eine tugendhafte Tochter unter ſeinen wollüſtigen Umarmungen, denn nur für dieſe ließ ſich das Ungeheuer bewegen, den Gat-

ten oder Vater nicht in den Schuldthurm zu führen, ihm nicht Amt und Ehre zu rauben. Herr, ich kenne Handlungen von dieser menschlichen Pestbeule, deren geringste diesen Sünder zur Galeere reif macht, aber der entsetzliche Mensch treibt alle seine Schurkenstreiche mit solch einer Umsicht, Feinheit und Ueberlegung, daß man ihn nicht fassen kann." —

„Herr Mirot, ich bin ein alter Mann, dem Grabe täglich nahe, habe ein ruhiges Gewissen und große Hoffnung auf ein besseres Leben, aber diese setze ich ein als Unterpfand für meine volle Ueberzeugung, daß seine Forderung gegen die unglückliche Wittwe sich auf einen höllischen Betrug gründet. Menschlicher Witz wird ihn wohl nicht an's Tageslicht bringen, aber die strafende Gottheit. Und bei diesem unerschütterlichen Glauben an ein vergeltendes Wesen beschwöre ich Sie, Alles zu erschöpfen, was zur Entlarvung dieses Ungeheuers führen kann, damit nicht einst der entsetzliche Gedanke, im Dienste der allerschwärzesten Bosheit eine vortreffliche, höchst edle Frau zur Bettlerin gemacht zu haben, Ihre Tage trübe und den innern Frieden Ihnen raube." — Mit einem Blicke der Rührung faßte der Mann Mirots Hand, drückte sie an sein altes, redliches Herz und verließ ihn.

Mirot war überrascht, erschüttert. Des Unbekannten ehrwürdige Miene, der gerade, redliche Sinn, der in jedem seiner Gesichtszüge lag,

die freimüthige, derbe Sprache, welche nur die der Ueberzeugung seyn konnte, und die unverkennbare Bewegung eines für die gute Sache schlagenden Herzens erregten in Mirot einen großen Argwohn gegen seinen als ein Bild der Verworfenheit gezeichneten Clienten. Er ging auf der Stelle nach Hause, untersuchte Candiers Papiere mit der größten Aufmerksamkeit und begab sich dann selbst zu Bornet, dem Manne, welcher die Documente als Zeuge der gepflogenen Uebereinkunft unterzeichnet hatte; aber auch die eifrigste Bemühung, irgend Etwas zu finden, was diesem Argwohn gegen Candier rechtfertigen könnte, blieb fruchtlos; die Papiere waren in aller Ordnung und Bornet, den Mirot mit der höchsten Feinheit und Erschöpfung der geringfügigsten Umstände ausforschte, beantwortete jede Frage mit der sichersten Ruhe, widersprach sich auch nicht mit Einem Worte und blieb seiner frühern Aussage aufs genaueste getreu. Mirot trieb die Sache noch weiter; er schrieb nach Marseille an einige vertraute Freunde und beschwor sie, über Pierre Candier's Charakter und Handlungen die genauesten Nachforschungen anzustellen und ihm Alles getreulich mitzutheilen; er selbst scheute keine Mühe, keinen Gang, sich über ihn die geheimsten Aufschlüsse zu verschaffen, lautete jedoch ein Brief, eine mündliche Mittheilung für Candier nicht ganz günstig, so sprach alles Uebrige nur zu seinem Lobe.

Candier kam zu Mirot. „Sie haben“ — ſprach er — „auf dem Kaffeehauſe mit einem Manne geſprochen, der mich unbeſchreiblich haßt. Ich hatte das Unglück, ihn einſt ſchwer zu beleidigen. So ſehr ich mir alle Mühe gab, ihn zu verſöhnen, und ſo ſehr ſich der Mann in der Folge ſelbſt überzeugen mußte, daß ich ihm nicht aus böſem Sinne, ſondern durch den Betrug eines Dritten wehe that, ſo bleibt ſeine Stimmung gegen mich doch immer die allerfeindlichſte. Ich kann mir wohl vorſtellen, daß er nichts unverſucht ließ, durch die grellſte Verleumdung, die er jeder Zeit mit dem gewinnenden Weſen eines Biedermanns vorzutragen weiß, mir Ihre Achtung und Ihr Vertrauen zu entziehen. Schon oft hatte ich im Sinne, bei Gericht klagbar gegen ihn aufzutreten, da er ſich nicht ſcheuet, öffentlich das Entehrendſte über mich zu ſprechen; aber ſolch eine Anklage würde für ihn die verderblichſten Folgen haben, und da ich dieſen Mann, ſeinen entſetzlichen, ungerechten Haß gegen mich abgerechnet, als ſehr achtungswerth kenne, überdieß mein guter Ruf zu begründet iſt, ſo erdulde ich ſchweigend die größte Kränkung.“

„Doch zu etwas Andern. Wie das größte Uebel fliehe ich jede Streitſache; die gegen meine Schwägerin macht mir den größten Schmerz, denn es iſt ja die Hinterlaſſene meines Theophile, der ich feindlich gegenüber ſtehen muß. Ich habe Alles, was in meinen Kräften ſteht, verſucht, mich

mit meiner Schwägerin auszugleichen, aber fruchtlos; durch einen vertrauten Freund ließ ich der Stieftochter meiner Schwägerin einen Antrag machen, der nur aus einem Herzen voll Gutmüthigkeit kam, und deſſen Annahme den Prozeß auf der Stelle beendigt und beiden den vorigen Wohlſtand wieder gegeben hätte, aber er wurde mit Hohn und unter den ſchmachvollſten Läſterungen zurückgewieſen. Jetzt muß ich nur das Geſetz walten laſſen, denn der geringſte Verſuch zur freundſchaftlichen Uebereinkunft würde die Menſchen, die ohnehin immer das Schlimmſte zu glauben bereit ſind, zur Vermuthung führen, daß ich meiner Sache nicht gewiß und die Beſchuldigung meiner Schwägerin eines an ihrem Gatten verübten Betruges nicht ganz ungegründet ſei. Das Geſetz ſoll ſprechen, und dann die Welt ſich überzeugen, daß Pierre Candier ſich nichts abtrotzen läßt, aber auch dem Edelſten nicht an Großmuth nachſteht."

Die hochherzige Schonung, mit welcher Candier von ſeinem unverſöhnlichen Feinde ſprach, und die Hindeutung auf ein ſehr edles Vorhaben nach erhaltenem Rechte beſtärkten Mirot in dem Glauben an Candiers Redlichkeit und an die böſen, ungerechten Geſinnungen der Wittwe. Mit erneuerter Kraftanſtrengung betrieb er die Sache ſeines Clienten.

Das Gericht ſprach. Pierre Candier wurde jene Hälfte des Landgutes, welche Theophile

Candier früher beſeſſen hatte, zuerkannt und Theophiles Wittwe in alle Unkoſten verurtheilt.

Candier berichtigte, ohne Wiſſen der Wittwe, die Gerichtskoſten, welche zu einer ſehr hohen Summe angelaufen waren; er ließ dieſer durch einen Freund, der vorgeben mußte, er ſchulde ihrem verſtorbenen Gatten ſchon ſeit vielen, vielen Jahren 30,000 Livres und könne ſich nun ſeiner Schuld entledigen, dieſes großmüthige Geſchenk zuwenden; Mirot wurde von ihm fürſtlich belohnt.

Die Wittwe Candier verließ einige Tage nach dem erfolgten Gerichtsſpruche Avignon und kehrte nie wieder dahin zurück.

Der Tod mußte ſeine kalte, zerſtörende Hand nach dem Lebensfaden eines Verbrechers ausſtrecken, um den dichtgewebten Schleier, in welchen ſich eine unmenſchliche That ſeit Jahren gehüllt hatte, gewaltig zu zerreißen.

Im Zuchthauſe zu Bicetre erkrankte ein Züchtling, er fühlte, daß er nicht lange mehr zu leben habe, und erbat ſich eine Commiſſion, um noch vor ſeinem Ende ein ſchweres Verbrechen zu entdecken und durch das offene Geſtändniß einer laſterhaften That die letzten Tage ſeines Lebens zu erleichtern. Die Commiſſion erſchien und der Züchtling bekannte:

„Schon in meiner Jugend, wo ich bei einem Rentenverwalter als Schreiber im Dienſte ſtand, und mit ihm manche Betrügerei in den Rechnungen ausübte, wurde ich von dieſem verleitet, mich in Nachahmung fremder Schriftzüge, worin ich eine beſondere Geſchicklichkeit beſaß, vollkommen auszubilden. Ich brachte es in kurzer Zeit zu ſolch einer Fertigkeit, daß ſelbſt mein Prinzipal die ihm nachgemachten Züge nicht von ſeinen eignen zu unterſcheiden vermochte.“

„Als er ſtarb, ging ich nach Avignon, um dort eine Schreiberſtelle zu ſuchen. In einer ärmlichen Schenke, welche ich, meiner wenigen Baarſchaft wegen, bis zum Eintritte in einen Dienſt zu meinem Quartier gewählt hatte, lernte ich einen gewiſſen Pierre Candier kennen, der öfters dahin kam, um dort, wie ich ſpäter erfuhr, mit liederlichen Weibsperſonen geheime Zuſammenkünfte zu haben, und zugleich an Leute, die er dahin beſtellte, Geld gegen Pfand zu borgen. Ohne mich zu kennen, und ohne zu wiſſen, in wie fern ich ihm einſt Dienſte zu leiſten vermöge, benahm er ſich äußerſt freundlich gegen mich, und bewirthete mich, dem er den Mangel anſehen mußte, mit mancher Flaſche Wein, mit manchem guten Gerichte; er mußte wohl ahnen, daß wir noch in ſehr vertraute Verhältniſſe kommen würden.“

„Eines Tages kam er gerade, als ich eine Bittſchrift an einen Advocaten um die Stelle eines

Copiſten vollendet hatte; ich machte ihm kein Geheimniß aus dieſer Angelegenheit, und er las die Schrift. Nach vielem Lobe, welches er meiner kaligraphiſchen Arbeit ertheilte, trug er mir an, auf einige Zeit zu ihm zu ziehen, und die Reviſion über mehrjährige Gutsrechnungen, wie auch die Copirung vieler Documente zu übernehmen. Mit großer Freude ging ich in ſeinen Antrag ein, da ich gerade mein letztes Geldſtück ausgegeben, und keine Hoffnung hatte, mich morgen am trocknen Brode ſättigen zu können. Ich zog zu ihm, fand die Arbeit eines Laſtthiers bei dem Futter des Zeiſigs, fühlte mich aber für dieſen Augenblick ſehr glücklich, da ich doch vor dem Erhungern geſichert war, ein ſehr bequemes Nachtlager hatte, und von manchen, die Geſchäfte halber zu Candier kamen, kleine Geldgeſchenke erhielt.

Ich war noch nicht acht Tage in ſeinen Dienſten, ſo hatte ich ihn, trotz ſeiner Verſchmitztheit und ſeines geheimnißvollen Weſens, ſchon ganz durchſchaut, und es iſt keine Verleumdung, wenn ich aus dem Grunde meiner genauen Beobachtung ſeiner Handlungen, und der ſpäterhin mit ihm verübten Bübereien geradezu behaupte, daß ſolch einen abgefeimten Betrüger, ſolch einen Blutſauger und ſolch einen Mörder der Unſchuld und Tugend kein Land und keine Nation aufweiſen kann. Wie geſagt, ſchon in den erſten Tagen unſers Zuſammenlebens kannte ich meinen Mann wie mich ſelbſt; ich wußte, was ich bieten durfte.

Eines Morgens bat ich ihn, mir die 500 Livres zurückzuzahlen, die ich ihm geliehen habe; anfangs belachte er die Sache als einen Scherz, da ich aber immer dringender mein Geld forderte, gerieth er in heftigen Zorn und drohte mir mit augenblicklicher Entfernung aus seinem Hause. Schweigend legte ich ihm einen darüber an mich von ihm ausgefertigen Schuldschein vor und weidete mich an dem Erstaunen, an den starren Blicken, an dem Schreck, womit der Böſewicht die Schrift betrachtete. — „Das iſt ein Betrug," rief er und ſtarrte das Blatt unbeweglich an — „den nicht die Hand eines Menſchen, ſondern nur eines Satans vollbringen konnte. Ich weiß, daß ich dir, du entſetzlicher Menſch, nicht einen Heller ſchuldig bin, und doch müßte ich ſelbſt einen Eid ſchwören, dieſen Schuldſchein geſchrieben zu haben." — Sein Erſtaunen, ſein Schreck gingen plötzlich in ausgelaſſene Freude über, er fiel mir um den Hals, er zog mich an ſeinen Schreibtiſch und ſchenkte mir 100 Livres. Solch eine Großmuth, die der unbeſchreiblich geizige Candier vielleicht nicht einmal für den Gewinn der ewigen Seligkeit ausgeübt hätte, konnte nur durch begründete Ausſicht auf tauſendfachen Gewinn entſtehen und es war auch ſo."

„Candier ließ ein Paar Flaſchen Wein und ein reichliches Gabelfrühſtück aus dem nächſten Gaſthofe holen und ich mußte mir gütlich thun, während er aus dem geheimſten Fache ſeines

Schreibtiſches ein Document hervorſuchte. Nun ſetzte er ſich an meine Seite und ließ mich das Document leſen; es war ein Pfandſchein von 8000 Livres, welchen ein Landwirth aus der Nähe von Avignon für dieſe, von Candier ihm auf einen Mayerhpf vorgeliehene Summe ausgeſtellt hatte. „Was 8000 Livres, was geliehen" — ſprach Candier — „es ſind 15,000 Livres, die ich dieſem Pinſel von Bauer nicht als Darleihen, ſondern als Kaufſchilling gegeben habe. Der Mayerhof iſt unter Brüdern das Doppelte werth und ſein Beſitzer ohnehin ſehr reich. Mein Geld hätte er nicht gebraucht, wäre ihm nicht der Einfall gekommen, mit Getraide zu handeln. Durch ſeinen Kornwucher hat er das Hundertfache gewonnen, und ich kann daher mit gutem Gewiſſen auch mein Rabatchen an mich ziehen. Will er übrigens die 15,000 Livres an mich bezahlen, ſo ſei der Hof wieder ſein. Nun Freundchen, mache dein Meiſterſtück. Ich werde die nöthigen Abänderungen aufſetzen; und dann friſch an die Arbeit, die dir, ſobald das Anweſen mein, oder vom Debitor die Summe baar erlegt iſt, ein Geſchenk von 1000 Livres einträgt." — Ich ſchrieb die, vom Landwirthe eigenhändig geſchriebene, aus dem Pfandſcheine nun in ein Verkaufs-Inſtrument umgeſtaltete Urkunde, wie die Namen des unterzeichneten Wirthes und ſeines Eheweibes mit ſolch täuſchender Nachahmung, und der gewiſſenloſe Candier ſchwur ſolch einen kräftigen Eid für die

Rechtmäßigkeit ſeiner Sache, daß die getäuſchten Gerichte ihm den Mayerhoff zuerkannten. Ich empfing die bedungenen 1000 Livres, mußte aber ein Bekenntniß niederſchreiben, daß ich der Verfaſſer des nachgemachten Documents ſei. Der Spitzbube wollte ſich des Spitzbuben verſichern; für 1000 Livres hätte ich bei meinem Leichtſinne und bei meinen ſchlechten Geſinnungen ein Dutzend ſolcher Bekenntniſſe ausgeſtellt."

„Candier weckte mich ein Mal gleich nach Mitternacht; ich mußte unverzüglich den Krämer Bornet und den Advokaten Rigot holen. Beide waren ſeine allervertrauteſten Freunde. Das edle Kleeblatt kam nur immer nächtlicher Weile zuſammen, aber dann war es gewiß um die Wohlhabenheit oder die Ruhe einer Familie gethan. Ich behorchte ſie öfters und ich, der grundverdorbene Menſch, ſchauderte über ihre Pläne, Jemand zu verderben und über die Frechheit, mit welcher ſie einander den durch die feinſten Betrügereien, oft durch die gefühlloſeſten Handlungen ihnen gelungenen Genuß einer ſchönen Frau oder eines ſchönen Mädchens erzählten. Auch für Bornet und Rigot hatte ich ſchon Schriften verfälſcht und reichen Lohn erhalten."

„Beide kamen ſchleunig und Candier ſchloß ſich mit ihnen ein, nachdem ich noch einen großen Vorrath von Burgunder und Champagner herbeigeſchafft hatte. Die Unterredung dauerte bis zur Morgenſtunde. Nachmittags kam Candier zu mir

und weihte mich in das entsetzliche Bubenstück ein, zu dessen Ausführung ich ihm an die Hand gehen mußte. — Pierre Candier und sein Bruder, Theophile Candier, hatten gemeinschaftlich dem Marquis Gordet sein sehr beträchtliches Landgut abgekauft und es bisher auch gemeinschaftlich benutzt. Schon lange sann Pierre über die feinsten Pläne, wie er Theophiles Antheil an sich reißen könne, ohne große Auslage zu haben. Jetzt wurde Theophile plötzlich so krank, daß die Aerzte jede Hoffnung seiner Rettung aufgaben. Der Augenblick zur Ausübung des lange überdachten Verbrechens war gekommen. Pierre eröffnete seinen Genossen Bornet und Rigot, daß er ein Instrument verfassen lasse, in welchem Theophile bekennt, von seinem Bruder Pierre für den Antheil, welchen er, Theophile, an dem gemeinschaftlichen Landgute habe, die baare Summe von 220,000 Livres erhalten und ihm dafür alle seine Rechte und Ansprüche abgetreten zu haben; die Urkunden hierüber sollen Bornet und Rigot als Zeugen unterschreiben, wofür Jeder eine Belohnung von 20,000 Livres erhalte. — Nun übergab mir Pierre zwei von dem Advocaten Rigot verfaßte Aufsätze; einen für die Abtretung des Antheils am Landgute, den andern zur Bestätigung des baaren Empfangs der 220,000 Livres, und legte mir mehre, zu verschiedenen Zeiten und über verschiedene Gegenstände von Theophile an ihn geschriebene Briefe vor, deren Schriftzüge ich nicht nur in beiden

Urkunden, ſondern auch in einigen, auf dieſen Gegenſtand bezüglichen Briefen, welche mir Pierre dictirte, nachmachen mußte. Für die vollkommen gelungene Arbeit wurden mir 30,000 Livres in baarer Zahlung zugeſichert.

Zwei volle Tage arbeitete ich an den Urkunden und Briefen; ich hatte mich ſelbſt übertroffen; Candier, Rigot und Bornet, die meine Schriften mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit unterſuchten, vermaßen ſich hoch und theuer, daß auch der Alles erſchöpfende Argwohn hier keine Täuſchung auffinden könne.

Theophile Candier ſtarb und Pierre hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit ſeiner Schwägerin, die ihn aus den richtigſten Beweggründen ſehr haßte, ſich zu verſöhnen. Nicht ein edles Gefühl lag Pierres Wunſche nach Verſöhnung zu Grunde, ſondern das Verlangen, ſeines Bruders Inſiegels ſich heimlich zu bemächtigen, und ſelbiges auf die Urkunden und Briefe drücken zu können. Der Heuchler wußte die Wittwe ganz für ſich zu gewinnen und ſich ihr ſo nothwendig zu machen, daß ſie ihm die Ordnung der höchſt verworrenen Geſchäfte ihres Gatten übertrug. Daß er vor allem Theophiles Inſiegel und die wichtigſten Papiere an ſich brachte, kann wohl nicht bezweifelt werden; doch jene Urkunde, die Theophile über ſeinen Antheil hatte, fand er nicht; die Wittwe hatte ſie unter ihrem Beſchluſſe, und all' ſeinen ſcheinbarſten Vorwänden und ſeiner höchſten

Schlauheit gelang es nicht, ſeiner Schwägerin dieſe Urkunde abzulocken oder zu entwenden.“

„Mir kam der Einfall, nach Nordamerika zu gehen und dort mich anſäßig zu machen. Candier hielt mit der bedungenen Zahlung für die nachgemachten Urkunden und Briefe von Tag zu Tag, von Woche zu Woche zurück; nächtlicher Weile, mit dem Dolche in der Fauſt, mit einem gräßlichen Schwure, ihn zu ermorden, erzwang ich die Hälfte der Summe, die andere gelobte er, binnen Jahresfriſt zu bezahlen. Ich ging nach Nordamerika und fing einen kleinen Handel an. Aber auf dieſem Blutgelde konnte kein Segen ruhen. Alles, was ich unternahm, mißglückte; es waren nicht drei Jahre verfloſſen und ich hatte kaum noch das nöthige Geld zur Rückreiſe nach Frankreich. Von Candier mein Guthaben zu erholen und mich als Coloniſt in Taurien niederzulaſſen, war mein feſter Entſchluß.“

„Auf franzöſiſchem Boden angelangt, hatte ich das Unglück, während des Nachtlagers in einer einſamen Waldſchenke rein ausgeplündert zu werden. Meine Lage war verzweiflungsvoll, ſie machte mich zum Straßenräuber. Bei einem Einbruche ward ich ergriffen. Meine Verbrechen brachten mich in dieſes Strafhaus und die Nähe des Todes und das erwachte Gewiſſen zu dieſem Geſtändniß.“

So deponirte der Züchtling. Der Commiſſair ſchickte die Abſchrift dieſer Ausſage an das pein-

liche Gericht von Avignon; Pierre Candier und Bornet wurden verhaftet; das peinliche Gericht verhängte über ſie die ſtrengſte Unterſuchung.

Candier leugnete mit aller Hartnäckigkeit, eben ſo Bornet, aber die Vorſehung erhielt einen groſſen Verbrecher, um den noch größern ſeiner Strafe entgegen zu führen. Der Züchtling genas, man brachte ihn nach Avignon.

Es war, als ziſche der Blitz aus wolkenloſem Himmel zu Candiers Füßen nieder, wie ſich plötzlich die Thüre des Verhörzimmers öffnete und der Vertraute ſeiner Schandthaten raſch auf ihn zutrat. Das Entſetzen, die Angſt machten das fahle Geſicht zum Zerrbilde, ſeine Knie ſchlotterten, wie gelähmt ſank er in den Stuhl zurück. Jeder Muth, jede Beſonnenheit waren wie mit einem Zauberſchlage von ihm gewichen; lange, ſehr lange vermochte er kein Wort zu ſprechen; aber nun rüttelte ihn das Gewiſſen mit furchtbarer Gewalt auf. Candier geſtand jede That, deren ihn der Züchtling angeklagt hatte, er bekannte noch viele, ſchwere Verbrechen. Das Geſtändniß währte von Morgens 9 Uhr bis tief in die Nacht. Er wurde von Zeit zu Zeit mit Bouillon und Wein gelabt, oft konnte er vor Schwäche nicht fortſprechen und der Unterſuchungsrichter glaubte, mit dem Verhöre bis auf den folgenden Tag ausſetzen zu müſſen; aber Candier raffte jeder Zeit ſeine geiſtigen und phyſiſchen

Kräfte zuſammen und hielt ſich aufrecht bis zum letzten Worte ſeines umfaſſenden Geſtändniſſes.

Auch Bornet wurde durch des Züchtlings Anblick ſo erſchüttert, daß er ſeine Theilnahme an den nachgemachten Urkunden über das Beſitzthum des Theophile Candier und noch manche andere Betrügerei bekannte.

Daß Rigot noch vor Mirots Ankunft in Avignon geſtorben war, iſt ſchon früher geſagt worden.

Candier wurde auf unbeſtimmte Zeit zur Galeere, Bornet auf 12 Jahre in das Zuchthaus verurtheilt. Die Wittwe des Theophile Candier erhielt wieder die Hälfte ihres Antheils an dem Landgute und aus dem Vermögen des Pierre Candier alle ſeit dem Verluſte ihres Prozeſſes von ihm bezogenen Gefälle ihres Antheils. Nicht mehr als vier Jahre lebte Pierre Candier nach ſeiner Verurtheilung. Vor ſeinem Tode disponirte er über ſein äußerſt beträchtliches Vermögen auf eine Art, die ſo manche ſeiner verbrecheriſchen Thaten vergeſſen machte. Jede Summe, die er ſich durch irgend eine unrechtmäßige Handlung zugeeignet hatte, erſtattete er mit der gewiſſenhafteſten Berechnung der Zinſen; zur alleinigen Erbin des noch immerhin ſehr bedeutenden Ueberreſtes ſeines Vermögens ernannte er die Stieftochter der Wittwe Candier; „um ſie" — wie er im Donations-Inſtrumente eigenhändig bemerkte — „über ſeine verbrecheriſchen Nachſtellungen und über einen, ihre Tugend und ihr Ehrgefühl tief verletzenden

Antrag zu verſöhnen.“ — Er hatte nämlich dem unſchuldigen, reizenden Mädchen, während ſeines Prozeſſes mit der Stiefmutter, die Hälfte des Landgutes gegen die Bedingung, mit ihm heimlich vertrauten Umgang zu pflegen, durch Bornet antragen laſſen; — und das war gerade jener Antrag, über welchen er gegen Mirot ſoviel von ſeiner Herzensgüte ſprach, aber recht klug den wahren Inhalt verſchwieg.

Theophile's Wittwe bezog mit ihrer Stieftochter nach Pierres Tode das nun dieſen Beiden ganz zugefallene Landgut. Eine Schaar von Freiern umgab die junge, blendend ſchöne, reiche Joſephine, aber fruchtlos; ſie lernte Mirot kennen und bald ward ſie die glückliche Gattin des edlen Mannes.

VI.

Das Opfer des Vorurtheils.

Jakob Hirsch, der Sohn eines nicht unbemittelten Handelsjuden in dem böhmischen Städtchen P..., wurde von seinem Vater, der ihn regelmäßig in die Synagoge mitzunehmen pflegte und sehr streng auf die pünktlichste Ausführung und Beobachtung der zahllosen Gebote und Verbote hielt, womit die Rabbinen das Judenthum überhäuft haben, mit großer Sorgfalt bis in sein neuntes Lebensjahr erzogen und dann der Aufsicht, Leitung und dem Unterrichte eines Bachers *) übergeben, den Vater Hirsch eigens für seinen Jakob sich verschrieben hatte.

Unter diesem sehr kenntnißvollen Lehrer machte Jakob bald sehr glänzende Fortschritte im Wissenschaftlichen, aber was ihm der Vater in Jahren von Religiosität eingeprägt hatte, das wurde durch das schädliche Beispiel eben dieses Lehrers in

*) Jüdischer Hauslehrer.

Einer Stunde vernichtet und ausgerottet. Der Einfluß dieſes Beiſpiels auf Jakobs Folgeleben iſt wichtig genug, um hier eine ausführliche Erzählung zu verdienen.

Es war ein Verſöhnungsfeſt oder ſogenannter Langetag, an welchem bekanntlich die Juden von einem Abend von ſechs Uhr an bis zum folgenden, wann die Sterne am Himmel erſcheinen, weder eſſen noch trinken dürfen. Jakob, noch ein Kind, hatte die Erlaubniß, um zwölf Uhr des Mittags zu eſſen, oder, wie die Juden es nennen, anzubeißen, übrigens erwartete man von ihm, daß er, mit Ausnahme der Eßzeit, wie die Uebrigen, den Tag in der Synagoge aushalte. Da Jakobs Vater indeſſen eines von den öffentlichen Gebeten übernommen hatte, welches mehrere Stunden zu dauern pflegt, ſo war der Knabe während dieſer Zeit allein der Aufſicht des Bachers anvertraut. Nach einiger Zeit entfernte ſich dieſer und da Jakob ſich erinnerte, heute ſeine Kaninchen noch nicht gefüttert zu haben, ſo benutzte er die Abweſenheit des Lehrers und eilte nach Hauſe. Die Kaninchen befanden ſich in einem alten Pferdeſtalle, und man denke ſich des Knaben Erſtaunen, als er in den Stall trat, und — ſeinen Lehrer darin eſſend fand, aber nicht nur eſſend, ſondern eine Knackwurſt, dieſe den Juden höchſt verbotene Speiſe, verzehrend.

Dieſes war ein doppelter Bruch der Geſetze, und Jakob nahm ſich heraus, ſeinem Lehrer einen

Verweis geben zu wollen. Aber dieſer wußte bald den Kleinen zu beſchwichtigen. Er ſagte, die ganze jüdiſche Religion ſei Alfanzerei, von Lügnern erfunden und von Pinſeln geglaubt, vom Vernünftigen aber verachtet, obgleich die Nothwendigkeit es zuweilen erheiſche, den Schwachen zu Gefallen zu leben.

Wie konnte der neunjährige Knabe die Worte dieſes hochgelehrten Mannes, des Orakels ſeiner Aeltern und der geſammten Judenſchaft im Städtchen bezweifeln? Jakob aß mit ſeinem freidenkenden Informator, fand die Wurſt gut und — war von dem Augenblicke an ein Heuchler unter den Juden, wie Jener.

Aber das neue Licht brachte noch eine andere Wirkung in dem Knaben hervor. Er hatte immer die Schmähungen der Chriſtenkinder mit Ungeduld ertragen, und nur die Verſicherungen ſeines Vaters, daß dieß als eine Strafe Gottes und als eine nothwendige Folge der Verbannung der Juden anzuſehen ſei, hatte ihn bisher zu beruhigen vermocht. Von dem Augenblick an aber, wo der Knabe nach ſeines Vaters ſchlechtem Beiſpiele und noch ſchlechterer Erklärung über die Würde der jüdiſchen Religion, des Vaters Verſicherungen nicht mehr glaubte, ſtieg ſeine Ungeduld und ſein Zorn gegen jede Beſchimpfung auf's höchſte. Jeden Mauſchel und Jud gab der Gereizte mit einem Steinwurf oder Fauſtſchlag zurück, und blutige Naſe und Kopf von ſeiner Seite, und

Klagen der christlichen Einwohner über ähnliche Behandlung ihrer Kinder durch ihn von der andern, waren die Folgen seiner unreifen Aufklärung, so daß sein Vater, ergrimmt über des Sohnes unjüdischen Mangel an Duldsamkeit, ihn oft einen Tolah*) oder Jischa Hanozru**) nannte.

Vater Hirsch starb und Jakob kam nach St..... zu seines Vaters Bruder, unter dessen liebevoller Leitung seine Erziehung besser besorgt wurde, als im väterlichen Hause. Jakob lernte Hebräisch nach Grundsätzen, er lernte besseres Deutsch, Rechnen, Buchhaltung, Französisch und auch die Anfangsgründe der lateinischen Sprache. Jakobs, nur mehr geringe, Religiosität erhielt aber hier ihren vollen Todesstoß. Der Oheim bekümmerte sich wenig um die religiösen Gesinnungen des Neffen; er ging nur ein Mal des Jahres in die Synagoge und war nur Jude dem Namen nach. Unglücklicher Weise für Jakob hatte er einen Hausfreund, einen invaliden Hauptmann, welcher Jakob freien Zutritt zu seiner Bibliothek gestattete. Jakob las hier nun alles ohne Wahl und Leitung durch einander, manches gute Buch, aber mehr gefährliche Bücher; unter andern das höchst verderbliche Buch: La guerre des Dieux; dann Mirabeau's Système de la Nature; Volney's Ruines des Empires; Voltaire's Dictionnire philo-

*) Gehangener oder Gekreuzigter.

**) Jesus Nazarenus; — beide die höchsten Schimpfwörter unter den gemeinen Juden.

sophique und Romane, nebſt ſo vielem, welches nicht nur jeden Ueberreſt von Anhänglichkeit an die Religion ſeiner Väter, ſondern auch die letzte Spur des Glaubens an alles Heilige und Große, wo nicht in ſeinem Herzen, doch in ſeinem Kopfe zerſtörte, und jedes noch übrige Motiv zur Geduld und Ausdauer bei der, von den Chriſten auf ihn gehäuften Schmach vernichten mußte. Jakob fühlte, daß er ein Menſch ſei wie der Chriſt, daß des Chriſten Glaubenschimäre kein Recht gebe, den Juden wegen der Glaubenschimäre ſeiner Nation — die er jedoch ſelbſt verlachte — zu verachten; und da der Unglückliche ſo tief geſunken war, keinen Gott mehr zu glauben, ſo fand er auch nicht den entfernteſten Grund mehr, ſich mit Geduld und Reſignation in ſein Schickſal zu ergeben.

Der fromme Jude, der da glaubt, er erhalte jeden Sabbath eine Auxiliär-Seele zum beſſern Eſſen und Verdauen, und daß er für jede Mißhandlung von einem Chriſten im Himmel ein groſſes Stück vom Leviathan und der großen Kuh erhalten werde, tröſtet ſich leicht; aber der ungläubige Jude findet nirgends Troſt. So ging es dem verirrten Jakob, als er nach dem Tode des Oheims in ſeinen Geburtsort zurückkehrte, wo er während der ſieben Jahre, in welchen ihm die Führung der Geſchäfte ſeiner Mutter oblag, die Qualen der Verdammten litt.

Aus Pflichtgefühl beſorgte Jakob den Laden ſeiner Mutter mit ernſtlichem Fleiße; aber Han-

bei jeder Art war ihm zuwider, nicht weil er denſelben an und für ſich geringſchätzte, ſondern weil im gemeinen Leben Jude und Handelsmann gleichbedeutend ſind und er ſich vom Juden gern ſo weit als möglich entfernen wollte.

Lange, aber immer vergeblich hatte Jakob ſeine Mutter und ſeinen Vormund beſtürmt, ihn eine Kunſt oder ein Handwerk lernen zu laſſen, damit er doch nicht als ein beſtimmungsloſer Pilz in die Welt hineinſchöſſe, und daß er den Troſt hätte, zu ſich ſelbſt ſagen zu können: „du biſt doch etwas!“ — Aber Beide lachten über ſolche Romanenbegriffe — wie ſie es nannten — ſie meinten, er habe ſchon was Rechtes in der Welt gelernt und hätte, um ein tüchtiger Handelsmann zu werden, nun nichts weiter zu thun, als die Augen offen zu haben und ſeines Vortheils zu wahren. — Ueberdieß ſtellten ſich ſeinen Plänen auch Hinderniſſe entgegen, die ſich nicht beſeitigen ließen, ohne dem Judenthume auf einmal zu entſagen, und dazu hatte er, um ſeiner Mutter willen, den Muth nicht. Es war nämlich im Städtchen ſelbſt und deſſen weiterer Umgebung kein einziger jüdiſcher Handwerker oder Künſtler, bei dem man Jakob hätte in die Lehre geben können; und kein chriſtlicher Meiſter wollte ihn, wegen des Verluſtes der Sabbath- und Feſttage und der Zeit, die er durch das Nachhauſegehen zum Eſſen würde verſäumt haben, zum Lehrling annehmen.

Gezwungen, ſich in ſein Schickſal zu fügen, that Jakob das Möglichſte, ſeinem Handel das ehemalige Trödlerweſen zu benehmen und demſelben mehr ein kaufmänniſches Anſehen zu geben. Dieſes war zwar von ſeinen Glaubensgenoſſen, bei denen er immer mehr und mehr den Ruf eines Goi*) erhielt, ſtreng getadelt, dagegen aber von den Honoratioren des Städtchens, ſelbſt von den Bürgern und benachbarten Bauern beifällig anerkannt. Man lobte ſeine Ordnung und ſein aufrichtiges Weſen; das wohlgemeinte Kompliment: „Du biſt doch ein ganzes Bürſchchen — nur Schade, daß Du ein Jude biſt!“ — ward ihm oft von Leuten aus dem gemeinen Volke gemacht. Selbſt die Mädchen gaben ſeinem Laden den Vorzug und manche Schöne weilte mit einem Blicke auf ſeinem anziehenden Geſichte und ſeiner ſchlanken, herrlich geformten Geſtalt, der ihm nur zu deutlich ſagte, es ſtehe nichts als ſein Judenthum zwiſchen ihm und ihrem Herzen.

Auch unter chriſtlichen Jünglingen erwarb der Jude Jakob ſich manchen Freund; Moritz O....., der Sohn des Oberförſters, und Ludwig A....., der Adjunct des Domainenverwalters, beide artige, gutmüthige junge Leute, ſchloſſen ſich traulich an ihn an und brachten die Feiertage und die meiſten ihrer Mußeſtunden in ſeiner Geſellſchaft zu. Sie ſchämten ſich des Juden nicht, beſuchten

*) Chriſt, eigentlich Fremder oder Nicht-Jude.

Arm in Arm mit ihm alle Spaziergänge und öffentliche Plätze, ja sie führten ihn sogar bei ihren Aeltern ein, wo er die freundlichste Aufnahme fand und oft zum Thee eingeladen ward, wenn — die Familien sich allein befanden. Auf diese Weise fing Jakob an, sich glücklich zu fühlen; er glaubte, es wäre möglich, selbst als Jude geachtet in der Welt zu leben, und er hoffte seine künftigen Tage, trotz dem Brandmahl seiner Geburt, im geselligen Umgange mit den Gebildetsten seines Geburtsorts fröhlich hinbringen zu können. Als Mensch fühlte er sich zu dieser Hoffnung berechtigt; sein Aeußeres war sehr empfehlend, in Kenntnissen, im Anstande durfte er sich mit den Ausgezeichnetsten unter den jungen Leuten des Städtchens messen; seine Sittlichkeit war unbefleckt und unbescholten, sein Lebenswandel höchst redlich.

Der Jude Jakob vergaß allerdings immer mehr, daß er ein Jude war, aber die Christen konnten in ihm den Juden nicht vergessen. Darüber machte er bald einige sehr bittere Erfahrungen.

Durch Moritz, den Sohn des Oberförsters, wurde Jakob zur Aufnahme in eine geschlossene Gesellschaft, die sich im Orte gebildet hatte, vorgeschlagen. Ohne diesen Vorschlag einer Ballotage zu würdigen, wurde er einstimmig verworfen, aus gar keinem andern Grunde, als weil Jakob — ein Jude war.

Am Morgen eines Sonntags, nicht lange nach dieser kränkenden Begebenheit, besuchte Ja-

kob ſeinen Freund Ludwig, den Adjunct des Domainenverwalters. Bei dieſem fand er einen fremden jungen Mann, der, wie Jakob nachher erfuhr, ſehr reich und Ludwigs Vetter war. Ludwig ſchien bei Jakobs Eintritt verlegen zu werden und ſchien nicht recht zu wiſſen, wie er ihn dem vornehmen Anverwandten vorſtellen ſolle. Die Verlegenheit ſtieg, als nach einiger Zeit der Fremde Jakob fragte: ob er heute ſchon die Meſſe gehört habe. Lächelnd ſagte Jakob: es ſei nicht ſein Gebrauch, die Meſſe zu hören. Moritz, welcher auch gegenwärtig war, lachte laut auf, Ludwig erröthete und der Fremde wußte nicht, was er ſagen ſollte. Um dieſer peinlichen Situation ein Ende zu machen, erklärte Jakob rund heraus, er ſei ein Jude. Der Fremde, der in Jakobs Geſichte nicht den jüdiſchen Ausdruck, in ſeiner Sprache nicht den eignen Accent fand, wollte es nicht glauben, bis Moritz Jakobs Verſicherung beſtätigte und hinzuſetzte: „Aber gewiß ein beſſerer Menſch, als viele tauſend Chriſten; Sie werden ihn ſo finden, wenn Sie ihn erſt kennen lernen.“ — Zu dieſer nähern Bekanntſchaft ſchien aber der vornehme Herr keine große Luſt zu haben; er war zurückſtoßend kalt gegen den ihm verächtlichen Juden und ſchien ihn ganz vom Geſpräche ausſchließen zu wollen. Ludwig fühlte ſeinen Stolz gekränkt, daß ſein Vetter einen Jüngling, den er unter ſeine Freunde zähle, mit ſo auffallender Geringſchätzung behandelte, aber

er war auch ſchwach und eitel genug, ſtatt den Freund unter ſeinen Schutz zu nehmen, die Rolle eines Gönners zu ſpielen, eines Herablaſſenden, der den Juden nur zu ſich laſſe, um ſeinen Scherz mit ihm zu haben. Nur Jakobs vertrauliches Du machte ihn immer verlegener und er wurde am Ende ſo ſehr verwirrt, daß er mit den Worten herausfuhr: „Mein Herr, ich verbitte mir das Du!“ — „Mein Herr, Sie ſind ein Einfaltspinſel!“ rief der erbitterte Jakob, ergriff ſeinen Hut und eilte aus dem Zimmer, das er nie wieder betrat. Auf dem Fuße folgte ihm Moritz, der ſich gegen Ludwig faſt mit den nämlichen Worten ausgeſprochen hatte und bemühte ſich, ſeinen tief verletzten Freund zu tröſten. — „Ludwig iſt ein dummer Junge,“ — ſagte er — „ein orthodoxer Katholik, und ſeine ganze Aufklärung iſt nur äußerlich. Empfange dafür mein feierliches Wort, daß ich, und ſollte mich die ganze Chriſtenheit verachten, Dein Freund bleibe, ſo lange Du meiner Freundſchaft würdig bleibſt!“ —

Bald, ſehr bald beurkundete Moritz die Gediegenheit ſeines Charakters durch eine ſchwere, aber groß beſtandene Probe, und obgleich der Auftritt, in welchem Jakob eine Rolle ſpielte, für ihn einer der ſchmerzlichſten ſeines Lebens war, ſo machte er doch dabei die ſo beſeligende Erfahrung, daß er das Theuerſte beſaß, was einem Menſchen werden kann — einen treuen Freund.

Die Oberförſterin feierte ihr Namensfeſt, für den Abend war große Geſellſchaft aus den Angeſehenſten des Städtchens und den zunächſt begüterten Edelleuten gebeten. Moritz lud ſeinen Jakob zu dieſer Abendunterhaltung ein und verſicherte ihn, gewiß recht gerne geſehen zu werden, da Moritz wußte, wie freundſchaftlich ſeine Aeltern immer von dem redlichen, gebildeten Jakob Hirſch ſprächen und wie ſehr ſie ihn achteten. — Es ſtieg in Jakobs Seele eine unerklärliche Ahnung trauriger Folgen auf und doch, nach einiger Weigerung, verſprach er, zu kommen.

Schon hatte ſich die Geſellſchaft verſammelt und der Saal war mit Herren und Frauenzimmern gefüllt, als Jakob eintrat. Moritz kam ihm ſogleich entgegen und ſuchte durch ſein freundſchaftliches Zuvorkommen die verlegene Schüchternheit zu verſcheuchen, die ſich des Eingetretenen bemeiſtert hatte, ſobald er die erſtaunten Blicke bemerkte, womit Alles ihm entgegenſtarrte und ihn zu fragen ſchien: Jude, wie kommſt Du hieher? — Jakob verbeugte ſich gegen Jedermann; Niemand aber gab ihm ſeine Höflichkeit zurück; Einige lachten ihm ſogar ins Geſicht, oder wandten ſich mit verächtlich zugekehrtem Rücken von ihm, und meiſtens diejenigen, die den gefälligen Juden in ſeinem Laden, wenn ſie Waaren auf Borg nahmen, immer aufs artigſte behandelt hatten. Moritz führte den Freund auf ſeine Mutter zu. Die Oberförſterin war eine gute Frau, die dem Freunde

ihres Sohnes gewiß im Herzen wohl wollte; aber sie war schwach; sie sah, mit welcher Verachtung die Gesellschaft auf den Juden herabblickte, und hatte nicht den Muth, denjenigen als ihren Gast zu erkennen, den Niemand als solchen erkennen wollte. Ohne daher auf Jakobs Glückwunsch zu hören, den der Eingeschüchterte hervorzustammeln suchte, wandte sie sich mit einer, von ihr nie gehörten Strenge gegen ihren Sohn und rief: — „Moritz, dieß ist eine sehr unpassende Zeit, den Juden mit Waaren hierher zu bestellen, besonders da Du weißt, daß ich jetzt gar nichts brauche." — „Herr Hirsch," — wandte sie sich dann gegen Jakob — „wann ich etwas brauche, so will ich Ihn rufen lassen." — Moritz sah seinen Freund erbleichen, schwanken, er faßte seine Hand, um ihn vor einem Falle zu schützen. „Das war nicht recht!" — hörte Jakob ihn sagen, dann sank er bewußtlos in seines Freundes Arme.

Als Jakob seiner Sinne wieder mächtig wurde, fand er sich auf Moritz's Bette und diesen beschäftigt, ihm die Schläfe mit Essig zu reiben. Beide waren allein; Moritz vergoß Thränen. — „Deine Lage, guter, armer Jakob geht mir sehr zu Herzen" — sprach er mit großer Rührung — „und ich werde es mir nie verzeihen, daß ich durch meine Einladung sie herbeigeführt habe. Du weigertest Dich zu kommen, wohl kanntest Du diese Menschenrace besser als ich. — O der Schande," rief er schluchzend — „und sogar meine Mutter!"

— Er vermochte längere Zeit nicht weiter zu reden. Endlich erholte er ſich und erzählte dem ſchwer betrübten Freunde, daß er ihn ohnmächtig aus dem Saale hinaus hätte tragen müſſen, ohne daß dieß bei irgend Jemand Bedauern zu erregen ſchien; ja Manche hätte er ſogar ſagen gehört: es wäre doch gut, daß der Jude ſo abgeputzt worden ſei, das würde ihm für ein andersmal den Kitzel, ſich in angeſehene Geſellſchaften einzudrängen, vertreiben. Niemand habe ſeine menſchenfreundliche Handlung unterſtützt, nur ſeine Schweſter ſei ihm nachgeſchlichen, um ihm für den Ohnmächtigen ihr Riechfläſchchen zu geben. — Moritz war bereits über eine Stunde von der Geſellſchaft abweſend, als ſeine Mutter einen Diener ſchickte und ihm befehlen ließ, ſogleich zur Geſellſchaft zu kommen. — „Sag' Er meiner Mutter," — rief Moritz — „daß ſie mich dieſen Abend nicht erwarten dürfe!" — Um fernerer Zudringlichkeit zu entgehen, führte er Jakob nach deſſen Haus und blieb bis zu Tages-Anbruch bei ihm.

Des folgenden Tages erklärte Moritz ſeiner Mutter, daß er in einem Orte, wo man einen Menſchen, und beſonders einen Freund von ihm, ſo herabwürdigend behandeln konnte, nie mehr eine Geſellſchaft beſuchen werde; und zur Ehre ſeines Vaters, welcher jetzt erſt den Zuſammenhang der Sache erfuhr, ſei es geſagt, daß dieſer ſeine Gattin ſtreng tadelte und mit allem Eifer die Verſicherung gab, daß, wäre er bei Jakobs

Ankunft im Zimmer geweſen, er ſelbſt den ſo ſchnöde Behandelten kräftig in Schutz genommen haben würde. „Hirſch iſt ein braver Jüngling,“ — ſagte er — „der gern ein ehrlicher Kerl in der Welt ſeyn und bleiben möchte. Aber, lieber Gott, wo ſoll ihm der Muth und die Luſt dazu werden, wenn wir Chriſten ihn als einen Ausſätzigen verwerfen, und ihn vielleicht in die Geſellſchaft ſeiner hieſigen, ſehr verwahrloſten, Glaubensgenoſſen zurücktreiben, die er jetzt flieht und dann leider zu ſuchen gezwungen wäre, denn der Menſch muß Menſchen haben. Ja vielleicht wird er nun gegen die Chriſten zum Betrüger, weil ſich ihm darin das einzige Mittel zur Rache gegen die ungerechten, herzloſen Menſchen darbietet.“ — „Vater,“ — rief Moritz mit edler, jugendlicher Begeiſterung — „der Mangel an einem Menſchen, mit dem Jakob umgehen, an den er ſich mit Liebe und Vertrauen anſchließen kann, ſoll ihn nicht in ſchlechte Geſellſchaft treiben, denn ich verlaſſe ihn, meinen Freund, nicht; und daß er kein Betrüger aus Rachſucht werden wird, dafür bürgt mir ſein Ehrgefühl und ſeine Moralität!“ —

Der hochherzige Oberförſter billigte nicht nur ſeines Sohnes charaktervollen Entſchluß, ſondern wollte Jakob noch an ſelbigem Tage zum Thee einladen laſſen, und ihn, zur Genugthuung am nächſten Geſellſchaftsabend bei der Verſammlung ſelbſt einführen. Aber Moritz beſeitigte dieß auf einmal, indem er ſeinem Vater den von Jakob ge-

faßten Entſchluß bekannt machte, von nun an ausſchließlich ſeinen Geſchäften, ſeinen Büchern und dem Umgange ſeines Moritz zu leben und in ſeinem Geburtsorte nie wieder eine Familie zu beſuchen.

Es brach ein Krieg aus, der Feind ſiegte, dem Vaterlande drohte Verderben und alle waffenfähige Jünglinge eilten unter die Fahnen. Moritz und Jakob, dieſer mit aller Beruhigung, da er die Geſchäfte ſeiner Mutter in den Händen ſeines Bruders, eines ſehr geſchickten Handelsmannes, vorzüglich gut beſorgt wußte, beide gleich beſeelt von Vaterlandsliebe, beide voll Feuer und Muth, jung und kräftig, waren die Erſten im Städtchen P..., welche dem Rufe des geliebten Monarchen und der Stimme des eignen Herzens folgten. In D.... ſtand das Depot des ſchönen Uhlanenregiments M. Dorthin fuhren ſie mit Extrapoſt. Freudig nahm der commandirende Major die ſchönen, ſchlanken Jünglinge auf, welche der Erlernung des Reitens und der militäriſchen Handgriffe mit ſolch einem Eifer ſich ergaben, daß ſie, unter öffentlicher Belobung des Majors, noch im erſten Monate ihrer Dienſtleiſtung zu Korporalen befördert wurden.

Das Uhlanenregiment war ein polniſches, aber in den zwei Schwadronen, welche das Depot bildeten, ſtanden auch viele Deutſche. Gerade dieſe waren die roheſten, von welchen Moritz und Jakob das Meiſte zu erdulden hatten. Daß die bei-

den Deutschböhmen, immer unzertrennlich, von jedem andern Umgange sich ausschlossen, nur die besten Gasthöfe besuchten, die feinste Montur trugen — welches die wohlhabenden Jünglinge bei ihren reich gefüllten Goldbörsen leicht thun konnten — daß sie so schnell befördert und vom Depotcommandanten, wie von allen übrigen Offizieren ausgezeichnet wurden, Alles dieses erregte den Neid und die Erbitterung der deutschen Unteroffiziere und Gemeinen. Sie ersannen alles Mögliche, um die beiden Freunde zu kränken. Diese beschwerten sich beim Rittmeister ihrer Schwadron; es wurden die schuldigen Unteroffiziere und Gemeinen scharf bestraft; dadurch ward zwar so viel bewirkt, daß die lauten, öffentlichen Beschimpfungen aufhörten, aber es konnte doch die witzigen Anspielungen, Ausrufungen und Fragen nicht verhindern, die höchst zweideutig waren, in ihrem bösen, beleidigenden Sinne von den Beleidigten recht wohl verstanden, aber geradezu als Beleidigungen nicht aufgefaßt und daher auch nicht geahndet werden konnten.

Bei den Unteroffizieren verschafften sich Jakob und Moritz bald Ruhe und Achtung. Im Corps der Unteroffiziere dieses Regiments herrschte von jeher der altritterliche Sinn, daß man für Beleidigungen nicht mit der Faust oder dem Stocke, sondern mit dem Säbel Genugthuung nahm und gab. Zufällig hörten die Freunde, daß der Zollaufseher dieser Stadt früher als Fechtmeister im

franzöſiſchen Huſarenregiment Nemours geſtanden und im Hauen vorzüglich geſchickt ſei. Heimlich nahmen Jakob und Moritz bei ihm Unterricht und bald waren ſie Meiſter in Führung des Säbels. Mit Sehnſucht ſahen ſie einer Gelegenheit zur Begründung der Ruhe und der Einflößung einer ſie ſchützenden Achtung entgegen, und dieſe Gelegenheit blieb nicht lange aus. Sie gingen eines Abends nach dem Verleſen im Hofe der Kaſerne auf und ab, als aus dem Kreiſe mehrerer, die Wandelnden mit Hohngelächter verfolgenden Unteroffiziere ein Korporal, auch ein Deutſchböhme, zu Jakob trat und ihn mit den Worten anredete: „No Jüdche, haben wir nichts zu ſchachern?“ — „Unſere Klingen, wenn Du Herz haſt!“ — rief Moritz und ſchlug den Frager mit geballter Fauſt in's Geſicht. Auf der Stelle erfolgte die Herausforderung und eben ſo ſchnell die Annahme derſelben. Jakob drängte ſich zwiſchen die Erbitterten und erklärte, daß, da die Beleidigung ihm geſchehen, der Beleidiger ſich mit ihm zu ſchlagen habe. Dieſer ſagte: es könne nachher geſchehen; aber in dieſem Augenblicke trat ein anderer Korporal, auch ein Deutſcher, herzu und ſagte: „O, wenn der Jud fechten will, ich bin ſein Mann!“ — „Es gilt, morgen früh!“ — rief Jakob und ging mit Moritz in die Kaſerne.

Der Wachtmeiſter von Jakobs Schwadron, ein graubärtiger, muthiger Pole, bot ſich Jakob zum Sekundanten an; Moritz und die übrigen

erhielten auch die ihrigen, und am folgenden Morgen um neun Uhr trafen sich alle in dem abgelegensten Theile des Stadtgrabens. Moritz und sein Gegner griffen zuerst zu den Waffen. Der Kampf währte nicht lange; Moritz brachte schon im zweiten Gange dem Andern eine Wunde im rechten Oberarm bei, die ihn zwang, den Säbel fallen zu lassen. — „Das ist entschieden!" — rief Jakobs Gegner — nun wollen wir sehen, was mein Jud für ein Kerl ist!" — Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, begann Jakob den Zweikampf. Bald bemerkte er, daß er dem wirklich guten Fechter überlegen sei und rieth ihm, das Gesicht besser zu decken. Diese Kälte erbitterte den Gegner aufs Höchste und unter dem heftigsten Schimpfen drang er wüthend auf Jakob ein, der ihm aber bald den Säbel aus der Hand schlug und ihn fragte, ob er genug habe. — „Nein," — rief der Schäumende — „erst muß ich Dein Blut sehen, Du verdammter Mauschel!" — Jetzt kannte Jakob keine Schonung mehr; er führte einen furchtbaren Hieb, der tief in des Gegners Brust drang und dem Kampfe ein Ende machte.

Noch zweimal, bald darauf, mußten sich Jakob und Moritz mit feindlich-gesinnten Waffengefährten schlagen. Die blutigen Köpfe, womit die Gegner den Kampfplatz verließen, die Vermeidung jedes Umganges mit den deutschen und ein freundschaftliches Anschließen an die wackern polnischen Unteroffiziere verschafften ihnen volle

Ruhe vor jeder mit Worten oder Gebehrden gegen ſie ausgeübten Kränkung.

Die Geſchichte dieſer Zweikämpfe, ſo ſehr ſie im Geheimen ſtatt hatten, blieb für die Offiziere kein Geheimniß. Sie nahmen davon keine Notiz, nur der Major gab Jakob eines Tages, als er ſich zur Ordonanz bei ihm meldete, einen Wink, daß er davon wiſſe und ſetzte mit lächelnder Miene hinzu: „das iſt die beſte Art, ſolch rohem Volke das Maul zu ſtopfen. Eine gut geführte Klinge macht beſſere Wirkung, als Arreſt und Krummſchließen!“ —

Durch eine Staffette erhielt das Depot-Commando Befehl, aus den tüchtigſten Leuten und Pferden eine vollzählige Schwadron zu bilden und ſelbige dem Regiment nachzuſchicken. Moritz und Jakob zogen mit den heiterſten Empfindungen, begeiſtert und voll der ſchönſten Hoffnungen dem Felde der Ehre zu, aber groß und unzählig waren die Kränkungen, welche der arme Iſraelite im Laufe dieſer Märſche zu dulden hatte. Kaum war Jakob in einem Quartiere angelangt, ſo wußte auch ſchon Einer ſeiner tückiſchen, ſchadenfrohen Kameraden dem Hauswirthe oder der Hauswirthin einen Wink zu geben, daß der Einquartierte ein Jude ſei und ſogleich verwandelte ſich die Freundlichkeit des erſten Willkommens in kalte Höflichkeit, oft artete ſie in ſolche Verachtung und Rohheit aus, daß ſie der Gekränkte auf gut ſoldatiſch zu ahnden hatte. Selten gewann

der Gedanke der Neuheit, einen Juden als Unteroffizier vor sich zu sehen, über die dem Christen angeborne Abneigung gegen den Juden die Oberhand, und dann hatte Jakob immer so viele beleidigende Fragen über seinen Eintritt in den Militärverband, über die unmöglich scheinende Beförderung eines Juden zum Unteroffizier, und so viele Lobsprüche auf besondere, nothwendig vorhergegangene Verdienste und auf seine, so seltene, Aufklärung zu bestehen, daß ihm im Allgemeinen die Verachtung der Leute fast lieber war, als diese zweideutige Freundlichkeit.

Die Schwadron stieß zum Regiment; es fiel ein Gefecht, nach einigen Tagen eine blutige, opferreiche Schlacht vor, und in dieser zeichnete sich Jakob und Moritz so sehr aus, daß sie die goldene Medaille erhielten. Es wurde wieder eine große Schlacht geschlagen, das Uhlanenregiment that Wunder der Tapferkeit, der Oberste schlug Jakob und Moritz zu Offizieren vor. Moritz wurde Lieutenant im Regiment, Jakob, der in dieser Schlacht das Mögliche gethan hatte, blieb Unteroffizier. Im Geiste jener Zeiten wäre das Port'epée am Säbel eines Juden geschändet gewesen.

Moritz mußte mit vierzig Uhlanen eine Recognoscirung vornehmen; sie war eben so wichtig als gefährlich und nur die erprobtesten Leute wurden dazu commandirt. Unter ihnen war Jakob. Das kleine Detachement stieß auf eine Schwadron

feindlicher Huſaren, und zu gleicher Zeit wurde es im Rücken von einem Trupp Dragoner angegriffen. Jetzt galt es Sieg oder Tod. Die braven Uhlanen kämpften wie die Löwen, aber die Uebermacht erdrückte ſie. Moritz wurde an Jakobs Seite vom Pferde gehauen; furchtbar rächte der Verzweifelnde den Freund, der ihm treu geblieben war bis in den Tod; unter jedem ſeiner Hiebe ſtürzte ein Feind, ſchon hatte er ſich mit den Wenigen, an deren Spitze er noch focht, durchgehauen, da ſchoß ein Dragoner nach ihm; tödtlich verwundet ſank er vom Pferde.

Nicht unbeachtet blieb vom Huſarenrittmeiſter Jakobs Heldenmuth; der edle Feind ließ den Verwundeten mit großer Vorſicht in das nächſte Dorf tragen, ſorgte für einen Wundarzt, ging ſelbſt zum Pfarrer des Orts und erbat ſich ein Quartier in deſſen Hauſe für den Verwundeten. Liebreich nahm dieſen der Pfarrer auf und Jakob genoß ſolch eine gute, ſorgſame Pflege, daß er ſchon nach einem Monat von ſeiner ſchweren Wunde völlig wiederhergeſtellt war. Der Pfarrer erklärte, ihn vor dem Schluſſe des Friedens, deſſen Präliminarien ohnehin ſchon unterzeichnet waren, nicht aus ſeinem Hauſe zu laſſen und that alles, dem ihm liebgewordenen Gaſt angenehme Tage zu bereiten; aber Jakobs Lebenskranz war nicht aus Blüthen, nur aus Dornen geflochten. Einer der mit ihm gefangenen Uhlanen, welchen der Huſarenrittmeiſter zu Jakobs beſonderer Bedienung im

Dorfe zurückgelaſſen hatte, betrank ſich eines Tages, ſchleppte die Tochter ſeines Hauswirthes in die Futterkammer und wollte ſie unter den härteſten Mißhandlungen zur Befriedigung ſeiner Lüſte zwingen. Auf der Dirne Geſchrei eilten ihr die Aeltern und der Bruder zu Hilfe. Nur mit der größten Anſtrengung entriſſen ſie dem Wüthenden ſeine Beute und dieſer ergrimmte ſo ſehr, daß er mit einem Meſſer nach dem Mädchen ſtach und es gefährlich verwundete. Der Hauswirth eilte zu Jakob und führte Klage. Unverzüglich ging Jakob in das Quartier des Uhlanen, ließ den noch immer Tobenden von den Nachbarn, welche auf das Angſtgeſchrei der Familie herbeigeeilt waren, mit Stricken binden und forderte eine Fuhre, um ſelbſt den Verbrecher nach dem nächſten Städtchen zu bringen und dem dort ſtehenden feindlichen Cavallerie-Commando einſtweilen zu ſtrenger Haft zu übergeben. Jetzt kam auch mit dem Wundarzt der Pfarrer, um dem verwundeten Mädchen beizuſtehen. Kaum erblickte der Uhlan dieſen, als er ihm mit brüllender Stimme und auf die beleidigendſte Art Vorwürfe machte, daß er dieſen Unteroffizier, der ein Jude ſei, unter ſeinem Dache beherberge, wodurch er Gott beleidige und nicht nur auf ſich, ſondern auf das ganze Dorf die Strafe des Himmels herbeiführe. Der Pfarrer, ein herzensguter Mann, aber unduldſam gegen Jeden, der eines andern Glaubens war und immer ſehr ängſtlich,

wies Jakob mit Thränen im Auge aus ſeinem Hauſe; denn, — meinte er, — wie dürfe ein Prieſter dem Gekreuzigten vor dem Altar entgegentreten, ohne deſſen Fluch auf ſich und ſeine Gemeinde herabzuziehen, wenn er wiſſentlich einen ſeiner Mörder in ſeiner Wohnung behielt? — Mit vieler Mühe, und das erſt auf Befehl eines, in dieſem Dorfe mit ſeinen Grenadieren eingerückten Offiziers, fand Jakob ein Unterkommen in einer elenden Bauernhütte, wo er bis zum erfolgten Friedensſchluſſe und zur Freigebung der öſtreichiſchen Gefangenen ein elendes Daſeyn hinſchleppte.

In das Vaterland heimgekehrt, fand Jakob ſeine Mutter todt und ſeinen Bruder im Beſitze eines ſehr blühenden Geſchäftes. Es war ihm nicht möglich, in ſeinem Geburtsorte zu bleiben. Mit ſeinem Militärabſchiede, mit guten Empfehlungen verſehen, ging er nach Hamburg und trat dort als Handlungsdiener in Condition. Hier war es, wo er mit einem Prediger bekannt wurde, der ihn dazu bewog, ſich in der Stille — Jakob wollte ſeinen ſehr bigotten Bruder und ſeine eben ſo geſinnten Anverwandten nicht durch eine öffentliche Taufhandlung kränken — von ihm taufen zu laſſen.

Unter den Comptoirdienern von Hamburg wurde es bald bekannt, daß Jakob ein Jude ſei, und er mußte manche Kränkung und manches beißende Wort erdulden. Ueberzeugt, daß es ihm

wenig helfen würde, dieſen rohen Menſchen ſich als getaufter Jude zu erklären und der herabwürdigenden Behandlung müde, entſchloß er ſich, in der neuen Welt einen Zufluchtsort gegen die vielen, unverdienten Mißhandlungen zu ſuchen, die er in Europa erduldet hatte.

Jakob ſegelte nach New-York ab und erreichte glücklich das Land der Religionsfreiheit und der vermeintlichen Duldung. Unter den Abkömmlingen der Engländer fand er die Toleranz im eigentlichſten Sinne; bei den Deutſchen aber bemerkte er den Judenhaß eben ſo heftig, wie in ſeinem Vaterlande. Er hielt ſich daher auch am meiſten zu den Engländern und fühlte ſich eine geraume Zeit auch recht glücklich. Mittelſt des Betrages ſeiner Erbſchaft und der guten Empfehlungen, die er mit nach Amerika gebracht hatte, war es ihm gelungen, als Theilhaber in eine Fabrikanſtalt aufgenommen zu werden, in welcher er ſich nützlich zu machen wußte und bedeutende Geldvortheile zog.

Durch ſeine bedeutenden Geſchäfte kam Jakob mit einem deutſchen, zu New-York etablirten Handelsmann in Verbindung, der den jungen Fabrikherrn gaſtfreundlich in den Zirkel ſeiner Familie einführte, der aus ſeiner Frau, einer frommen Hannoveranerin, und einer liebenswürdigen Tochter beſtand. Bald ſchloſſen Jakob und Luiſe den Bund der Herzen und willig und gerne ſegneten ihn die frohen Aeltern.

Auf ſolch' einem Höhepunkte irdiſchen Glückes ſtand nicht oft ein junger Mann, wie Jakob jetzt ſtand. Im Beſitze eines einträglichen, durch die ſtrengſte Redlichkeit begründeten Gewerbes, allenthalben geachtet, in jeder Geſellſchaft beliebt, im Kreiſe der gebildetſten Menſchen ſich bewegend, nahte ſich der Glückliche dem lange erſehnten Ziele, eine tugendhafte, blendend ſchöne Braut vor den Altar zu führen — und dieſe eine Chriſtin. Jeder Verdacht, daß er ein Jude ſeyn könne, mußte jetzt verſchwinden und ſeine Kinder — dieß war ihm eine der wichtigſten Angelegenheiten — ſollten nie die, dem Vater von der Unduldſamkeit ſo häufig, ſo tief verletzend zugefügten Schmerzen leiden oder ſie auch nur erfahren. Geboren von chriſtlichen Aeltern traten ſie in den Beſitz aller bürgerlichen Rechte und konnte der Vater ihnen Tugend und Kenntniſſe einprägen, dazu ein Vermögen hinterlaſſen, ſo trat ihnen der Rieſe Vorurtheil nicht in ihren Lebensweg, und dieſer Zerſtörer ſo mancher diesſeitigen Glückſeligkeit hatte keine verderbliche Macht über ſie.

Armer Jakob, dein Traum war ſüß und beglückend, aber furchtbar dein baldiges Erwachen.

An dem Nachmittag eines ſchönen Sonntages kehrte Jakob mit ſeiner reizenden Braut von einem Spaziergange in die Stadt zurück, als aus einer Seitengaſſe ein ärmlich gekleideter Jude mit freundlich grinſendem Geſichte, ausgeſtreckter Hand und

mit den Worten auf ihn zukam: „Schum-lechen *), Jäkef, wie kömmſt Du her?“ — Jakob trat verlegen zurück: „Ich kenne Euch nicht, Freund,“ — ſagte er — „Ihr irrt Euch in der Perſon!“ — „Ich nicht kennen den Jäkef Herſch aus P...“ — ſchrie der Jude mit verzerrtem Geſichte und gellender Stimme — „ich ſoll nicht kennen den Jäkef, den Sohn der Rebecca und des Abraham Herſch, die doch ach ſind vom Stamme Iſaſchar, von meinem Stamme; ich ſoll nicht kennen den Jäkef, bin ich doch der Moſes, der geweſen iſt fünf Jahr lang der Bacher ſeines Bruders, des Ephraim Herſch und hab den Jäkef noch geſehen, als er is gekommen aus dem Kriege, und hab ihn doch ach geſehen in Hamburg, wo er war auf dem großen Kemptör. Seht mer a mohl, wie ſtolz die Leite werde, wenn ſie raich werde und ſchene Schickſel **) bei ſich habe. Ich kann Sie verſichern, Jungfer,“ — fuhr er, gegen Luiſen gewandt, in boshaftem Eifer fort — „diſer do is an Jude, ſo gut wie ich, wenn er auch noch ſo grauß thut!“ — Jakob ſtammelte etwas von einem unverſchämten Kerl, von einem Wahnſinnigen und zog raſch ſeine Braut fort. Aber der erbitterte Iſraelite folgte ihnen dicht auf dem Fuße, nannte Jakobs ganze Sippſchaft her, rief dieſem jeden Umſtand aus der Heimath ins Gedächtniß zurück,

*) Schalam alechen, Friede ſei mit euch; das orientaliſche Salam.

**) Chriſtenmädchen.

damit er ja die Bekanntſchaft nicht länger leugnen könnte und alles dieſes ſo laut und mit ſo heftigen Geſticulationen, daß ſich bald ein Haufe Gaſſenbuben verſammelte, welcher das geängſtigte Paar bis vor das Haus der Braut begleitete und mit ſeinem rohen Witze nicht zurückblieb, den Juden zu ſekundiren, welcher, um Jedermann*) verſtändlich zu ſeyn, angefangen hatte, engliſch zu ſprechen, ſo gut er es immerhin vermochte.

Schon auf der Straße hatte Jakob alle Mühe gehabt, die bis zum Hinſinken erſchrockene Braut aufrecht zu erhalten; aber ſobald ſie ins Haus trat, ſank ſie ohnmächtig in der Mutter Arme. Während dieſe und Jakob beſchäftigt waren, ſie ins Leben zurückzurufen, trat der Vater, der durch die weit ſchallende Stimme des eifernden Juden, und durch das Toben und Gelächter der Gaſſenbuben und des ſich ſammelnden Pöbels in ſeiner Nachmittagsruhe, die er eben in einer Laube des Gartens hielt, geſtört worden, vor's Haus, um die Urſache des Auflaufs zu erfahren; mit ſchadenfrohem Eifer drängte ſich der tückiſche Iſraelite durch die Menge und erzählte dem Kaufherrn Alles, was Jakob bisher ſo geſchickt zu verbergen gewußt hatte. Aufs höchſte erbittert gegen den Betrüger — wie der unduldſame Spießbürger den unglücklichen Jakob in ſeinem Grimme nannte,

*) In der Hauptſtadt New-York iſt die engliſche Sprache die herrſchende.

eilte er in das Zimmer, wo dieſer noch mit ſeiner Luiſe beſchäftigt war, die ſich indeß wieder erholt hatte, riß ihn von dem Mädchen weg, und befahl ihm mit der größten Rohheit, ſogleich das Haus zu verlaſſen und es nie wieder zu betreten.

Umſonſt ſtellte ihm Jakob vor, daß er längſt kein Jude mehr ſei, daß er bereits vor mehreren Jahren die Taufe erhalten, ſeitdem regelmäßig die Kirche beſucht und jeden Umgang mit ſeinen zeitherigen Glaubensgenoſſen vermieden habe. Der bigotte Alte beſtand darauf: ein getaufter Jude wäre nichts anders, als ein Jude und ſeine Tochter dürfe weder einen Juden noch einen getauften Juden heirathen; und ſelbſt die Vorſtellung, daß Chriſtus und die Apoſtel nichts anders als getaufte Juden geweſen, vermochte nicht, dieſen Entſchluß wankend zu machen.

Luiſe hatte ſich, während ihr Vater gegen den armen verlaſſenen Jakob alle Schleußen ſeines Zorns, ſeiner Duldungsloſigkeit, ſeines gekränkten Stolzes zog und dieſer den anſtürmenden Wogen die vernünftigſten Vorſtellungen und die herzlichſten Bitten fruchtlos entgegenſtellte, mit ihrer Mutter entfernt. Alles, was Jakob am Ende von dem Alten erhalten konnte, war die Erlaubniß, von ſeiner Tochter Abſchied nehmen zu dürfen. Sie empfing den früher ſo heiß Geliebten mit einer Kälte, mit einer Verachtung, die ſein Herz aus tauſend Wunden bluten machte, und als er ſich auf die heiligen Betheuerungen

ihrer innigen, nie wankenden Liebe zurückführte, als er mit der eingreifenden Sprache der Vernunft und des Gefühls an ihr Herz geredet hatte, erklärte sie mit dem wegwerfendſten Tone: „ſie habe ihn wohl lieb gehabt, aber hätte ſie nur geahnet, daß er ein getaufter Jude ſei, ſo hätte er nie ihre Hand berühren, nie an ihrer Seite durch die Stadt gehen, vielweniger ſich die geringſte Hoffnung auf eine eheliche Verbindung mit ihr machen dürfen.“ — Das war mehr, als der Unglückliche ertragen konnte. Er ſtürzte aus dem Hauſe in ſeine Wohnung, verſchloß ſich in ſein Gemach und brachte dieſen Abend und die Nacht im Zuſtande eines Verzweifelnden zu.

Am folgenden Morgen erhielt Jakob ſeine Geſchenke von Luiſen zurück, begleitet von einem kalten Billete, worin ſie bedauerte, daß er ſich die Sache ſo ſehr zu Herzen zu nehmen ſcheine. „Aber“ — ſetzte ſie ſehr altklug hinzu — „es wäre auch wirklich ein recht verwegener Gedanke geweſen, als Jude ein ehrſames Chriſtenmädchen freien zu wollen, und dadurch eine ſo fromme und ſo geachtete Familie ins Gerede zu bringen und herabzuwürdigen.“ — Dieſen neuen Schlag ſollte der Unglückliche aber wenigſtens damals nicht empfinden. Beim Anblick der zurückgeſandten Geſchenke bemächtigte ſich ſeiner ſolch eine Schwäche, daß er nicht mehr im Stande war, das ſchnöde, gefühlloſe Billet zu leſen; er verfiel in ein hitziges Fieber, das ihn dem Grabe

nahe brachte, und von welchem er erſt nach zwei Monaten genas. —

Mit der innigſten Liebe war Jakob der reizenden Luiſe zugethan, ſelbſt die Gemeinheit, womit ſie ſich bei der unglücklichen Entdeckung benahm, hatte nicht vermocht, die Charakterloſe ihm verächtlich zu machen. Mit der wiederkehrenden Geſundheit erwachte in ihm die ermuthigende Hoffnung, wieder ihr Herz und die Einwilligung ihrer Aeltern zu gewinnen; aber als er jetzt erfuhr, daß ſie, im Laufe ſeiner Krankheit, ſich vermählt habe, da wurden ihm New-York und die neue Welt zur Hölle. In Eile verkaufte er ſeinen Antheil an der Fabrik, zog ſeine ausſtehenden Kapitalien an ſich und ging nach London, um hier, ungekannt und unbemerkt, ſeine Tage hinzubringen. Nur ein Jahr hielt er es in dieſer, ihm zu geräuſchvollen Stadt aus. Es ergriff ihn die Sehnſucht nach deutſchem Lande und deutſcher Zunge, nach einem abgelegenen Orte, wo er auf deutſchem Boden bei einiger Beſchäftigung, unter ſeinen Büchern und unter dem Studium der Botanik, zu welcher er ſeit einiger Zeit eine vorzügliche Neigung hatte, ein gemüthliches Stillleben zu führen. Er verließ London und wählte ſich einſtweilen Frankfurt a. M. zu ſeinem Aufenthalte, um ſich von da aus ein Plätzchen zu ſuchen, welches mit ſeinem Wunſche ganz im Einklange ſtehe. —

Von Zeitungen umgeben, die Jakob gerne und aufmerkſam las, ſaß er bei ſeiner Morgenpfeife am offnen Fenſter ſeines Schlafzimmers, als leiſe an die Thüre gepocht wurde. Auf ein raſches Herein bohrte ſich durch die langſam und ſchmal geöffnete Thüre ein ſpitzer grauer Bart, dann ein erdfahles, ſchmutziges, widerlich grinſendes Geſicht, dann eine dünne, verſchobene, unreinliche, armſelig gekleidete Geſtalt. Entſetzt ſprang Jakob auf, der erſte Blick auf die widerwärtige, aneckelnde Figur ließ in ihr den boshaften Moſes, jenen Juden erkennen, der ihn zu New-York um Braut, um öffentliche Achtung, um die Fortführung ſeines ergiebigen Gewerbes, um ſeine ſchönſten Hoffnungen gebracht hatte. Das Bild einer ſo glänzenden, aber durch dieſen tückiſchen Menſchen ganz zerſtörten Vergangenheit trat ſo aufregend vor ſeine zürnende Seele, daß er, von Luſt nach Rache durchflammt, eine Piſtole von der Wand riß und ſeinen Feind erſchoſſen hätte, wäre nicht ein beſſeres Gefühl plötzlich in ihm mächtiger geworden, als die erwachte Leidenſchaft des Haſſes und der Rache.

Jakob

(mit wild rollendem Auge den mit aller Freundlichkeit ihn angrinſenden Moſes kräftig faſſend).

Frecher, entſetzlich frecher Menſch, Du wagſt Dich mir zu nähern, da Dir doch nicht unbekannt

ſeyn kann, daß mich Deine Bosheit um die Braut, um die Achtung der angeſehenſten Familien gebracht und mich aus einem Orte vertrieben hat, wo es mir ſo wohl ging und wo ſich mir ſolch eine glückliche Zukunft aufthat.

Moſes.

Ich was es wuhl, was aber auch, daß Sie nicks heßick hem*), daß Sie vielmehr auſcher**) und glücklich ſain, dorch mich zu verlieren Ihr Kallo***), denn das Schickſel iſt ane Furie, das durch ſaine Laune, ſaine Eiferſucht und dorch ſain Geiz den braven Herrn L... zum unglücklichen Iſch†) und ihm das Chaiaus††) zum Gimom†††) macht. Ich kum jau gras vun New-York un hob gſehe, wie ſich die zwa Leit alle Tag zanken, un ſich in die Hor kumt.

Jakob
(wirft die Piſtole auf den Tiſch und ſich in einen Stuhl).

Sei es wie es wolle; nie kann, nie werde ich Dir vergeben, daß Du meine ſchönſten Hoffnungen ſo boshaft zerſtört, daß Du mich zum Gegenſtande des allgemeinen Geredes und der öf-

---

*) Verloren haben.
**) Reich.
***) Braut.
†) Ehemann.
††) Leben.
†††) Hölle.

ſentlichen Verſpottung gemacht haſt. Wodurch habe ich Dir je Veranlaſſung gegeben, ſo niederträchtig an mir zu handeln? — Ja, ich erkannte in Dir auf den erſten Blick den frühern Lehrer meines Bruders; ich wußte aber auch, wie gut es Dir ſtets in unſerm Hauſe gegangen, welche Wohlthaten Dir meine Mutter erwieſen hat, und doch konnteſt Du ſolch eine niedrige Handlung an mir begehen? —

Moſes.

Worem hem Sie ſich verleugnet? — worem hem Sie ſich vun mir zurückgezaugen, als wär ich a räudiger Kelef*)? Hiten Sie mir an freundlichen Dibur**) giben, an Wink, ich hett geſchtigend***) wie a Fiſch, ich hett a Schſua†) gethon, das ich Sie nit kenn.

Jakob.

Ich leugne nicht, daß es mir höchſt peinlich war, an der Seite meiner Braut als ein gebornet Jude bekannt gemacht zu werden, aber ich bin auch feſt überzeugt, daß mein kaltes Benehmen gegen Dich nicht die einzige Veranlaſſung war, daß Du meine Abkunft ſo laut und ſo fortwährend ausgeſchrien haſt. Moſes, ich weiß noch

*) Hund.
**) Wort.
***) Geſchwiegen.
†) Schwur.

recht gut aus den Zeiten Deines Aufenthaltes in unſerm Hauſe, wie geldſüchtig Du biſt; geſtehe mir daher aufrichtig, welch ein Plan oder welch ein ſicherer Vortheil Dich zu dieſem Benehmen gegen mich bewog.

Moſes.

Wertheſter Herr Herſch, ich will Ihne ranen Jajin*) eiſchenken. Die Hoffnung, in New-York an guten Maſſamatton**) zu machen, hat mich beſtimmt, dauhin zu raſen. Aus den Maſſomatton is nicks geworen, un ich wor une Geld. Im grauſen Schlamaſol***) ſitz ich ahn Koffihaus, und hob mir den Rauſch†) zerbrauchen, was ich afange ſoll, um do ſo viel Mues††), als die Hamras koſt, zu verdiene. Dau hot of amaul a ſchmucker, junger Saocher†††), dar Herr L..., der am Fenſter gſtane is, an andern geſogt: „Dau geht der verdammte Deutſche, der mir das ſchöne, raiche Mädchen weck genume hot!“ — Ein Deutſcher, vielleicht gar a Bekanter vun mir, dacht ich, bin ich an Fenſter gange und kennte auf die erſten Augenblick mein Jäkef Herſch. Ich hab mir erzehlen laſſen durch die Harrn L... un dau

*) Wein.
**) Geſchäft.
***) Elend.
†) Kopf.
††) Geld.
†††) Kaufmann.

die Harrn S..., ihren künftigen Schwär*) als den gröſten Jüdenfeind kennte, ſo war mei Plan gleich fertig. Ich hob den L... glach auf die Seit genume, un hob mich arbote, ihn vun die läſtigen Nebenbuhler zu helfen, wen er mir bezohlen will 50 Guineen. Mit Freuden hot der grausmüthige Harr dos Anerbieten angenume, es worden zwa Edim**) dazau genume, un ich erhalt dos Verſprechen, dos verlangte Mues in die Augenblick zu empfange, wu Harr S. die Verbindung ſeiner Tochter mit Sie aufhebe. — Daß Sie a Jüd ſen, un wos ich vor hob, entdeckte ich kan, nit dem Harrn L... un nit dan zwa Edim. Viel Tog lauerte ich of die Geliegenhait, Sie mit Ihr Kallo anzutreffen of der Straße un a ſolchin Spetakel zu machen, daß das ganze Maukem***) erfahren muß, daß Sie a Jüd ſen, und daß der Vater Ihrer Kallo Sie as die Haus jage. Mei Unternehmen gelang, der Vater wies Sie vun ſei Thür, das Midchen hot die jungen, ſchmucken L... genume zum Iſch, ún ich hob blanke 50 Guineen bekume.

Jakob.

Elender, Du haſt die beiſpielloſe Unverſchämtheit, mir dieſe ſchändliche Handlung, die Du, aus niedriger Habſucht zu meinem Verderben ſo

*) Schwiegervater.
**) Zeugen.
***) Stadt.

gewiſſenlos ausübteſt, mit größter Kaltblütigkeit mir zu erzählen? — Auf der Stelle entferne Dich und danke Gott, daß ich Dich nicht züchtige, wie Du es durch Deine Schandthat verdient haſt. Fort aus meinen Augen.

Moſes

(mit der größten Ruhe und leichtem höhniſchen Lächeln).

Ich geh nit, ich bleib, bis Sie mer gemacht haben main Willen. Sie wellen ka Jüd ſei, Sie wellen a grauße Rol ſpielen unter vornehme Leut als a Chriſt; es ſoll Ihne überall mit Kaiſet*) und Hauchachtung begegend weren. Dos kenn gſchehe, ober davor meßen Sie bezahlen. Ich hob mit maine 50 Guineen ein Maſſomatton wieder angfange, hob mehr als Doppelte daumit gewunen und hob mit ein Goi Kippo**) gemacht, aber der is bal pledo***) geworen, der Spitzbu, der Branddieb, der Achbrauſch†) hot mich in ſei Schlamaſol††) nei gezaugen, un ich bin jizt fau nackt und blauß, wie a neugeboren Kind. Sie dagegen ſind auſcher†††), vornihm un a grauſſer Harr. Weren Sie mir auf der Stelle 100 Lue-

*) Ehrerbietung.
**) Compagnie.
***) Hat Falliment gemacht.
†) Straßenräuber.
††) Unglück.
†††) Reich.

gedor giben, ſau thu ich a Schfue*), deß Sie nit ſen der Jäkef Herſch aus P..., daß ich Sie kenn als an raicher Su eines vurnehmen Chriſten. Willen Sie mir nit geben 100 Luegedor, ſau ſog ich ganz Frankfort, daß Sie ſen der Jäkef Herſch aus P..., daß Sie in New-York vun die angeſehenen Gaocher S. zum Haus ſen nausgeworfen woren, weil Sie verheimlich hem, aner zu ſei vun unſre Lait, un ſich hem eigſchlichen als a Chriſt in die Herz der ſchöne Kaufharrn-Tochter, und als erkennter Jüd mit Charbe und Buſche**) vun Tate***) un der Tochter ſen fortgejagt woren. Wellen Sie mir nit giben die Meo Kiſſaim†), ſau folg ich Ihnen nauch wie Ihr Schatten. Gehn Sie nauch Peris, bin ich ach dort, gehen Sie nauch Rußland, bin ich ach dort, un ich wer alle Lait allehand Stückelchen erzählen vun die Jäkef Herſch, der nit a Jüd ſei will, un Sie weren ka Ruh un Roſt hoben vur die geſchäftigen Mauſche††). — Nu, was wollen Sie thau, zohlen, un vurnihm und grauß bleiben, oder nit zohlen, un ſei verſpottet und veracht unter die Chriſten, wie unter unſre Lait verſpottet und veracht is a Tolah, an Jiſcha Hanozru! —

---

*) Schwur.

**) Schimpf und Schand.

***) Vater.

†) 100 Louisdor.

††) Moſes.

Jakob

ſpringt heftig auf, und ſchreitet im Zimmer umher. Nach einem langen Kampfe mit ſich ſelbſt öffnet er ſeinen Geldſchrank, nimmt eine Rolle Gold heraus und tritt damit vor Moſes).

Wohlan, hier ſind die 100 Louisdor. Sie ſind Dein, aber Du verbindeſt Dich mit einem Eide, Niemand zu ſagen, daß ich ein geborner Jude bin. Brichſt Du Deinen Eid, ſo ſchieße ich Dich nieder wie einen tollen Hund.

„De werd wuhl einroſten Ihr Pixtol, bis ich verbreche a Schfue" — grinzte ihm Moſes entgegen, und nun ſchwur er, daß er: „ſau wohr glaich auf die Platz ſoll a Miſcha Meſchina*) einnehme" — wenn er je Jakobs Abkunft verrathe.

Haſtig nahm er die dargebotene Rolle und kroch unter den wortreichſten Glückwünſchen und mit den demüthigſten Bücklingen zur Thüre hinaus.

Es war nicht lange nach dieſer Begebenheit, als Jakob in einer Zeitung las, daß nahe am ...ſchen Städtchen D... ein ſehr beträchtliches Oekonomiegut zu verkaufen ſei. Jakob, der mit ſeiner Neigung zur Botanik auch ſeit einiger Zeit die zur Landwirthſchaft verband, ſchrieb ſogleich an den Mann, der mit dem Verkaufe dieſes Anweſens beauftragt zu ſeyn in dem öffentlichen Blättern erklärt hatte, und erbat ſich von ihm

*) Einen plötzlichen Tod.

einen Ueberſchlag, ſo wie auch einige Auskunft über die Lage dieſes Anweſens. Bald erhielt er das Verlangte und war auch gleich entſchloſſen, Käufer zu werden, da die bedungene Summe, dem Ueberſchlage nach, nicht übertrieben war, auch kaum mehr als die Hälfte ſeines baaren Kapitals in Anſpruch nahm und die iſolirte Lage dieſes, von den dazu gehörigen Ackergründen, Wieſen, Teichen und Waldungen in einem weiten Kreiſe umſchloſſenen Oekonomieguts ihn beſonders anzog. Auf der Stelle reiſte er dahin und ward Käufer.

Ein Geſchäft mit dem fürſtlichen Rentmeiſter führte ihn einige Tage nach dem abgeſchloſſenen Kaufe in das Städtchen D... — Das Geſchäft war abgethan und Jakob wollte ſich empfehlen, aber der Rentmeiſter hatte in den wenigen Stunden, die er mit Jakob zubrachte, in dieſem ſolch einen feinen, unterrichteten Mann gefunden, daß er ſeine Unterhaltung noch länger genießen wollte und in ihn drang, ein kleines Familienfeſt, das dieſen Abend in ſeinem Hauſe begangen werde, mit feiern zu helfen. Jakob blieb, die geladenen Gäſte kamen und mit ihnen die junge Wittwe eines in einem Duelle gefallenen Hauptmanns. Die reizende Emilie und der ſchöne, ſtattliche Jakob ſahen ſich und fühlten ſich gegenſeitig angezogen. Jakob ritt nach geendigtem Feſte wie ein Träumender nach Hauſe und dachte nur an Emilien; dieſe fand die aufgehende Sonne noch am offnen Fenſter, den Lockenkopf in die kleine Hand

geſtützt und jedes Wort, das ihr der liebenswürdige Fremde zugeflüſtert hatte, ſich mit ſüßem Gefühle wiederſagend.

Beide lernten ſich näher kennen, beide liebten ſich täglich inniger und tauſchten bald ihre Geſtändniſſe aus. Da nichts ihrer Verbindung im Wege ſtand, ſo machten ſie auch aus ihrem Bunde kein Geheimniß mehr und erklärten öffentlich ihr Verhältniß.

Schon war der Tag ihrer Vermählung feſtgeſetzt, als Emilie von dem Gerichte zu G... aufgefordert wurde, eine Erbſchaft, um welche ihr Gatte Prozeß geführt hatte und welche ihr nun der richterliche Spruch zuerkannte, in Empfang zu nehmen. Emilie wollte nicht dahin gehen, da ſie einen Ort ſcheute, wo ſie früher im Kreiſe der Anverwandten ihres Gatten gelebt und von dieſen gegen ſie feindlich Geſinnten ſo viele Kränkungen erduldet hatte. An Emiliens Statt reiſte Jakob, mit den gehörigen Papieren verſehen, dahin ab.

Erſt nach zwei Wochen hatte Jakob, trotz ſeiner Thätigkeit, mit welcher er Emiliens Angelegenheiten betrieb, ſein Geſchäft geſchlichtet. Die Sehnſucht nach der Geliebten war zu mächtig, um noch eine Stunde länger in G... zu bleiben. Er ließ anſpannen und befahl dem Kutſcher raſch zu fahren. Die Wege waren ſchlecht, die Pferde abgetrieben, die dunkelſte Nacht brach herein, ehe Jakob noch den dritten Theil der Reiſe vollendet

hatte, und er sah sich gezwungen, in einer elenden Dorfschenke zu übernachten. Schon mit grauendem Morgen fuhr er wieder ab. Am Fuße eines sich lange dahinziehenden, an manchem Platze sehr steilen Berges stieg Jakob aus und ging den Fußpfad, der den Berg entlang, durch einen Wald führte. Er mochte einige hundert Schritte gegangen seyn, als er unter einem fernen, dicht am Fußwege stehenden Baum einen Menschen sitzen sah, der sich mit seinen Reisebündel beschäftigte. Ohne sich um den Fremden zu bekümmern und nur mit den Plänen seines künftigen Lebens beschäftigt, schritt er eilig fort, als er sich bei seinem Namen rufen hörte. Er sah auf, und — Moses stand vor ihm, der tückische, geldsüchtige Jude begrüßte ihn mit seinem eckelhaft freundlichen Grinsen. Jakob schauderte zurück beim Anblicke des entsetzlichen Menschen, der ihm so wehe gethan, und dessen Erscheinung irgend ein Uebel ihn ahnen ließ.

Moses löste gleich das Räthsel seiner überraschenden Erscheinung. Er hatte die Errichtung einer Hutfabrik übernommen. Die gegen Jakob zu Frankfurt gemachte Angabe seiner Armuth war eine Lüge, denn Moses hatte in New-York eine glückliche Speculation gemacht und eine große Summe nach Deutschland gebracht. Dessen ungeachtet reichte sie nicht hin zur Ausführung seines Unternehmens. Durch Zufall erfuhr er, daß

ein reicher Mann, Jakob Oellers aus Jamestown *) — auf dieſen Namen und auf dieſe Stadt hatte ſich Jakob in London einen Paß verſchafft — das bedeutende Oekonomiegut bei D... gekauft habe. Moſes wußte, daß Jakob dieſen Namen angenommen habe, gleich kam ihm der Gedanke, dieſem die fehlende Summe abzutrotzen. Ungeſäumt machte er ſich auf den Weg nach D..., hörte von einem Bürger dieſes Städtchens, mit dem er in einem Nachtquartiere zuſammenkam und ſich gleich über die Verhältniſſe des Herrn Oellers in ein ausforſchendes Geſpräch einließ, deſſen nahe Vermählung mit einer reichen Hauptmanns-Wittwe und jubelte im Stillen, noch mehr Stoff zur Erzwingng des Geldes zu haben. Daher ſäumte er auch nicht, nach einer großen Jeremiade über ſeine harte Lage, Jakob geradezu zu erklären, daß, würde ihm die geforderte Summe verweigert, er alles aufbieten werde, die Vermählung gänzlich zu hintertreiben und den Jakob Hirſch, als einen gebornen Juden und als Namens-Verfälſcher zum Gegenſtand der allgemeinen Verachtung zu machen.

Jakob war in einer furchtbaren Lage. Er hatte ſich überzeugt, daß vielleicht in keinem Orte der Welt ſolch eine Abneigung, ſolch ein fanatiſcher Haß gegen die Juden herrſche, als in D..., daß ſelbſt die engelgute, hochgebildete Emilie jeden Iſraeliten mit einem unbeſiegbarem Vor-

*) In Nordamerika, erbaut im Jahre 1607.

urtheile verabſcheue; er konnte ſich leicht vorſtellen, daß dieſem Moſes, deſſen Geldgierde zu befriedigen, die Arbeit einer Danaide ſei, kein Schwur zu heilig und von ihm mit allem Grunde das Gefährlichſte zu fürchten wäre; überdieß forderte der Habſüchtige eine Summe, welche unmäßig war. Mit einem Wechſel der ſchrecklichſten Empfindungen ſtarrte Jakob den Juden an, der ganz ruhig ſein Bündel aufhuckte und mit der beſtimmten Verſicherung, nicht zu weichen, bis er die nöthige Summe habe, ſich dem neuen Reiſegefährten anſchloß. „Du haſt nicht Ruhe, bis Du ihn ermordeſt“ — flüſterte ihm eine verderbliche Stimme zu. Der Gedanke an die ſichere Zerſtörung ſeiner nahen, ihn unausſprechlich beglückenden Vermählung, an die gänzliche Vernichtung der ihm allgemein gewordenen Zuneigung, ſeines erworbenen Anſehens, die Einſamkeit des wenig beſuchten Platzes, das Gefühl ſeiner körperlichen Stärke, ein Blick in das tückiſche Geſicht des Argliſtigen, aus dem ihm die entſetzlichſte Bosheit entgegen grinſte — und die flüſternde Stimme ward zum Machtſpruch. Raſch packte er Moſes bei der Kehle und würgte ihn ſo lange, bis der Unglückliche kein Zeichen des Lebens mehr gab. Jetzt ſchleppte er die Leiche tief in das Gebüſch. Um ſie zu bedecken, raffte er einen Haufen Baumblätter zuſammen. In dieſem Augenblick ſchien ihm, als hätte der Jude noch nicht ganz vollendet. Er gab ihm mit ſeinem ſchweren

Bambusrohre noch drei gräßliche Hiebe auf den Kopf, die die Hirnschaale zerschmetterten, warf Laub auf den Getödteten und schlich leise aus dem Gebüsche, umherspähend, ob Niemand in der Nähe sei, ob er keine Fußtritte höre. Es herrschte eine Grabesstille; ein furchtbarer Schauer durchschüttelte den Mörder. Das Bild des Ermordeten trieb ihn mit Furiengeiseln von der blutigen Stätte. Ohne Athem, leichenblaß, am ganzen Körper bebend, erreichte er seinen Wagen, warf sich hinein und stöhnte dem Kutscher den Befehl zu, so scharf als möglich zu fahren.

Schon bei der Abreise von G... hatte Jakob sich vorgenommen, nicht auf sein näher gelegenes Gut, sondern gleich nach D... zu fahren, um früher mit Emilien das Fest des Wiedersehens feiern und im Arme der Geliebten früher den süßen Lohn für seine, ihrer Angelegenheit rastlos gewidmete Anstrengung ernten zu können. Als jetzt die Thürme von D... in nebelgrauer Ferne auftauchten, da ergriff ihn die Vorstellung, ein Mörder, ein der Liebe solch eines engelreinen Wesens Unwürdiger geworden zu seyn, mit solcher Stärke, daß er in lautes Weinen ausbrach. Jetzt fühlte er sich nicht stark genug, Emiliens Auge entgegenzutreten; er ließ nach seinem Gute einlenken; dort wollte er einsam weilen, bis es ihm gelungen sei, den Sturm seines Innern zu beschwichtigen.

Erſt nach drei Tagen fühlte ſich Jakob kräftig und beſonnen genug, vor Emilien und der Familie des Rentmeiſters zu erſcheinen. Er ſprengte mit verhängten Zügeln dem Städtchen zu, er drückte die Geliebte heftiger als je an die wild tobende Bruſt, wie ausgelaſſen tummelte er ſich im Kreiſe der ihn mit lauter Freude begrüßenden Familie umher, und als ihn der Rentmeiſter nach alter Sitte ſeines Hauſes, einen großen, mit dem edelſten Weine gefüllten Pokal zum Willkommen darreichte, leerte er dieſen und noch mehrere mit wilder Haſt, — alles, um ſich zu betäuben, um das ihm oft und plötzlich entgegen ſtarrende Bild des Ermordeten von der ergriffenen Seele zu verſcheuchen und ſeine innere Angſt unter der Hülle toller Fröhlichkeit zu bergen.

Schon war der Abend tief hereingebrochen, ſchon wollte Jakob nach Hut und Reitgerte greifen, um nach Hauſe zu eilen und noch ſo manches für das nahe Vermählungsfeſt zu ordnen, als der Criminalactuar eintrat. Sein Erſcheinen, beſonders zu ſolch ungewöhnlicher Zeit, überraſchte die Geſellſchaft, da dieſer, übrigens allgemein beliebte Mann das Haus des Rentmeiſters nur äußerſt ſelten beſuchte. Am meiſten war Jakob durch den Anblick des Criminalbeamten erſchüttert; eine furchtbare Ahnung ergriff ihn und er mußte ſich abwenden, um ſein Zittern und die Leichenbläſſe ſeines Geſichtes den Blicken der Verſammelten raſch zu entziehen und Faſſung und

Ruhe zu erzwingen. Der Actuar entſchuldigte ſeinen ſpäten, die feine Sitte verletzenden Beſuch mit der Nachricht, daß er ſo eben Befehl erhalten habe, morgen nach der Hauptſtadt abzureiſen, und da er wiſſe, daß der Rentmeiſter dort einen Bruder und liebe Verwandte habe, ſo ſei er eigens noch gekommen, um ſich dahin Aufträge zu erbitten. Man dankte ihm herzlich für dieſe gütige Aufmerkſamkeit, und der angenehme Geſellſchafter wußte die Verſammelten ſo anziehend zu unterhalten, daß zwei Stunden unbemerkt vorübergegangen waren. Jakob nahm nun Abſchied und mit ihm der Criminalactuar.

Als ſich die Thüre des Rentmeiſter-Hauſes hinter Beiden ſchloß, ergriff der Actuar Jakobs Hand und flüſterte ihm zu: „Herr Oellers, faſſen Sie ſich, ich habe vom Juſtizgerichte den Befehl, Sie zu arretiren. Folgen Sie mir willig und zwingen Sie mich nicht — hier wies er auf zwei Frohndiener, die hinter dem Hauſe verborgen waren und jetzt raſch an Jakobs Seite traten — Gewalt brauchen zu müſſen.“ —

Groß war Jakobs Erſchrecken, ſchnell und feſt in ihm die Ueberzeugung, daß die Mordthat entdeckt und er als Thäter erkannt ſei; wortlos wankte er am Arme des Criminalactuars der Frohnfeſte zu; in einiger Entfernung folgten die Frohndiener.

Im dichteſten Gebüſche, nahe an der Stelle, wo Jakob die Leiche mit zuſammengerafften Laub bedeckt hatte, ſchlief ein Kerl, der Tags vorher aus dem Zuchthauſe entlaſſen war, keinen Heller Geld hatte, um ſich in einem Wirthshauſe ein Nachtlager zu verſchaffen und daher im Walde ſeine Ruheſtätte aufſchlug. Das Geräuſch, welches Jakob beim Hinſchleppen des Ermordeten durch das Strauchwerk machte, weckte den Schläfer. Neugierig ſpähte er durch die Oeffnung der Zweige, mit Entſetzen ſah er, wie ein prächtig gekleideter, ſchöner, junger Mann einen Menſchen daher ſchleife, dieſem mit gräßlichen Hieben den Kopf zerſchmettere, die Leiche mit Laub bedecke und ſich davon ſchleiche. Der Erſchrockene hatte nicht die Kraft, aus ſeinem Verſtecke hervorzuſpringen und den Mörder zu packen, aber er hatte deſſen Geſicht, Geſtalt und Kleidung ſo feſt ins Auge gefaßt, daß ihm nicht das Geringſte daran entgangen war.

Erſt einige Zeit nach Jakobs Entfernung kroch der Kerl aus ſeinem Lager hervor, ſchlich durch das Gebüſch auf den Fußpfad hinaus, ſchnitt zur Bezeichnung und leichter Auffindung dieſes Platzes, einige Merkmale gerade in den Baum, unter welchem der unglückliche Moſes früher geſeſſen hatte, und eilte nun einem Einödhofe zu, welchen er in der Nähe wußte. Der Bauer, dem dieſer Menſch den ſo eben geſchehenen Mord anvertraute, ſpannte ſchnell ſeine flüchtigſten Roſſe ein und fuhr mit

jenem in das zwei Stunden entlegene Pfleggericht Kr..ld, wo ausführliche Anzeige von der Mordthat gemacht wurde. Ungesäumt verfügte sich der Pfleger mit dem Gerichtsarzt auf den bezeichneten Platz, es geschah, was hier zu thun war und noch am nämlichen Tage wurde den nächsten Gerichten der Vorfall angezeigt und eine von dem Zeugen des Mordes genau angegebene Personalbeschreibung des Mörders beigefügt. —

Da vom Pfleggerichte eine Belohnung von 50 Thaler auf die Entdeckung des Mörders ausgesprochen wurde, und da dem entlassenen Züchtling äußerst viel daran lag, diese Prämie zu verdienen und sich durch seinen Eifer bei Gericht geltend zu machen, so machte er sich auf den Weg, um den Mörder auszukundschaften. In einem Kreise um den Mordplatz umher besuchte er alle Wirthshäuser und forschte nach einem Manne, der so und so aussähe. Auf seinen Ausspähungsgängen kam er auch in die Dorfschenke, wo Jakob die Nacht vor dem verübten Morde zugebracht hatte. Der Kundschafter konnte kaum seine Freude verbergen, als er von den Wirthsleuten hörte, daß ein fremder Herr, der in Gestalt und Kleidung ganz dem Mörder glich, hier übernachtet habe. Sie wußten von ihm über Stand und Wohnort nichts Bestimmtes anzugeben, doch versicherte der Hausknecht, vom Kutscher des Fremden gehört zu haben, daß dieser in der Nähe von D... ein Anwesen besitze.

Hoch erfreut über dieſe, gewiß zu baldiger und ſicherer Entdeckung führende Nachricht eilte der Kerl, ohne das Geringſte von ſeinen Abſichten zu entdecken, gerade nach dem Städtchen D... — Nahe am Thore ging er in eine Schenke, ließ ſich einen Krug Bier geben und wollte ſo eben mit dem redſeligen Wirth ein zum Ziele führendes Geſpräch einleiten, als er den ſtolzen Gang eines brauſenden Pferdes hörte, und in dem Reiter auf den erſten Blick den Mörder erkannte. Dieſe Geſichtszüge, dieſe Geſtalt, dieſer grüne, auf polniſche Art gemachte Rock waren ihm bekannt. Es war der Mörder, wie er leibte und lebte. In wilder Freude, ſeiner Beute ſo ſicher zu ſeyn, ſtürzte der eifrige Späher auf einen Zug den Krug aus, warf das Geld auf den Tiſch und eilte dem Reiter nach. Von einer Straßenecke aus ſah er, daß dieſer am Gaſthofe zur rothen Taube abſtieg, dem Hausknecht ſein Pferd übergab und in das gegenüber liegende Haus des Rentmeiſters ging.

Jakob war kaum in das Haus getreten, ſo war auch ſchon ſein geheimer Verfolger beim Hausknecht im Stalle, erfuhr von dieſem, daß der ſo eben abgeſtiegene Herr Oellers, Beſitzer eines nahen Oekonomieguts ſei, und eilte nach Kräften zum Criminalrath, welchem er den verübten Mord und in der Perſon des Oellers den Mörder entdeckte.

Der Criminalrath, welcher Jakob als einen ſehr ſanften Mann von höchſt unbeſcholtenen Wan-

del kannte, glaubte anfangs in dem verdächtig aussehenden Angeber einen Wahnsinnigen, oder bestochenen Verleumder vor sich zu haben. Die Anzeige schien ihm so grundlos, so boshaft, daß er den Denuncianten auf der Stelle in Verhaft zu nehmen befahl; aber in diesem Augenblicke brachte der Postbote die Amtsschreiben, und unter diesen ein Schreiben des Pfleggerichtes Kr..ld, worin die Mordthat angezeigt und die Personalbeschreibung des Mörders angefügt war. Sie stimmte genau mit Oellers Aeußern überein, und der höchst überraschte Criminalrath konnte beinahe nicht mehr zweifeln, daß die ihm so eben gemachte Mittheilung begründet sei. Er ließ auf der Stelle den Criminalactuar holen, theilte ihm die so eben gemachte Anzeige, und das den nämlichen Gegenstand bestätigende, gerade eingelaufene Amtsschreiben mit, und gab mit schwerem Herzen und noch immer an Jakobs Schuld zweifelnd, den Befehl zu dessen Arretirung.

Der Criminalactuar, von Jakobs Anwesenheit im Hause des Rentmeisters unterrichtet, befahl zwei Frohndienern sich in der Nähe dieses Hauses aufzuhalten, ohne irgend ein Aufsehen zu machen, jedoch jeden Augenblick seiner Winke gewärtig zu seyn. Er ging in den Gasthof zur rothen Taube, setzte sich mit seinem Glas Wein an das Fenster, welchem die Thüre des Rentmeister-Hauses gerade gegenüber lag und wollte hier Jakob erwarten, um ihm entgegen zu gehen, selbigen in ein Gespräch

zu ziehen, während deſſen gleichſam in fröhlicher Unterhaltung durch die Straßen wandelnd, auf einem geheimen Wink von den Frohndienern in der Ferne gefolgt, ihn der abgelegenen Frohnfeſte zuführen und erſt in deren Nähe ihm ſeine Verhaftung ankündigen. Beinahe die Nacht war ſchon eingebrochen, und Jakob kam noch immer nicht. Der Criminalactuar durfte nun nicht länger zögern; er trat beim Rentmeiſter unter einem ſchicklichen Vorwand ein, feſt entſchloſſen, den dort gefundenen Jakob nun nicht mehr aus dem Auge zu laſſen, aber auch die möglichſte Schonung zu beobachten und das geringſte Aufſehen zu vermeiden.

Dem Zartfühlenden gelang Jakobs Verhaftung ſo wohl, daß Niemand die leiſeſte Ahnung davon hatte; erſt am andern Mittage kam ſie zur Oeffentlichkeit.

In einem Lande, wo der gefühlvolle Regent gleich nach ſeinem Regierungsantritte die Tortur aufgehoben hatte, wäre es für den Unterſuchungsrichter wohl eine ſchwierige Aufgabe geweſen, Jakob zu einem freiwilligen, ſchnellen Geſtändniß zu bringen, hätte für dieſen das Leben noch einen Reiz gehabt; aber ſchon in der erſten Stunde ſeiner Verhaftung bat er um ein Verhör und geſtand den verübten Mord. Nicht durch Ein Wort ſuchte er ſeine That zu mildern, ja er machte die

factisch unwahre Angabe, schon in New-York, dann in Frankfurt die fest beschlossene Ermordung des Juden Moses öfters versucht zu haben, aber jederzeit durch ungünstige Ereignisse daran verhindert worden zu seyn. Der Unglückliche war ganz mit dem Leben zerfallen; er fühlte, auf welch schmählich tiefer Stufe er unter der engelreinen Emilie stand, er fühlte sich als Mörder höchst unwürdig, sein Auge zu diesem Wesen zu erheben; und würde ihn auch jedes Gericht frei gesprochen, würde selbst Emilie den Gedanken, er sei ein Verbrecher, mit Abscheu zurückgewiesen haben, so war das Bewußtsein, solch eine gräßliche That gethan zu haben, und diese Emilie durch seine Annäherung zu entheiligen, mächtig genug, ein Dasein von sich zu weisen, welches ihm ohne Emiliens Besitz zur erdrückenden Last geworden wäre.

Noch hatte der Fürst kein Todesurtheil unterschrieben; auch hier ließ er Gnade für Recht ergehen und Jakob Hirsch wurde auf unbestimmte Zeit zur Kettenstrafe verurtheilt.

Sein letztes Verhör schloß Jakob mit den Worten:

„Ich wünsche sehr, daß meine unglückliche Geschichte der Welt bekannt werde. Vielleicht lernt mancher Christ dadurch mit dem armen Juden menschlicher verfahren, denn Mancher plagt

und mißhandelt den Iſraeliten aus Gedankenloſigkeit, wie der Knabe, der das Inſect quält, weil es ihm nicht einfällt, das arme Thier habe auch Gefühl. Möchten doch ſo viele Chriſten in dem Juden nicht Einen von den Parias der weſtlichen Welt erblicken, die ſich ſelbſt das Volk Gottes nennen, aber von der Unduldſamkeit kaum als Menſchen anerkannt werden.

„Aber auch den Juden lehre mein ſchreckliches Beiſpiel, wie gefährlich es für ihn ſei, rückſichtslos und anmaßend aus dem Kreiſe treten zu wollen, den ihm — nicht die Natur, nicht das Schickſal — ſondern die Tyrannei der öffentlichen Meinung vorgezeichnet hat. —